SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Ambiguität und Geschlecht in der Neuzeit: Interdisziplinäre Perspektiven

Becker, Frank (Ed.); Plummer, Patricia (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Becker, F., & Plummer, P. (Hrsg.). (2024). *Ambiguität und Geschlecht in der Neuzeit: Interdisziplinäre Perspektiven* (Historische Geschlechterforschung, 14). Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839471265

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

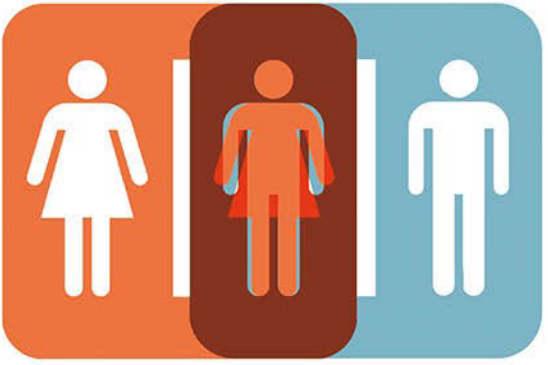
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:
https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-94655-7

Frank Becker, Patricia Plummer (Hg.)

AMBIGUITÄT UND GESCHLECHT IN DER NEUZEIT

Interdisziplinäre Perspektiven



[transcript] Historische Geschlechterforschung

Frank Becker, Patricia Plummer (Hg.)
Ambiguität und Geschlecht in der Neuzeit

Historische Geschlechterforschung | Band 14

Editorial

Die historische Geschlechterforschung begann mit dem Bestreben, die meist vernachlässigten Beiträge von Frauen* zur Geschichte zu erforschen und ihre Stimmen hörbar zu machen. Heute ist die historische Geschlechterforschung ein weites Forschungsfeld, das Themen wie die Geschichte der Geschlechterverhältnisse, die Geschichte der Frauenbewegungen, Männlichkeitsdiskurse und die Geschichte der Lebenswirklichkeit, Verfolgung und Entrechtung sowie der Kämpfe von LGBTQI*-Personen beleuchtet. Die Reihe **Historische Geschlechterforschung** bietet einen Identifikations- und Diskussionsort, um diese Themen in der interdisziplinären Forschungslandschaft zu verankern und ihnen zu größerer Sichtbarkeit zu verhelfen.

Frank Becker, Prof. Dr., lehrt Geschichtswissenschaft mit dem Schwerpunkt Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Duisburg-Essen. Sein Hauptinteresse gilt der Ideen- und Kulturgeschichte Europas seit dem späten 18. Jahrhundert.
Patricia Plummer ist Professorin für englische Literatur und Postcolonial Studies an der Universität Duisburg-Essen. Ihre Schwerpunkte liegen in den Bereichen Orientalismus, Reiseschriftstellerei und Religion, postkoloniale Literatur und Gender Studies sowie Populärkultur.

Frank Becker, Patricia Plummer (Hg.)

Ambiguität und Geschlecht in der Neuzeit

Interdisziplinäre Perspektiven

[transcript]

Der Band wurde finanziert aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https ://dnb.dnb.de/ abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld
© Frank Becker, Patricia Plummer (Hg.)

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: Bild von OpenIcons auf Pixabay (bearbeitet)
Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen
https://doi.org/10.14361/9783839471265
Print-ISBN: 978-3-8376-7126-1
PDF-ISBN: 978-3-8394-7126-5
Buchreihen-ISSN: 2627-1907
Buchreihen-eISSN: 2703-0512

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung
Frank Becker/Patricia Plummer 7

›Menschen dritten Geschlechts‹?
Kastratensänger im 18. und 19. Jahrhundert
Johanna E. Blume 15

Das romantische Zwischenreich der Geschlechter
Adelige Frauen in Eichendorffs Roman »Ahnung und Gegenwart«
Frank Becker/Elke Reinhardt-Becker 37

Ambiguität und Ambivalenz des ›Geschlechtswechsels‹ am Beispiel (post)moderner Transmänner
Annette Runte 75

Das erwartete Andere und das beobachtete Eigene
Mediale Sichtbarkeitsordnungen von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in der westdeutschen Printberichterstattung um 1968
Max Keilhau 105

»Dieses Mädchen ist ein Mann«
Ambige Geschlechtsidentitäten in der bundesdeutschen Illustrierten *Quick*
Frank Becker 137

Laboratorium TV-Serie
Transidentität und Liebe (2004–2023)
Elke Reinhardt-Becker 155

Gender-Kontroversen in der »Regenbogennation« Südafrika
Menschenrechte, Lebensrealitäten und Ausdrucksformen von sexuellen Minderheiten
Rita Schäfer 179

Ambiguität und Geschlecht
Ein Blick in die Zukunft – ausgeleuchtet mit der Figur des Kontinuums
Christel Baltes-Löhr 211

Autor*innenverzeichnis 233

Einleitung

Frank Becker/Patricia Plummer

Seit 2018 ist in Deutschland neben »männlich« und »weiblich« auch der Geschlechtseintrag »d« für »divers« im Personalausweis möglich. Aktuell wird vom Deutschen Bundestag ein »Selbstbestimmungsgesetz« beraten, das ein von 1980 stammendes, schon in der Bezeichnung inzwischen als völlig inadäquat geltendes »Transsexuellen-Gesetz« ablösen und die Geschlechtsanpassung von trans Personen erleichtern soll. Offenkundig verliert das binäre Geschlechtermodell, das sich seit der Aufklärung in Europa und Nordamerika sogar zu einem polaren Geschlechtermodell entwickelt hatte, das Männern und Frauen strikt gegensätzliche Eigenschaften zuschrieb,[1] in der jüngsten Vergangenheit seine uneingeschränkte Dominanz – ein Grund mehr, in die Geschichte zurückzublicken und die Frage aufzuwerfen, inwiefern und in welcher Weise nicht-binäre, also geschlechtlich ambige Figuren auch hier bereits das herrschende Geschlechtermodell herausforderten.

Dieser Rückblick war das Anliegen der zweiteiligen Ringvorlesung »Ambiguität und Gender. Das Dritte Geschlecht in Geschichte und Gegenwart«, welche die beiden Herausgebenden des vorliegenden Bandes in zwei Teilen in den Wintersemestern 2019/20 und 2021/22 an der Universität Duisburg-Essen durchführten. Weil Genderforschung stets ein Querschnittsthema ist, zu dem verschiedene Wissenschaften beitragen können, wurde auch für dieses Format ein interdisziplinärer Zugriff gewählt. Bei einem leichten Übergewicht der Geschichtswissenschaft sind auch Literaturwissenschaft, Ethnologie und Pädagogik vertreten. Institutionell war die Ringvorlesung an die DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« angebunden, die seit 2019 an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen angesiedelt ist.[2]

Diese Forschungsgruppe, der die beiden Herausgebenden angehören, befasst sich nicht nur mit geschlechtlicher, sondern auch mit religiöser und ethnischer Ambiguität. Deshalb hat sie einen relativ abstrakten Ambiguitätsbegriff entwickelt, der

1 Karin Hausen, Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.

2 https://www.uni-due.de/forschungsgruppe_2600/ (zuletzt 10.01.2024).

auf alle drei Gegenstandsbereiche angewendet werden kann. Er soll im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Die Grundidee besteht darin, das Ambige in einem Wechselspiel mit dem Akt des Unterscheidens zu begreifen. Wo Unterscheidungen getroffen werden, kann sich deren Unbrauchbarkeit erweisen, weil ambige Phänomene beobachtet werden; das Ambige hingegen fordert zu neuen Unterscheidungen heraus, die (vermeintlich) wieder für Klarheit sorgen. Daraus resultiert ein Spannungsverhältnis, eine Dynamik der Ambiguität und Disambiguierung, die nie zum Stillstand kommt. Bezieht sich diese Dynamik auf Phänomene, die in einer Gesellschaft wichtige Ordnungsfunktionen übernehmen, kann davon ausgegangen werden, dass sie intensive und nachhaltige Irritationen auslöst.

Der skizzierte Ambiguitätsbegriff impliziert aber auch, dass Ambiguität keineswegs als essentielle Eigenschaft eines Objekts aufgefasst wird. Personen, Gegenstände, Epochen oder Gesellschaften *besitzen* nicht Ambiguität, sondern werden von einer Beobachtungsinstanz, das heißt einer Person, einer Gruppe oder einer Organisation als ambig *beobachtet*. Die Ambiguität liegt somit im ›Auge‹ einer Beobachtungsinstanz, der es nicht gelingt, mit den Differenzen, die ihre Welt bislang ordneten, weiterhin störungsfrei zu operieren.

So entstehen durch Ambiguität Situationen epistemischer Offenheit, die auf verschiedene Weisen gelöst werden können: Die Ambiguität kann als Bereicherung aufgefasst und die Unterscheidung um weitere Werte ergänzt werden; die Unterscheidung kann fallengelassen und durch eine andere ersetzt werden oder die Ambiguität kann zurückgewiesen und die Unterscheidung gleichsam gegen den Widerstand der Phänomene durchgesetzt werden.

Unter welchen Umständen welche Lösung gewählt wird, wie also angesichts der von Ambiguität verursachten Entscheidungshemmung ›weitergemacht‹ wird und ob sich dabei Regelmäßigkeiten beobachten lassen, untersucht die Forschungsgruppe für unterschiedliche historische Epochen und kulturelle Räume.

Die zentrale Bedeutung von Beobachtung für diesen Forschungsansatz erklärt auch die große Bedeutung, die in den Beiträgen des vorliegenden Bandes Beobachtungsinstanzen wie Medien eingeräumt wird. Das Spektrum reicht hier von der Literatur und anderen künstlerischen Medien über Film, Fernsehen und Streaming-Dienste bis zu populären Illustrierten. Insgesamt gilt aber, dass der Ansatz der Forschungsgruppe von den Vortragenden der Ringvorlesung und Autor*innen des Bandes keineswegs einhellig genutzt worden ist – was auch niemand erwartete. Stattdessen ging es darum, verschiedene Forschungsrichtungen und Vorgehensweisen miteinander ins Gespräch zu bringen. Diese Pluralität bildet auch der Band ab.

Schließlich sind Phänomene geschlechtlicher Ambiguität seit längerem auch Gegenstand der Queer Studies, die unter ihrem Dach alles versammeln, was von der heteronormativen Mehrheitskultur abweicht – neben der schwul-lesbischen

Beziehungswelt auch Trans-, Inter- und A-Geschlechtlichkeit.[3] Auf konstruktivistischer Grundlage und im Gefolge von Theoretiker*innen wie Judith Butler und Raewyn Connell werden Geschlechtsidentitäten und Formen des Begehrens als im Wesentlichen sozialkulturell ›gemacht‹ begriffen; Aufgabe der Forschung ist es, ihre historisch-gesellschaftliche Genese ebenso zu erfassen wie begleitende Diskurse, Wissensformationen und subjektive Erfahrungswelten.[4] Solche Herangehensweisen werden in den Beiträgen des vorliegenden Bandes ebenso aufgegriffen wie der im Schwerpunkt auf Beobachtungen und ihre Folgen abhebende Ansatz der Forschungsgruppe.

Eröffnet wird die Riege der Aufsätze von der Historikerin Johanna E. Blume. Sie behandelt eine geschlechtlich ambige Figur der frühen Neuzeit: den Kastratensänger. Blume wirft dabei die Frage auf, inwiefern diese Figur in der zeitgenössischen Außenwahrnehmung, aber auch in der Selbstwahrnehmung der Betroffenen mit einem »dritten Geschlecht« identifiziert wurde. Die Kastration von Knaben zum Erhalt ihrer hohen Singstimmen wurde seit dem 16. Jahrhundert vor allem in Spanien und Italien zum Usus. Um diese Personen in die bestehende Geschlechterordnung einzufügen, wurde die Humoralpathologie bemüht, die das Körperverständnis der frühen Neuzeit insgesamt prägte. Kastraten hätten mehr feuchte und kalte Säfte als nicht-kastrierte Männer, was sie eher den Frauen ähnlich mache; deshalb fühlten sie sich auch besonders stark zu Frauen hingezogen und seien bei diesen als Liebhaber geschätzt. Im 18. Jahrhundert jedoch veränderte sich der öffentliche Diskurs: Im Zeichen der Aufklärung wurde auf eine ›natürliche‹ Ordnung abgehoben, in der es nur Männer und Frauen gebe; die Kastraten seien in diesem Sinne defizitäre Männer, ja insgesamt minderwertige Geschöpfe. Als Künstler seien sie ebenfalls nicht zu gebrauchen, denn sie könnten in Männerrollen keine wirklich männlichen, in Frauenrollen keine weiblichen Gefühle ausdrücken. Zeitgleich, also ab ca. 1700, vollzog sich aber der Siegeszug der Kastraten an den Opernbühnen Europas. Offenkundig kannte die Außenwahrnehmung der Kastraten auch andere Deutungen von deren Geschlechtsidentität; und die Kastraten konnten sich auch selbst anders verorten, wie Blume an zwei Fallbeispielen nachweist. Im Ergebnis stellt sie fest, dass die Kastraten jedoch auf keiner Diskursebene als »drittes Geschlecht« vom männlichen wie weiblichen Geschlecht abgegrenzt wurden. Vielmehr adressierte man sie als Män-

3 Als Pionierleistung siehe die Textsammlung von Andreas Kraß (Hg.): Queer denken: gegen die Ordnung der Sexualität, Frankfurt a.M. 2003; neuerdings auch Mike Laufenberg/Ben Trott (Hg.): Queer Studies. Schlüsseltexte, Frankfurt a.M. 2023. Dort ist besonders die umfangreiche Einleitung hervorzuheben, die einen Forschungsüberblick bietet (Ben Trott/Mike Laufenberg, Queer Studies: Genealogien, Normativitäten, Multidimensionalität, in: ebd., S. 7–99).

4 Siehe z.B. die Überblicksdarstellung zu Deutschland von Benno Gammerl: Queer: Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute, München ^{2}2023.

ner, deren teils zu beobachtende Nähe zum Weiblichen für die einen als Vorteil, für andere als Nachteil galt.

Die folgende Analyse des Romans »Ahnung und Gegenwart«, verfasst 1812, veröffentlicht 1815 von Joseph Freiherr von Eichendorff, geht von der verblüffenden Beobachtung aus, dass in diesem komplexen Text in verschiedenen Erzählzusammenhängen nicht weniger als sechs adelige Frauen auftauchen, die vorübergehend von der Frauen- in die Männerrolle wechseln. Die Häufigkeit dieser Konstellation, so die beiden Verfasser, der Historiker Frank Becker und die Literaturwissenschaftlerin Elke Reinhardt-Becker, verweist auf die große Bedeutung von Geschlechterrollen und deren Ambiguierung in Eichendorffs Weltentwurf zur Zeit der Romanveröffentlichung. Das Denken des Autors kreiste um eine Adelsreform, die viele Zügen einer Verbürgerlichung besaß – so hinsichtlich des Verhaltens adeliger Frauen. Deren (sexuelle) Freiheiten aus der galanten Welt des Rokokos gingen damit verloren. Wollten sie diese trotzdem noch nutzen, so war dies nur noch unter der Maske der Männlichkeit möglich. Schon diese Tatsache allein macht deutlich, dass akzeptiertes weibliches Verhalten inzwischen anders definiert war – als zurückhaltend, passiv und keusch. Geduldet wird in der Logik des Romans nur noch der Geschlechterrollentausch, der erzwungen ist, dem Überleben dient oder für die Charakterbildung der literarischen Figur folgenlos bleibt. Ist jedoch irgendein ›frivoles‹ Interesse an der Erweiterung der eigenen Handlungschancen im Spiel, folgt in der Romanhandlung die Strafe auf dem Fuße. Eichendorff setzt das für den romantischen Roman so typische Darstellungsverfahren der Kombination von Erzählpassagen und Lyrik ein, um die Konstruktion einer neuen Grenze zwischen den Geschlechtern in der Welt des Adels so gekonnt wie möglich in Szene zu setzen.

Ins 20. Jahrhundert führt der Beitrag der Literaturwissenschaftlerin Annette Runte. Im Zweiten Weltkrieg wurden Operationstechniken zur Wiederherstellung verstümmelter Genitalien entwickelt, die in der Nachkriegszeit der trans Medizin auch die Durchführung geschlechtsanpassender Operationen erleichterten. Nach einem Überblick über die Medizin-, Sozial- und Kulturgeschichte der Transgeschlechtlichkeit seit der frühen Neuzeit im gesamteuropäischen Maßstab nimmt Runte eine Engführung auf Großbritannien vor, indem sie zwei Fallbeispiele von trans Personen heranzieht, die jeweils nach ihrer Anpassung, die ein im Zweiten Weltkrieg geschulter Operateur vornahm, später stark beachtete autobiografische Texte verfassten: Laura/Michael Laurence Dillon und Robert/Roberta Cowell. In dieser Weise bekannt geworden, avancierten sie in neuester Vergangenheit zu regelrechten Ikonen der trans Bewegung. Bemerkenswerter Weise handelte es sich um einen trans Mann und eine trans Frau, die sich ineinander verliebten – aber auf Dauer kein Paar werden konnten, weil der trans Mann in der trans Frau zwar tatsächlich eine Frau, die trans Frau hingegen in dem trans Mann keinen Mann, sondern immer noch eine Frau sah, die sie nicht hinreichend stark begehrte. Diese

Konstellation mit ihrer komplizierten Asymmetrie wird von Runte mit Begriffen des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan interpretiert.

Der Beitrag von Max Keilhau, Geschichtswissenschaft, identifiziert und diskutiert zentrale Beobachtungsmechanismen, Semantiken und Sichtbarkeitsordnungen von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in den späten 1960er Jahren und fragt nach ihren medialen Repräsentationen in der westdeutschen Printberichterstattung. Den zentralen Gegenstand der Untersuchung bildet dabei eine in der *Neuen Revue* veröffentlichte Artikelreihe aus dem Jahr 1968, die sich im Rahmen ihrer Einordnung und Plausibilisierung von geschlechtlich ambigen Phänomenen auf die Wissens- und Handlungsfelder Medizin, Recht, Popkultur und Sport beruft. Die Analyse zeigt, dass sich in der medialen Beobachtung Signaturen eines liberalen Aufbruchs mit Strategien einer Vereindeutigung amalgamieren. Für die Artikelserie, die auch Zeichen einer im Wandel begriffenen Medien- und Konsumgesellschaft ist, stellt die lancierte Befreiung des Individuums das programmatische Anliegen einer medialen Aufklärungsagenda dar. Sichtbarkeitsimperative kodifizieren dabei trans- und internormative Subjekte.

Ebenfalls auf Illustrierten-Artikel als massenhaft verbreitetes Medium greift der Aufsatz von Frank Becker zurück, um Veränderungen auf dem Feld öffentlicher Debatten und gesellschaftlicher Einstellungen im Gefolge von »1968« zu untersuchen. Methodisch werden dabei Text- und Bildanalysen miteinander verknüpft, um der besonderen Machart von Illustrierten-Artikeln gerecht zu werden. Konkret behandelt werden zwei *Quick*-Artikel aus dem Jahr 1970, die zusammen eine Mini-Serie bilden. Der erste Artikel behandelt die Heirat eines britischen Adeligen mit einer trans Frau bzw. den nach mehrjähriger Ehe in London stattfindenden Scheidungsprozess. Dass der Ehemann als Grund für sein Scheidungsbegehren angab, bei seiner Angetrauten habe es sich gar nicht um eine ›richtige‹ Frau gehandelt, gibt der *Quick* einerseits zu einer geschmacklos-boulevardesken Zuspitzung der Story Anlass, andererseits aber auch zu einigen durchaus ernsthaften Reflexionen zu Fragen von Transgeschlechtlichkeit. Bemerkenswert ist, dass dabei die vermeintlich objektivierbare körperliche Beschaffenheit eindeutig im Vordergrund steht. Stärker auf seelische Faktoren und das Selbstbild einer trans Person hebt der zweite Artikel ab, der dem japanischen Crossdresser »Peter« gewidmet ist. Trotz vieler Fehleinschätzungen und einer durchgängigen Despektierlichkeit gibt der Text dem Protagonisten immerhin eine Stimme; »Peter« kommt in einem Interview zu Wort. Beide *Quick*-Artikel zeigen an, dass Transgeschlechtlichkeit nicht mehr gänzlich pathologisiert oder gar tabuisiert wird; der öffentliche Diskurs gerät sichtbar in Bewegung.

Ein anderes populäres Medium untersucht der Beitrag von Elke Reinhardt-Becker: im TV bzw. von Streaming-Diensten verbreitete Serien. Solche Formate haben sich in den letzten Dekaden zu einer wichtigen Bühne gesellschaftlicher Selbstverständigung entwickelt. Kaum ein aktuelles Problem, das dort nicht aufgegriffen

und verhandelt würde. In gewisser Weise stellen die Serien sogar Modelle für mögliche Lösungen bereit; in der virtuellen Welt wird gezeigt, wie es im wirklichen Leben funktionieren könnte. Das ist der Ausgangspunkt für Reinhardt-Beckers Analyse des Umgangs mit Transgeschlechtlichkeit in der US-amerikanischen und britischen Serienwelt. Sie fokussiert dabei auf die Rolle der Liebesbeziehungen; wie gestalten trans Personen die Liebe, welche Wünsche und Bedürfnisse tragen sie in ihre Beziehungen hinein? Die Analyse der komplexen Narrationen in den zahlreichen Staffeln von Serien wie »Transparent« (2014–2019), »The L Word – Generation Q« (2004–2009) oder »Heartstopper« (seit 2022) macht deutlich, dass trans Männer und trans Frauen, egal ob hetero- oder homosexuell, nach der Transition ein starkes Bedürfnis verspüren, durch die Liebe bzw. den Liebespartner in ihrer neuen Geschlechtsidentität bestätigt zu werden. Deshalb lieben viele trans Personen romantisch; zur romantischen Liebessemantik gehört es seit ihren Ursprüngen, besonderes Gewicht auf die Stabilisierung der Ich-Identität durch möglichst vollständiges wechselseitiges Verstehen zu legen. Erst in der jüngsten Vergangenheit, in der die gesellschaftliche Akzeptanz von Geschlechtsanpassungen wächst, lässt umgekehrt – und folgerichtig – das Bedürfnis nach Bestätigung durch den Liebespartner nach. Auch trans Personen probieren nun die neuen Beziehungsformen aus, die im 20. und 21. Jahrhundert, also gleichsam »nach der Romantik«, entstanden sind.

Die Ethnologin und Afrikawissenschaftlerin Rita Schäfer problematisiert den Anspruch des neuen Südafrika, nach dem Sturz des Apartheid-Systems zu einer »Regenbogennation« geworden zu sein, die in allen Lebensbereichen Diversität zulasse. Bei Abweichungen von der Heteronormativität, so Schäfer, klafften Anspruch und Wirklichkeit oft weit auseinander. Doch zunächst gibt die Autorin Beispiele für den Umgang mit männlicher Homosexualität unter dem Burenregime, das beispielsweise in den Streitkräften einen regelrechten Kult um eine heterosexuelle Maskulinität inszenierte, die sich u.a. in der Ausübung brutaler Gewalt gehen Schwarze zu beweisen hatte; Homosexualität dagegen wurde mit Schwäche gleichgesetzt, die die Suprematie der Weißen im Land gefährdete. In der Folge wurden schwule Soldaten nicht nur drangsaliert, sondern sogar zu »medizinischen Behandlungen« genötigt, die sie von ihrer sexuellen Orientierung »heilen« sollten. Nach dem Systemwechsel von 1994 gehörten solche Staatsverbrechen der Vergangenheit an, doch auch im nunmehr regierenden ANC gab es durchaus homophobe Tendenzen. Einen besonders schweren Stand hatten oftmals schwarze lesbische Frauen, die auch innerhalb der schwarzen Community unter der Gewalt von heterosexuellen Männern litten. Schäfer untersucht diesen Erfahrungszusammenhang anhand von politischen Initiativen, aber auch von Selbstzeugnissen und künstlerischen Arbeiten aus der Opfergruppe. Eine ungewöhnliche Form der Diskriminierung erfuhr seit ihrem Karrierebeginn 2008/09 die lesbische und intersexuelle Leichtathletin Mokgadi Caster Semenya, deren Starterlaubnis bei Frauenwettbewerben von internationalen Sportorganisationen wegen unzulässig hoher Testosteronwerte in Frage

gestellt wurde – was in Südafrika fatale Erinnerungen an die Leibesvisitationen bei schwarzen Frauen wie Sara Baartman (1789–1815), ebenso wie Semenya eine Khoikhoi, weckte, die in Europa wegen bestimmter anatonischer Besonderheiten als Kuriosität galt und regelrecht ausgestellt wurde.

Der Aufsatz der Genderforscherin und Pädagogin Christel Baltes-Löhr, der den Band beschließt, weicht in der Herangehensweise von den übrigen Beiträgen ab – nun geht es weniger um die quellengestützte Untersuchung von Konflikten, Deutungen und Sachverhalten in der Vergangenheit, als um die Reflexion von Begrifflichkeiten und den Anschluss an die aktuelle gesellschaftspolitische Debatte in der Bundesrepublik. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet dabei die Feststellung, dass alle bestehenden Termini, die sich auf geschlechtliche Identitäten beziehen, letztlich Rubriken schaffen, deren Ränder höchst unscharf sind. Personen sehen sich folglich in Schubladen gesteckt, denen sie sich nicht oder höchstens teilweise zugehörig fühlen. Solche Restriktionen können vermieden werden, wenn man das gesamte Feld des Geschlechtlichen als ein Kontinuum begreift, so der Begriffsvorschlag von Baltes-Löhr, das von fließenden Abstufungen und Übergängen gekennzeichnet ist – und auf dem sich jedes Individuum in vollständiger Freiheit selbst verorten kann. Einen großen Schritt auf dem Weg zu einer solchen Offenheit will das aktuell vom Bundestag beratene »Selbstbestimmungsgesetz« tun. Baltes-Löhr diskutiert Stellungnahmen zu diesem Gesetz, die auch die politischen Widerstände deutlich machen, von denen die Initiative der Regierung Scholz begleitet wird.

Der vorliegende Band lebt von den Texten seiner Autor*innen, aber auf dem Weg zu seiner Entstehung sind noch etliche andere Personen tätig gewesen, denen die Herausgebenden ebenfalls Dank abstatten wollen. So hat Marcel Müllerburg (Duisburg-Essen), der Koordinator der DFG-Forschungsgruppe 2600, an der Organisation der zweiteiligen Ringvorlesung mit bewährter Professionalität mitgewirkt. Laura Tirier (ebenfalls Duisburg-Essen) hat sich höchst umsichtig um Formatierung und Redaktion gekümmert. Für die Aufnahme des Bandes in die Reihe »Historische Geschlechterforschung« bei transcript und die Betreuung von Verlagsseite danken wir Mirjam Galley, Katharina Kotschurin, Stella Pölkemann und Jenso Scheer. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat die Druckkosten übernommen.

Essen, im Januar 2024

›Menschen dritten Geschlechts‹?

Kastratensänger im 18. und 19. Jahrhundert

Johanna E. Blume

›Menschen dritten Geschlechts‹?

Im Jahr 1729 veröffentlichte der Berliner Pietist und Frühaufklärer Martin Heinrich Fuhrmann eine beißende Polemik gegen das Opernensemble des Hamburger Theaters am Gänsemarkt. In der unter dem Pseudonym Marco Hilario Frischmuth veröffentlichten Schrift mit dem sprechenden Titel *Die an der Kirchen Gottes gebauete Satans-Capelle* prangerte er das Musiktheater an, da »in den Opern die Christliche Moral sehr dünne gesäet« sei[1]. Als besonders verabscheuungswürdig bezeichnete er die in der Oper und Kirchenmusik auftretenden italienischen Kastratensänger. Mit Inbrunst beschimpfte er sie als »monstra humani generis« (›Monster des menschlichen Geschlechts‹), »Menschliche Wallachen« und »Boves rationales« (›vernunftbegabte Ochsen‹). Für Fuhrmann sind Kastratensänger also durch die Kastration entmenschlicht worden und seien außerdem weder Mann noch Frau, sondern »homines tertii generis« (›Menschen dritten Geschlechts‹)[2].

Tatsächlich unterband die Kastration im Kindesalter die testikuläre Testosteronausschüttung und damit das Einsetzen der Pubertät. Dies führte dazu, dass der Kehlkopf und die Geschlechtsorgane nur langsam weiterwuchsen, keine oder wenig Körperbehaarung auftrat und sich weibliche Körperformen entwickeln konnten. Des Weiteren schlossen sich die Wachstumsfugen in den Langknochen nicht wie normalerweise im Laufe der Pubertät, sondern erst im fortgeschrittenen Mannesalter.[3] Dies konnte zu einer überproportionalen Verlängerung der Extremitäten führen. Äußerlich erkennbar waren Kastraten an ihren hohen Stimmen und dem fehlenden Adamsapfel, glatten Wangen, teilweise überdurchschnittlicher Größe und mitunter ausgeprägten Fettansammlungen an Brust oder Brustansatz, Hüften

1 Martin Heinrich Fuhrmann: Die an der Kirchen Gottes gebaute Satans-Capelle, Cöln am Rhein [Berlin] 1729, S. 5f.

2 Ebenda, S. 34f.

3 Vgl. Patrick Barbier: The World of the Castrati. The History of an Extraordinary Operatic Phenomenon, London 1998 (Paris 1988), S. 13–15.

und Oberschenkeln. Die Sänger fielen somit wohl optisch sehr auf und einige mögen ›feminin‹ gewirkt haben.

Anekdoten über die Sänger als »hermaphroditisch Wunschträume des Barock« sind Legion und füllen ganze Monographien.[4] Es erschiene daher logisch, Kastratensänger als vormoderne »Mischwesen« zu sehen,[5] die nicht nur von ihrer Umwelt so wahrgenommen wurden, sondern sich vielleicht auch selbst einer strikten Zweigeschlechtlichkeit entzogen. Fuhrmanns Polemik, die am Beginn einer im 18. Jahrhundert stark zunehmenden, aufklärerisch motivierten Kastratenkritik stand, scheint deutlich darauf hinzuweisen. Interessanterweise gibt es jedoch für die gesamte Frühe Neuzeit keinen weiteren Hinweis darauf, dass die Sänger als »drittes Geschlecht« bezeichnet wurden.[6] Es wird zu zeigen sein, dass weder die vermeintlich so fluide barocke Geschlechterordnung noch der bürgerliche Geschlechterdiskurs Kastratensänger als eigenes Geschlecht einordneten. Mehr noch: Auch die zwei hier vorgestellten Fallbeispiele zur Selbstverortung eines Kastratensängers und zur Fremdwahrnehmung durch seine Umgebung weisen darauf hin, dass auch in den täglichen Praktiken keineswegs ein drittes Geschlecht konstruiert wurde. Eine Ursache für diese Fehleinschätzung liegt wohl zunächst im Tätigkeitsfeld der Kastratensänger begründet.

Antike Helden statt Operndiven

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wurden zunächst in Spanien,[7] dann vor allem in Italien Knaben vor Einsetzen der Pubertät, im Alter von sieben bis zwölf Jahren, die Hoden entfernt, um ihre hohen Stimmen zu erhalten. Möglicherweise wurde diese Tradition durch die Wirtschaftskrise des frühen 17. Jahrhunderts in Italien begünstigt, die zu Landverknappung und Deindustrialisierung führte und dazu beigetragen haben mag, dass viele Familien ihre Söhne kastrieren ließen, um ihnen ein Aus-

4 Hubert Ortkemper: Engel wider Willen. Die Welt der Kastraten, Berlin 1993, S. 85.

5 Paul Münch: »Monstra humani generis«. Kastraten in der Kritik der Aufklärung, in: Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft (2000) 20, S. 63–82, hier S. 74.

6 Die Bezeichnung trat erst wieder Mitte des 19. Jahrhunderts auf, als es kaum noch Kastratensänger gab, und ist in diesem Kontext sicher ironisch zu verstehen. Im Manuskript zu seiner *Petite messe solennelle* (1863) schrieb der Komponist Gioachino Rossini, die Messe sei für ›zwölf Sänger der drei Geschlechter Männer, Frauen und Kastraten‹ geschrieben. Vgl. Nancy P. Fleming: Rossini's »Petite Messe Solennelle«, in: The Choral Journal (1990) 30/7, S. 15–21, hier S. 15.

7 Vgl. Valeria Finucci: The Manly Masquerade. Masculinity, Paternity, and Castration in the Italian Renaissance, Durham/London 2003, S. 234f.

kommen als Sänger zu ermöglichen.[8] Bei einem Privatlehrer oder einem der mittelitalienischen Konservatorien wurden sie intensiv in Gesang, Komposition und Instrumentalspiel ausgebildet. Männliche Sopranisten und Altisten benötigte man unter anderem für die Kirchenmusik, denn Frauen waren darin lange nicht zugelassen.[9] So war die Vatikanische Kapelle der Ort, an dem die Sänger bis 1902 zu hören waren. Doch die katholische Kirche ist keineswegs als Urheberin dieser Praxis zu verstehen. Schon für die 1550er Jahre ist nachzuweisen, dass die Herzöge von Mantua und Ferrara versuchten, Gesangskastraten für ihre Hofkapellen zu beschaffen.[10] Im 17. Jahrhundert etablierten sich Kastratensänger als ideale Besetzung der männlichen Hauptrollen im italienischen Musiktheater.[11]

Das *dramma per musica* bzw. die ernste italienische Oper, genannt *opera seria*, wurde zwar zunächst an den städtischen Opernhäusern in Venedig und Florenz gepflegt, war also eine kommerzielle Institution.[12] Als sich das italienische Musiktheater jedoch nach 1700 auch an den Höfen nördlich der Alpen verbreitete, wurde es an die bestehenden hofmusikalischen Gegebenheiten und Bedürfnisse angepasst und weiterentwickelt.[13] Mittels ihrer standardisierten Formsprache diente die Oper der *repraesentatio maiestatis*[14] und wurde vorrangig zu dynastischen Ereignissen wie Hochzeiten und Krönungen komponiert und aufgeführt, war aber auch in den höfischen Karnevalssaisons zu sehen. Inhaltlich verarbeiteten die Librettisten in der Regel antike Stoffe aus der Mythologie oder Geschichte, die einer barocken musikalischen Formsprache gemäß umgesetzt wurden, unterstützt von Fantasie-Kostümen, opulenten und häufig wechselnden Bühnenbildern sowie technischen Spezialeffekten. Im Zentrum der Barockoper ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

8 Vgl. John Rosselli: The Castrati as a Professional Group and a Social Phenomenon, 1550–1850, in: Acta Musicologica (1988) 60/2, S. 143–179, hier S. 149.

9 Siehe 1 Kor 14,34, worin Paulus die korinthischen Gemeindemitglieder daran erinnert, dass die Frauen in der Gemeinde schweigen sollen.

10 Vgl. Giuseppe Gerbino: The Quest for the Soprano Voice. Castrati in Renaissance Italy, in: Studi Musicali 33/2 (2004), S. 303–357, hier S. 320, 324, 326, 342–344; Anthony Newcombe: The Madrigal at Ferrara 1579–1597, Bd. 1, Cambridge 1980, S. 30f.

11 Frauenrollen übernahmen meist junge Kastraten lediglich im Kirchenstaat, weil es Frauen dort seit Ende des 16. Jahrhunderts (allerdings mit Unterbrechungen) verboten war, auf der Bühne zu stehen. Vgl. Barbier: Castrati, S. 130–136.

12 Vgl. Silke Leopold: Italienische Oper in Europa – Europa in der italienischen Oper, in: Eitelfriedrich Thom (Hg.): Der Einfluß der italienischen Musik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Konferenzbericht der XV. Wissenschaftlichen Arbeitstagung Blankenburg/Harz, 19. bis 21. Juni 1987, Michaelstein/Blankenburg 1988, S. 10–17, S. 12.

13 Vgl. Norbert Dubowy: Introduction, in: Melania Bucciarelli, Norbert Dubowy, Reinhard Strohm (Hg.): Italian Opera in Central Europe, Bd. 1: Institutions and Ceremonies, Berlin 2006, S. 1–7, hier S. 4.

14 Vgl. Horst Carl u.a.: [Art.] Repräsentation, in: Friedrich Jäger (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit 11, Stuttgart 2010, S. 62–81, hier S. 67.

stand meist eine Heldenfigur aus der antiken oder frühmittelalterlichen Geschichte oder Mythologie (z.B. Achilles), der die Tugenden des Fürsten repräsentierte, und dieser wurde in der Regel von einem Kastratensänger verkörpert. Als *primo uomo* (›erster Mann‹) stand er im Mittelpunkt einer nach bestimmten Regeln aufgebauten Opernhandlung, in der er als Held meist den Konflikt zwischen der Liebe zu einer Angebeteten (z.B. Deidamia) und der Ehre, im Kampf zu bestehen, meistern musste.[15]

Für die zahlreichen Fürsten jenseits der Alpen wurden Kastratensänger unerlässlich, wenn sie ›authentisches‹ italienisches Musiktheater aufführen wollten. So holte man sie für hohe Gagen nach London, Kopenhagen, Wien, Dresden, München, Stuttgart und sogar nach Stockholm, Warschau, Vilnius und St. Petersburg.[16] Vor allem die mitteleuropäischen Fürstenhäuser demonstrierten damit ihre Orientierung am Wiener Kaiserhof, ihren guten Geschmack und ihre Finanzkraft, denn Opernaufführungen oder sogar die Unterhaltung eines festen Opernensembles verschlangen Unmengen von Material- und Personalkosten. Kastratensänger begannen also im 18. Jahrhundert europaweit Erfolg zu haben, doch in dieser Zeit mehrten sich auch Schriften, in denen sich Autoren in spezifisch negativer Weise über die Sänger äußerten.

Geschlechterordnungen in der Frühen Neuzeit

Um die Kastratenkritik des 18. Jahrhunderts zu verstehen, bedarf es jedoch eines kurzen Rückblicks: Denn obwohl kritische und spöttische Stimmen über Kastraten so alt wie der Brauch selbst sind, standen im 16. und 17. Jahrhundert andere Dinge im Fokus als im 18. Jahrhundert. Vor 1700 lag das Hauptaugenmerk vor allem auf dem problematischen Verhältnis von Kastraten zu Frauen. Seit dem 1578 durch Papst Sixtus V. veröffentlichten Breve *Cum frequenter* war es Kastraten nach kanonischem Recht verboten zu heiraten.[17] Dennoch scheint es immer wieder zu Verbindungen zwischen Kastraten und Frauen gekommen zu sein, die für die Zeitgenossen höchst besorgniserregend waren. Man ging nämlich von drei Grundannahmen aus:

---

15 Vgl. Silke Leopold: ›Not sex but pitch‹. Kastraten als Liebhaber – einmal über der Gürtellinie betrachtet, in: Hans-Martin Linde u. Regula Rapp (Hg.): Provokation und Tradition. Erfahrungen mit der Alten Musik, Stuttgart 2000, S. 230; vgl. Roger Freitas: The Eroticism of Emasculation. Confronting the Baroque Body of the Castrato, in: The Journal of Musicology (2003) 20/2, S. 196–249, hier S. 240.

16 Vgl. Rudolf Rasch: Italian Opera in Amsterdam, 1750–1756. The Troups of Crosa, Giordani, Lapis and Ferrari, in: Melania Bucciarelli, Norbert Dubowy, Reinhard Strohm (Hg.): Italian Opera in Central Europe, Bd. 1: Institutions and Ceremonies, Berlin 2006, S. 115–146, hier S. 115.

17 Vgl. Gerbino: The Quest, S. 334.

Erstens fühlten sich Frauen und Kastraten besonders voneinander angezogen. Der französische Arzt Nicolas Venette führte dies folgendermaßen aus:

> »Man saget/daß die eunuchi/welche noch eine ruthe haben/die weiber hefftiglich lieben/und weiln sie viel schwaecher am gemuethe/als zuvor/sie auch viel faehiger zur lieben seyn.«[18]

Zweitens seien Kastraten durch ihre körperliche Beschaffenheit besonders wollüstig (wie Frauen auch). Und drittens würden Frauen beim sexuellen Verkehr mit einem Kastraten nicht wirklich befriedigt (weil der Same des Kastraten impotent sei) und so würden sie zur Unzucht verführt.[19]

Diese Problematik wird deutlich in der Debatte um die Hochzeit des Kastratensängers Bartolomeo Sorlisi, der Sopranist und Amtshauptmann am kursächsischen Hof war. Die Eheschließung mit der jungen Dresdnerin Dorothea Lichtwer in den 1660er Jahren war, obwohl von einem protestantischen Pfarrer vollzogen, noch nach der Hochzeit so umstritten, dass sieben theologische Institutionen aus dem ganzen Reich zu Rate gezogen wurden. Doch die Ehe wurde nicht annulliert und der Fall wurde 1718 durch Hieronymus Delphinus in seinem Traktat *Eunuchi Coniugium* populär gemacht.[20]

Bei der Debatte spielten neben christlichen Ehekonzepten auch Vorstellungen von der körperlichen Beschaffenheit des Kastraten eine wichtige Rolle. Diese orientierten sich in der Frühen Neuzeit weitestgehend an der Humoralpathologie, also der Viersäftelehre, der antiken Ärzte Hippokrates von Kos (um 460–um 370 v. Chr.) und Galenos von Pergamon (um 129–um 200 n. Chr.). Beide hatten ein System von vier Körpersäften ausgearbeitet, die verschiedene Temperaturen und Feuchtigkeitsgrade aufwiesen und je nach Konzentration Einfluss auf die äußerliche Erscheinung, das Temperament und Geschlecht eines Menschen hatten: Blut (warm/feucht), Schleim (kalt/feucht), gelbe Galle (warm/trocken) und schwarze Galle (kalt/trocken). Frauen besaßen in diesem Gefüge ein Übermaß an kalten und feuchten Säften, Männer hingegen wurden dominiert von Trockenheit und Hitze. Beim männlichen Geschlecht prägte sich diese jedoch erst nach der Pubertät aus. Trotzdem wurden die Säfte vom Beginn des Lebens an für die Ausbildung des Geschlechtsorgans verantwortlich gemacht. Thomas W. Laqueur hat diese zeitgenössische Vorstellung »Ein-Geschlecht-Modell« genannt: Dabei besitzen

18 Nicolas Venette: Abhandlung von Erzeugung der Menschen, Oder eröffnete Liebes-Wercke verehlichter Personen, Leipzig 1698, S. 645.

19 Vgl. Charles Ancillon [Pseudonym C. D'Ollincan]: Traité des eunuques dans lequel on explique toutes les différentes sortes d'eunuques, quel rang ils ont tenu et quel cas on en a fait…, Berlin 1707, S. 159f.

20 Vgl. Mary E. Frandsen: »Eunuchi conjugium«. The Marriage of a Castrato in Early Modern Germany, in: Early Music History (2005) 24, S. 53–124.

sowohl Männer als auch Frauen das gleiche Geschlechtsteil, das jedoch bei Frauen aufgrund ihrer Kälte und Feuchtigkeit nach innen gezogen, bei Männern durch die Hitze nach außen gedrückt ist.[21]

Das Säfteverhältnis war allerdings nicht statisch, sondern von verschiedenen Einflussfaktoren abhängig (Sterne, Ernährung, Verhalten usw.). Es konnte schwanken und musste daher stetig in Balance gehalten werden.[22] Auf einem Kontinuum zwischen zwei Polen (›männlich‹ und ›weiblich‹) konnte es folglich auch ›heißere‹ Frauen und ›kältere‹ Männer geben. Kastraten konnten innerhalb dieses vertikalen Geschlechterkontinuums eingeordnet werden, mehr noch: Die Einordnung als kältere, feuchtere und den Frauen zugewandtere bzw. ähnlichere Männer korrespondierte mit dem Kunstideal des Barocks, der Ästhetik der Barockoper und den Rollen, die Kastraten darin übernahmen.[23] Denn in den Ohren der barocken Zuhörerschaft umschlangen sich die zwei hohen Stimmen des *primo uomo* und der *prima donna* im obligatorischen Liebesduett umeinander und präsentierten ein intimes Zwiegespräch zwischen den Liebenden auf gleicher Augen- bzw. Stimmhöhe.[24]

Die Stimmen der Kastraten empfand man daher durchaus als ›natürlich‹. So kann man in der 1720 vom Komponisten und Schriftsteller Johann Mattheson übersetzten und herausgegebenen *Parallèle des Italiens et des Français en ce qui regarde la musique et les opéras* (1702) von François Raguenet lesen, dass Kastraten nicht nur eine »natürliche Stimme«[25] hätten, sondern auch aufgrund ihrer »Anmutigkeit« und »Kunstrichtigkeit«[26] wie geschaffen seien für Götter-, Königs- und Heldenrollen.

Aufklärerische Kastratendiskurse des 18. Jahrhunderts

Auch der eingangs zitierte Martin Heinrich Fuhrmann war noch der Meinung, dass Kastraten »ganz weibisch« sowie »furchtsam wie die Weiber« seien. Als Ursache führte Fuhrmann an:

---

21 Siehe Thomas W. Laqueur: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a.M. 1992 (Cambridge 1990).

22 So kursierte in Italien selbst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch eine Anekdote, die der deutsche Reisende Johann Wilhelm von Archenholz dankbar in seinen Reisebeschreibungen von Italien aufgriff: Der Sänger Balani, angeblich ein Kastrat von Geburt an, habe sich eines Tages bei einer Opernaufführung ungewöhnlich angestrengt, woraufhin »denn auf einmal die Natur die bisher verborgenen Theile herausschlüpfen ließ« und seine hohe Stimme verschwand. Johann Wilhelm von Archenholz: England und Italien. Fünfter Theil, Leipzig 1787, S. 179.

23 Vgl. Freitas: Eroticism, S. 247f.

24 Vgl. Leopold: Not sex, S. 236.

25 Johann Mattheson: Der musicalischen Parallele Erster Abriß, in: Critica Musica Bd. 1/T. 2, St. 4, Aug. 1722, S. [105]-118; St. 5, Sept. 1722, S. [121]-147; St. 6, Okt. 1722, S. [153]-166, hier S. 141.

26 Ebenda, S. 157.

> »Denn dass die naturliche Hitze als ein Ursprung aller unserer Actionen durch solchen Verlust abnimt, und daher auch die natürlichen fermentationes Noth leiden, und die ganze Natur sich gleich nach dieser Zerstümmelung ändert, siehet man an einem Hahn, so bald er capaunet wird, krähet er nicht mehr.«[27]

Er vertrat hier also noch humoralpathologische Vorstellungen, ordnete die Sänger jedoch nicht in ein biologisches Kontinuum ein. Als Vertreter einer protestantisch geprägten Frühaufklärung kam er zum Schluss, dass sie »von Gott als unnütze Leute zu seinem Dienst in der Gemeinde von öffentlichen Ehren=Aemtern excludiret worden« seien.«[28] Auch die Besetzung von Heldenrollen in der *opera seria* empfand er als falsch, da eine »natürliche« Stimme nicht mit »unnatürlichen (ja recht verdammten) Mitteln« hervorgebracht werden könne.[29] Er richtete sich damit noch nicht vollständig gegen die Oper, sondern vor allem gegen die Besetzung mit Kastratensängern.

Die Polemik Fuhrmanns steht am Beginn einer Zeit, in der sich Kritik an Kastratensängern zu häufen begann. Deutschsprachige Autoren orientierten sich dabei zunächst an französischen und englischen Texten; als Besucher der zahlreichen Hofopern im Reich oder bei Auftritten reisender Operntruppen hatten sie aber auch selbst die Möglichkeit Kastratensänger zu hören.[30] Alle Autoren einte die Ablehnung der italienischen (bzw. höfischen) *opera seria*. Ihre aufklärerische Kritik richtete sich vor allem gegen drei Aspekte des Musiktheaters: die in den Opernhandlungen repräsentierte ständische Ordnung, die zunehmend als ›irrational‹ empfundenen Handlungsstränge und die Besetzung ›männlicher‹ Helden mit Sopranisten und Altisten. Die Angriffe auf die Sänger veränderten sich allerdings in ihrer Argumentation. Die Körper der Kastratensänger standen dabei zunehmend im Fokus.

Fuhrmanns Zeitgenosse, der Literaturtheoretiker Johann Christoph Gottsched, sah das italienische Musiktheater ebenso kritisch und stellte dabei die verheerenden Folgen für das Publikum in den Mittelpunkt. Da die Oper die Dichtungsregeln nicht beachte, könne sie nicht der Läuterung und Belehrung des Publikums bzw. der Besserung der Sitten dienen. Problematisch sei vor allem das »unverständliche Singen weibischer Castraten«, das niemanden »standhafter im Leiden, und gesetzter

27 Fuhrmann: Satans-Capelle, S. 37f.

28 Ebenda, S. 38.

29 Ebenda, S. 35.

30 Für den Münchner Hof vgl. Daniela Sadgorski: Andrea Bernasconi und die Oper am Münchner Kurfürstenhof 1753–1772, München 2010, S. 34. Für Dresden vgl. Panja Mücke: Johann Adolf Hasses Dresdner Opern im Kontext der Hofkultur, Laaber 2003, S. 56. Zu den Operntruppen vgl. Ulrich Rosseaux: Freiräume. Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694–1830, Köln u.a. 2007, S. 133–135.

im Guten« machen würde.[31] Aus den Sitten der Rollen in der Oper sei daher keine nachahmungswürdige Wirkung zu erhoffen. Das Hauptproblem sei dabei vor allem die Darstellung der männlichen und weiblichen Hauptpersonen:

> »Mancher Held geberdet sich weibischer als ein Weib; und manche Opern-Prinzessin viel heldenmüthiger als ein Held. […] Kein Mensch redet da, wie es die Natur, sein Stand, sein Affect mit sich bringt […].«[32]

Hier werden sowohl Liebesduette zwischen Frauen- und Kastratenstimmen als auch die Darstellung männlicher Charaktere durch Personen, die eigentlich keine hohen Stimmen haben dürften, angeprangert. Denn dies widerspreche nicht nur der Glaubwürdigkeit, sondern verstoße auch gegen die ›Natur‹.[33] Eine Lösung dafür schlug Lorenz Christoph Mizler in seinem Kommentar zu Ludovico Muratoris *Della perfetta poesia italiana spiegata* (1742) vor:

> »Man lasse nur mehr männliche Stimmen auf der Schaubühne, den Tenor und Baß, hören. […] Man besinge die Thaten der Helden, und tugendhafte Handlungen, so wird die heutige Musik auf der Schaubühne den Sitten des Volckes nicht mehr schädlich seyn.«[34]

Der Naturbegriff unterlag in dieser Zeit also einem Wandel zu einem biologistischen Verständnis hin, denn als ›natürlich‹ galten nun ›männliche‹ Stimmen in ›männlichen‹ Körpern. Dies schlug sich auch in der Wahrnehmung der Kastratenkörper nieder, die zunehmend als missgestaltet, die Bewegungen als »plump und ungeschickt[…]« dargestellt wurden.[35] Der Einschnitt in den Kastratenkörper wirkte sich in den Augen der Zeitgenossen auch auf die Fähigkeit aus, Emotionen im Gesang transportieren zu können. Mit der zunehmenden Rezeption der kartesianischen Ausdruckstheorie, die eine Deckungsgleichheit von ›innen‹ und

---

31 Johann Christoph Gottsched: Der Biedermann. Eine Moralische Wochenschrift. Faksimiledruck der Originalausgabe Leipzig 1727–1729 mit einem Nachwort und Erläuterungen, hg. von Wolfgang Martens, Stuttgart 1975, S. 177.

32 Ebenda, S. 179f.

33 Vgl. Johann Adolph Scheibe: Von den Fehlern der welschen Opern in Ansehung der wenigen Veränderung der Singestimmen, in: Critischer Musikus. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage (1745), 1/1/16, S. 151–156, hier S. 152.

34 Lorenz Christoph Mizler: Uebersetzung des V. Hauptstückes aus dem III. B. von des Herrn Muratori vollkommener Ital. Poesie die Opern betreffend, in: Neu eröffnete Musikalische Bibliothek (1742) 2/2, S. 161–189, hier S. 170f.

35 Johann Adam Hiller: Kurze Nachricht von dem Zustande der Musik in Italien; aus den neuesten Reisebeschreibungen zusammen gezogen, in: Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend (1767) 2/24, S. 183–187, hier S. 185.

›außen‹ forderte,[36] wurde auch bezweifelt, dass die Sänger überhaupt ›natürliche‹ maskuline Empfindungen hätten, die sie beim Singen nach außen tragen könnten. Selbst die reine Möglichkeit der Darstellung abgeschlossener, unverletzlicher antiker Helden durch Kastraten, die ihrer inneren ›männlichen Natur‹ beraubt worden waren, wurde zum Ende des 18. Jahrhunderts in Abrede gestellt.

Dass man diese Deutung auf die ganze Person des Kastratensängers übertrug, wird besonders deutlich beim schwäbischen Journalisten und Schriftsteller Wilhelm Ludwig Wekhrlin. 1779 verfasste er in seiner periodischen Schrift *Chronologen* einen Beitrag über Kastratensänger. Darin heißt es:

> »Diese Wesen sind einerley Natur. Ungeheure. – Amphibien in menschlicher Gestalt. […] Diese berühmten Undinge nüzzen zu nichts. Sie sind Nullen in der vorhandenen Schöpfung. Es fehlen ihnen jene drey Charaktere, wodurch jedes menschliche Wesen mit der Gesellschaft verknüpft wird. Auf der physischen Seite mangelt ihnen das wesentlichste Werkzeug der Existenz und der Wirkung. Auf der ökonomischen Seite schließt sie ihr Zustand von allen Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft aus: Sie sind weder zum Kriege, noch zu obrigkeitlichen Aemtern, noch zur Handlung tauglich.«[37]

Für Wekhrlin waren Kastraten eine mutwillig vom Menschen geschaffene Monstrosität, die keinen Lebenszweck besaß. Ihre Ambiguität ergab sich für ihn daraus, dass sie nicht in der Lage seien, ihre ›männlichen‹ Pflichten in der Gesellschaft zu erfüllen. Als Männer müssten sie eigentlich fortpflanzungsfähig sein, zum wirtschaftlichen Wachstum sowie zur Verwaltung und Verteidigung des Gemeinwesens beitragen. Männliche Personen, die diese Aufgaben nicht erfüllen könnten, sind für ihn nicht nur überflüssig, sondern auch eine Pervertierung dessen, was er als ›naturgemäß‹ bezeichnet.

Im Zuge einer Bipolarisierung der Geschlechter im 18. Jahrhundert bzw. der Etablierung dessen, was Laqueur »Zwei-Geschlechter-Modell« nannte, wurden Kastraten im 18. Jahrhundert zunehmend als unpassend für ›männliche‹ Bühnenrollen empfunden. Kastraten bezeichnete man als »weibisch«, »weichlich« und körperlich abstoßend. Operncharaktere sollten sich nun nach ihrer »Natur« richten, also am biologischen Geschlecht orientieren. Antike Helden auf der Bühne sollten ›männlich‹ agieren und tiefe Stimmen haben. Aus vormals ›kalten‹, wollüstigen Männern wurden empfindungslose Kreaturen. Der sprichwörtliche Einschnitt in

---

36 Vgl. Christopher B. Balme: »Of Pipes and Parts«. Die Kastraten im Diskurs der Darstellungstheorie des frühen 18. Jahrhunderts, in: Hans-Peter Bayerdörfer (Hg.): Musiktheater als Herausforderung. Interdisziplinäre Facetten von Theater- und Musikwissenschaft, Tübingen 1999, S. 127–138, S. 138.

37 Wilhelm Ludwig Wekhrlin: Ueber die Kastraten, in: Chronologen (1779) 1, S. 174–182, hier S. 174, 177.

einen Körper, der zunehmend als fest, von Nerven dominiert verstanden wurde, zerstörte das, was einen Mann ausmachte.

Der Wandel der Kastratendiskurse ist in einen Wandel der Geschlechterdiskurse im 18. Jahrhundert einzubetten. Dieser Wandel manifestierte sich in einer Naturalisierung und Biologisierung dessen, was man als ›Mann‹ und ›Frau‹ verstand, und einer Dichotomisierung von physischen und psychischen Attributen. Nun waren es nicht mehr Körpersäfte, sondern das Geschlechtsorgan, das die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen bestimmte. Dabei setzte sich die Vorstellung durch, dass es nur zwei Geschlechter gebe, die sich unüberbrückbar gegenüber stünden, unveränderlich seien und die körperlichen und geistigen Fähigkeiten jedes Menschen beeinflussten.

Kastraten, die man vormals innerhalb eines gedachten Geschlechterkontinuums verorten konnte, fielen nun aus diesem »Zwei-Geschlechter-Modell« heraus. Da sie keine ›richtigen‹ Männer sein konnten, wurden sie als in ihrem ganzen Wesen beschädigte Personen erachtet und (zumindest in der Theorie) aus gängigen Männlichkeitskonzepten (und damit der Gesellschaftsordnung) ausgeschlossen.

Vertieft man sich jedoch in Quellen, die in dieser Zeit zu Kastratensängern entstanden oder die sie selbst hinterließen, stellt man fest, dass Kastratensänger offensichtlich weiterhin Teil der städtischen und höfischen Gesellschaft blieben. Auch in der zweiten Hälfte des 18. und sogar noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts tauchen sie als Sänger an den Höfen des Reichs und den städtischen Theatern Europas auf, verkehrten mit der ›normalen‹ Bevölkerung, pflegten Freundschaften zu anderen Musiker*innen, kümmerten sich um mit ihnen zusammenlebende Verwandte und waren wichtiger Teil eines europaweiten Netzwerkes von *operisti*. Wie die betroffenen Personen und ihre Umgebung mit diesen Diskursen umgingen, sich selbst verorteten und von außen wahrgenommen wurden, werden die folgenden zwei Fallstudien zeigen.

Selbstverortung: Die Briefe Giuseppe Jozzis an das Musikerehepaar Marianne und Franz Pirker (1749/50)

Der Sopranist Giuseppe Jozzi scheint spezifische Feindseligkeiten gegenüber seiner Konstitution als Kastrat selbst erlebt zu haben. In einem Brief vom 14. September 1748 an seine Freundin, die Sängerin Marianne Pirker, schrieb er:

> »Oh Gott, es bedeutet viel, keinen Bart zu haben, denn wenn ich diesen hätte, würde ich viel ernsthafter erscheinen, viel gescheiter, viel mehr als Familienmann, ich

würde keinerlei anzügliche Titel erhalten, man würde mir rechtmäßigerweise gehorchen und mich fürchten.«[38]

Der Bart steht hier exemplarisch für ›Männlichkeit‹, denn Kastraten hatten aufgrund des fehlenden Testosterons keinen oder kaum Bartwuchs. Die Gesichtsbehaarung ist dabei Symbol für ›männliche‹ Eigenschaften: Seriosität, Intellekt, das Recht, als Oberhaupt einer Familie vorzustehen und Autorität gegenüber anderen Personen. Es scheint, als wenn Jozzi als Kastrat nicht die Ehrerbietung als Mann erfahren hätte, die er sich wünschte. Doch schauen wir uns die Hintergründe der Korrespondenz genauer an.

In nur zwei Jahren verfasste er über 50 Briefe an das Musikerehepaar Marianne und Franz Pirker.[39] Marianne war wie er selbst Opernsängerin und ihr Mann Franz Violinist und Librettodichter. Alle drei hatten bereits in verschiedenen europäischen Ländern gewirkt, bevor sie Teil des Opernensembles wurden, das in der Saison 1746/47 am King's Theatre am Haymarket in London auftrat. Das durch Subskriptionszahlungen finanzierte Opernunternehmen des Adeligen Charles Sackville Earl of Middlesex scheiterte jedoch, sodass er 1748 keine Gagen mehr auszahlen konnte. Marianne Pirker und Giuseppe Jozzi verließen daher das Land, um anderweitig Geld zu verdienen. Franz Pirker saß jedoch weiterhin in London fest und versuchte, die Gage einzutreiben, um einen Koffer mit Teilen des eigenen Hausstands einlösen zu können, den sein Vermieter konfisziert hatte. Marianne Pirker schloss sich der Operntruppe Pietro Mingottis an, die zunächst nach Hamburg und dann an den Kopenhagener Hof ging. Giuseppe Jozzi versuchte sein Glück in Amsterdam und Brüssel. Diese Ausgangslage führte dazu, dass sich alle drei über ein Jahr lang Briefe schrieben, bevor sie sich im Herbst 1749 wieder zusammen in Kopenhagen einfanden.

Ihre Briefe wurden von der komplizierten Gefühlslage bestimmt, die das Trio aneinanderband. Jozzi war nicht nur in die Sängerin verliebt, sondern pflegte auch engen Kontakt zu deren Ehemann. Der wusste wiederum von den Gefühlen seines Nebenbuhlers und duldete sie nicht nur, sondern pflegte auch eine innige Freundschaft zu dem Kastraten. Marianne gab gegenüber ihrem Mann zu, dass sie Jozzi

38 »oh Dio gran cosa di non aver Barba mentre se avessi questa cosa parirei più serioso, più savio, più huomo di famiglia, non riceverei alcun Titolo piccante, sarei ubbidito è Temuto con dovere […]«., Brief Giuseppe Jozzis an Marianne Pirker, 14.09.1748, HStAS A 202 Bü 2841, o. P.

39 Dabei sind sowohl die Briefe zwischen den Eheleuten als auch jene zwischen Franz Pirker und Giuseppe Jozzi überliefert, die Briefe Marianne Pirkers an den Kastraten jedoch nicht. Sie liegen im Württembergischen Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) unter den Signaturen A 202 Bü 2839, 2840 und 2841 und wurden zuletzt ediert: Daniel Brandenburg (Hg.) unter Mitarbeit von Mirijam Beier: Die Operisti als kulturelles Netzwerk. Der Briefwechsel von Franz und Marianne Pirker, Wien 2021 (=Theatergeschichte Österreichs Bd. X Heft 8).

geliebt habe, versicherte ihm aber, dass er ihr inzwischen eher lästig sei. Das Schreiben war Plattform für die emotionale Beziehung, die Jozzi mit beiden führte, und bot für ihn besondere »Inszenierungspotentiale«[40].

So fällt beim Lesen besonders auf, dass Jozzi starke Gefühle formuliert. Wut, Trauer, Enttäuschung, Zorn und Vergebung spielen eine dominante Rolle in seinen Briefen. Abhängigkeiten und Konkurrenzgefühle verstärkten dies, doch Jozzi inszenierte diese Emotionen bewusst und oft in Verbindung mit Beschreibungen seines Körpers. Aufwallende Hitze und Blutüberschuss verursachten ihm Wut, Trauer zwang ihn, im Bett liegen zu bleiben und Enttäuschung machte ihm ›Nervenziehen‹.

So klagte er beispielsweise im September 1748 gegenüber Marianne:

> »Ich schreibe das Vorliegende im Bett. Es sind schon 6 Tage, dass es mir nicht gut geht, und gestern hat man mich am Arm zur Ader gelassen, daher ist es mir unmöglich, Abschnitt für Abschnitt auf Ihren grausamsten Brief zu antworten, den ich heute Morgen erhalten habe. Ich weiß gut, wie viele Tränen mich das kostet; ich hätte niemals gedacht, dass Sie so viel Grausamkeit besitzen, mich zu Unrecht zu demütigen.«[41]

Die Verbindung körperlicher Zustände mit »Gemütsbewegungen« folgt zwar populären frühneuzeitlichen Vorstellungen. Diese Schilderungen verfolgten jedoch auch einen bestimmten Zweck innerhalb des Schreibens. Sie ermöglichten es Jozzi, sich auf eine bestimmte Art und Weise darzustellen und diese Art der Darstellung war gegendert. Das heißt, sie bezog sich auf zeitgenössische Charakteristika eines ›männlichen‹ Körpers und Geistes: Als ›männlich‹ galt eine grundsätzliche Beständigkeit, aber auch der Hang zu übermäßiger Hitze, die Wut und Zorn auslöste. Jozzi grenzte sich bewusst von Verhaltensweisen ab, die er als ›unmännlich‹ markierte: Dies waren wankelmütige, ›hirnlose‹ Frauen wie Marianne, peinliche, wehleidige, körperlich abstoßende andere Kastraten sowie ›Spitzbuben‹ oder ›Hundsfotte‹, also allesamt Personen, die das Gegenteil eines *galantuomo* (eines Ehrenmannes) wie er es war darstellten.

Durch diese Selbstzuschreibungen positionierte sich Jozzi auch im Beziehungsgeflecht der drei, je nach Anlass und Adressat*in: als Liebhaber, als Freund, als Familienmitglied und als *cicisbeo*, einer italienischen Version des ›Hausfreunds‹ oder

---

40 Tanja Reinlein: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale, Würzburg 2003, S. 9.

41 »Scrivo la presente in letto mentre sono già 6: giorni che mi trovo poco bene, è ieri mi anno levato sangue del braccio, sicche mi si rende impossibile di rispondere Capitolo p.[er] Capitolo alla Sua crudelissima lettera che stamattina hò ricevuto; sò ben'io quante lacrime mi costa; non à avrei mai creduto in Lei tanta crudeltà di Mortificarmi à torto«. Brief Giuseppe Jozzis an Marianne Pirker, 11.09.1748, HStAS A 202 Bü 2841, o. P.

›Galans‹. (Dieser übernahm im 18. Jahrhundert in Italien eine wichtige Rolle innerhalb der arrangierten Ehen unter Adeligen, indem er die Frau bei Spazierfahrten, ins Theater und in die Kirche begleitete und unterhielt.)

Der Kastrat schrieb sich also selbst mittels Schilderung seiner stark mit seinem Körper verbundenen Emotionen Aspekte zeitgenössischer hegemonialer Männlichkeiten zu.[42] Dabei griff er auf ältere und damit persistente humoralpathologische Vorstellungen vom zum Zorn neigenden, von heißen Säften dominierten Mann und vom tugendhaften, vernünftigen *galantuomo* zurück.

Doch auch gegen neuere Vorstellungen von Nerven- und Kraftlosigkeit richtete er sich: So betonte er die starke Verbindung von Körper und Seele und akzentuierte seine Fähigkeit, Leidenschaften zu empfinden. Denn genau das war es, was Wilhelm Ludwig Wekhrlin den Kastraten 30 Jahre später absprechen sollte. Jozzi nutzte dabei auch marginalisierende Aussagen seiner Umwelt und deutete diese im Rahmen seines Briefwechsels positiv um. Denn in seiner Aussage, in der er das Fehlen eines Bartes beklagte, betonte er ja gerade, welche männlichen Eigenschaften ihm eigentlich zustünden. Dass diese Männlichkeitszuschreibungen auch von außen kommen konnten, zeigt die folgende Fallstudie.

Fremdwahrnehmung: Filippo Sassaroli und die Debatte um die Aufnahme in die Dresdner *Loge zum goldenen Apfel* (1818–20)

Filippo Sassaroli war 1802 als Sopranist am Dresdner Hof angestellt worden. Auch nach dem Ende der Napoleonischen Kriege, der Übernahme der Regierungsgeschäfte durch das preußische *General-Gouvernement der Hohen Verbündeten Mächte* und die Auflösung und Reinstallation der italienischen Oper war er im Jahr 1818 als Sänger in der katholischen Hofkirche und an der italienischen Oper erfolgreicher denn je.[43]

In diesem Jahr wurde er von einem Kollegen aus der Hofkapelle für die Aufnahme in die Dresdner Freimaurerloge *Zum goldenen Apfel* vorgeschlagen. Das Prozedere sah vor, dass die anderen Mitglieder der Loge bei einer so genannten *Ballotage*, einer geheimen Wahl mit schwarzen und weißen Kugeln, über die Aufnahme des Neu-

42 Zum Konzept der hegemonialen Männlichkeiten siehe auch Martin Dinges: ›Hegemoniale Männlichkeit‹ – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Ders. (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a.M./New York 2005, S. 7–33.

43 Seinen Erfolg belegt ein selbst verfasstes Gedicht Agnes von Einsiedels, das 1819 in der Abendzeitung abgedruckt wurde. Darin beschrieb sie Sassarolis Gesang als so engelsgleich, dass er ihr »das goldne Thor der Sonne« öffne. Agnes von Einsiedel: An Sassaroli, in: Abend-Zeitung (18.09.1819) 3/224, o. P., Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe. Digitale Edition, http://weber-gesamtausgabe.de/A030761 (letzter Zugriff: 01.10.2023).

lings abstimmen sollten.[44] Allerdings erhielt der Meister vom Stuhl Johann Nicolaus Bischoff kurz nach diesem Vorschlag einen warnenden Brief von Carl Friedrich von Brand. Dieser war Meister einer weiteren Dresdner Freimaurervereinigung, der *Loge zu den drei Schwertern*. Von Brand riet Bischoff eindringlich davon ab, Sassaroli aufzunehmen. Außerdem hielt der Geheime Rat und Staatssekretär Heinrich Wilhelm von Zeschau einen Vortrag in der Quartalsversammlung der *Großen Landesloge von Sachsen*, als dessen Großmeister er fungierte. Gegenüber diesem Dachverband aller Freimaurerlogen in Sachsen äußerte er sich zu dem Fall und kam zu dem Schluss:

> »[…] so geht, wenn ich nicht irre daraus die Folgerung hervor, daß ein Kastrat nicht Fr:[ei] M[au]r[e]r: werden kann, denn er ist kein vollkommener Mann – – er ist nicht ohne körperliche Mängel u[nd] Gebrechen.«[45]

Er bestimmte, dass die Ballotage vorerst ausgesetzt werden müsse. Vor einer Abstimmung sollten zunächst eingehend die entsprechenden Freimaurer-Gesetze geprüft und die Meinungen anderer Logen eruiert werden. Dabei berief sich von Zeschau vor allem auf zwei Hauptargumente:

In einer Passage aus dem *Neuen Constitutionen-Buch der alten und ehrwürdigen Brüderschaft der Frey-Maurer* von James Anderson, einer Übersetzung aus dem englischen Original von 1738, heiße es:

> »Es soll kein Meister einen Lehrling annehmen, der nicht von ehrlichen Eltern gebohren, von munterer Jugend, ohne Mangel oder Gebrechen an seinem Leibe, sondern fähig die Geheimnisse der Kunst zu lernen, damit also die Bau=Herren wohl bedienet und die Kunst nicht verachtet […] werden möge.«[46]

Die Kastration entsprach dabei für von Zeschau einem »Mangel« bzw. einem »Gebrechen« am Leib. Zudem verwies er auf das Aufnahmeritual der Loge: Darin erhielt der Neuaufgenommene weiße Handschuhe, die ihn an die Makellosigkeit seiner Handlungen erinnern sollten und zusätzlich ein Paar Handschuhe für seine Frau oder Verlobte. Da Kastraten (offiziell) nicht heiraten durften, galt das Aufnahmeritual für von Zeschau als nicht durchführbar und damit die Aufnahme als unmöglich.

---

44 Vgl. [Art.] Kugelung (Ballotage), in: Eugen Lennhoff u.a.: Internationales Freimaurerlexikon, München 2000 (Überarbeitete und erweiterte Neuauflage der Ausgabe von 1932), S. 489f.

45 Vortragsmanuskript H. W. von Zeschaus in der Quartalsversammlung der *Großen Landesloge von Sachsen*, 27.03.1818, GStA PK FM, 5.2. D 34 Johannisloge *Zum goldenen Apfel*, Dresden, Nr. 1630, o. P.

46 James Anderson: Neues Constitutionen-Buch der alten und ehrwürdigen Brüderschaft der Frey-Maurer Worin die Geschichte, Pflichten, Reguln/u. derselben/Auf Befehl der Grossen Loge, Aus ihren alten Urkunden, glaubwürdigen Traditionen und Loge=Büchern, Zum Gebrauch der Logen verfasset worden, Frankfurt a.M. 1741, S. 235.

Daraufhin verfassten Mitglieder der Apfelloge und anderer Logen in den folgenden zwei Jahren Vorträge und Briefwechsel zu der Frage, ob Kastraten überhaupt Freimaurer werden dürften. Dabei wurden verschiedene Aspekte diskutiert, unter anderem inwieweit die Passage aus dem Konstitutionenbuch von James Anderson für die geistige Maurerei bindend sei[47] und ob das Handschuh-Ritual nicht abgeändert werden könne. Darüber hinaus diskutierte man die Relevanz der Fortpflanzungsfähigkeit und bereits bestehende Präzedenzfälle. Denn es wurden ja auch alte, nicht zeugungsfähige Männer aufgenommen und in anderen Logen gab es bereits Kastratensänger, die nicht abgelehnt worden waren. Überdies wurde die Frage aufgeworfen, ob es dem öffentlichen Ansehen einer Loge mehr schade, einen Kastraten aufzunehmen oder ihn nicht aufzunehmen.

Die Analyse dieser Dokumente zeigt, dass sich innerhalb dieser Diskussion mehrere Argumentationsebenen im Hintergrund abzeichnen. Dies ist zunächst die empfundene Unsicherheit der Loge vor dem Hintergrund der Restaurationszeit. In Württemberg, Bayern sowie teilweise in Hessen-Kassel und Baden waren Freimaurerlogen Anfang des 19. Jahrhunderts verboten bzw. der Regierung unterstellt worden.[48] Außerdem werden gravierende interne persönliche Differenzen zwischen den Akteuren offenbar sowie Autoritätskonflikte zwischen Loge und Landesloge, Adeligen und Bürgern.

Dabei wird deutlich, dass sich die zentralen Argumente der Gegner Sassarolis, die lediglich aus von Brand und von Zeschau bestanden, nur vermeintlich auf eine restriktive Auslegung der freimaurerischen Konstitutionen stützten. Tatsächlich verwiesen ihre Gründe auf die sich etablierende bürgerliche Geschlechterordnung, indem sie sowohl den ›Zustand‹ des Kastraten (nämlich seine »Verstümmelung«) als auch dessen Konsequenz, die Ehelosigkeit, als Hinderungsgründe für die Aufnahme sahen. Denn in der bürgerlichen Geschlechterordnung galt der Mann als das zeugende, aktive, herausschreitende Wesen, wohingegen die Frau den empfangenden, passiven, häuslichen Part verkörperte. Diese Vorstellungen wurden in den sogenannten »Geschlechtscharakteren« manifestiert, die sich aus dem biologischen Geschlecht heraus ableiteten und eine Weiterentwicklung dessen darstellten, was sich in der Aufklärungszeit herausgebildet hatte.[49] Kastraten waren also keine rich-

47 Das Freimauerwesen war (nach eigenem Selbstverständnis) aus den mittelalterlichen Bauhütten hervorgegangen, für die man kräftige Körper zum Bauen gebraucht hatte.

48 Vgl. Stefan-Ludwig Hoffmann: Die Politik der Geselligkeit. Freimaurerlogen in der deutschen Bürgergesellschaft 1840–1918, Göttingen 2000, S. 50.

49 Siehe z.B. folgenden zeitgenössischen Lexikonartikel: »Das Kraftvolle, Thätige, Feste usw. ist in den Sprachen das Männliche, das Zarte, Milde, Sanfte, Leidende, Angenehme usw. ist das Weibliche.« [Art.] Geschlecht, in: Heinrich August Pierer: Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe 8, Altenburg 1827, S. 280. In Lexika wie der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste (1818–1889) widmete man dem Artikel »Geschlechts-

tigen Männer, weil die fehlende Zeugungsfähigkeit sie daran hinderte, ihrem »Geschlechtscharakter« gemäß zu handeln. Filippo Sassaroli konnte deswegen in den Augen seiner Gegner nicht in einen Männerbund aufgenommen werden.

Bei der Analyse der Gegenseite fällt interessanterweise auf, dass Sassarolis Befürworter dessen »Verstümmelung« gar nicht anzweifelten. Im Gegenteil: Auch sie benutzten die gleichen Begriffe, wenn sie von seinem »Zustand« sprachen. Aber dennoch vermochten sie es, ihm Vorzüge zuzuschreiben, die ihn als der Freimaurerei würdig charakterisierten. So betonte der Meister vom Stuhl der Apfelloge Johann Nicolaus Bischoff in einem Aufsatzmanuskript vom März 1820:

> »Die ältere und neuere Geschichte liefert ja Beyspiele genug, daß Castraten an Zartheit der Gefühle, an Eifer für das Gute und Schöne, an Muth und Standhaftigkeit, an Freundschaft, Wohlthätigkeit und anderen geselligen Tugenden keinem körperlich vollkommenen Mann nachgestanden, und sich in jeder gesellschaftlichen Verbindung Achtung und Vertrauen erworben haben.«[50]

Weitere Befürworter Sassarolis betonten, dass der Sänger ein freier Mann sei und auch so vom Staat behandelt würde, das heißt, er dürfe ein Patenamt übernehmen, an der Kommunion teilnehmen und sei nicht von bürgerlichen und höfischen Gesellschaften ausgeschlossen. Der Meister vom Stuhl attestierte ihm weiterhin, er habe sich »durch sittliche Denkungsart und fleckenlosen Wandel einen allgemeinen guten Ruf […] erworben und erhalten« sowie »sich durch seine Denk= und Handlungsweise allgemeine Achtung und Liebe erworben«.[51]

Die männlichen Tugenden, die man Sassaroli zuschrieb, speisten sich aus verschiedenen und durchaus heterogenen Sphären, und zwar aus bürgerlichen Werten, freimaurerischen Tugenden, Ansätzen ›männlicher‹ Geschlechtscharaktere, aber auch aus spezifischen Vorstellungen von Empfindsamkeit und Gefühl, die um 1800 populär waren. Sassarolis Befürworter schrieben ihm somit nicht nur einen freimaurerischen Geist zu. Sie erkannten ihm auch einen Körper zu, der des Mitleidens und Mitfühlens fähig war. So verlieh man ihm die Physis, die er für die Logenarbeit benötigte und wehrte gleichzeitig die Vorstellung vom empfindungslosen, zerstörten Kastraten als marginalisiertem Mann ab.

Man könnte meinen, dass der Kastrat am Ende gewinnen musste. Doch die lange Laufzeit der Debatte von zwei Jahren scheint Sassaroli mürbe gemacht zu haben. 1820 trat er von seinem Aufnahmegesuch zurück, blieb aber noch weitere zwölf Jahre

---

charaktere« bereits 15 Seiten, siehe [Art.] Geschlechtscharaktere, in: Johann Samuel Ersch u. Johann Gottfried Gruber, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste 63, Leipzig 1858, S. 29–44.

50 Aufsatzmanuskript *Ueber Zuläßigkeit eines Castraten zum Bunde der Freymaurer* von J. N. Bischoff, 01.03.1820, GStA PK FM, 5.2. D 34 Johannisloge *Zum goldenen Apfel*, Dresden, Nr. 228, o. P.

51 Ebenda.

Hofsänger in Dresden. Sassarolis Geschlecht wurde (wie auch Jozzis) mehrfach relational konstruiert: Es bestand aus der Abgrenzung gegenüber Frauen sowie Männern mit schlechtem Ruf und unmoralischem Charakter. Nur war es in diesem Fall nicht der Kastrat selbst, sondern es waren seine Fürsprecher, die ihm ›männliche‹ Eigenschaften zuschrieben.

Fazit

Seit sie Ende des 16. Jahrhunderts zunehmend als Sänger in Kirchen und an Fürstenhöfen zum Einsatz kamen, wurden Kastraten kritisiert und verspottet. Zentraler Teil davon war immer auch die Beschäftigung mit ihren körperlichen Besonderheiten. Zunächst war dabei die Auseinandersetzung mit ihrer fehlenden Zeugungsfähigkeit zentral, eng verbunden mit der Frage, ob sie die gleichen Rechte und Pflichten wie andere Männer hätten. Im 18. Jahrhundert weitete sich diese Kritik auf ihr ganzes Wesen aus und viele aufklärerische Schriften sprachen Kastraten ›Männlichkeit‹ und sogar Menschlichkeit generell ab.

Doch selbst in der Theorie wurde zu keiner Zeit eine Art drittes Geschlecht entworfen. Die eingangs zitierte Passage von Martin Heinrich Fuhrmann, in der diese Wendung verwendet wird, zeigt zwar, dass der Autor Kastraten durchaus als Männer mit geringerer Hitze sah. Dennoch bedeutete dies nicht, dass die Bewegung auf dem vertikalen Geschlechterkontinuum nach unten keine sozialen Konsequenzen gehabt hätte.[52] Da auf den Körper kein Verlass war, musste das soziale Geschlecht erst recht bewacht und aufrechterhalten werden.[53] Dies demonstriert der Autor selbst, indem er seine Abscheu gegenüber den Sängern zum Ausdruck bringt.

Mit der sich wandelnden Geschlechterordnung wurde diese Problematik nun auf die medizinische Ebene verlagert, das heißt, was Männer und Frauen waren, bestimmte die ›Natur‹ und damit gemeint war die (unverrückbare) Biologie. Die Etablierung des Ideals der »polarisierten Geschlechtscharaktere«[54] zeigt sich besonders deutlich am Beispiel Wilhelm Heinrich Wekhrlins. Er bezeichnete Kastraten zwar als monströs und bescheinigte ihnen ein ganz und gar unnützes Dasein. Dass sie aber Männer waren und kein eigenes Geschlecht, wenn auch mit gewisser Ambiguität, bestätigte er, indem er eigentlich ›männliche‹ Pflichten aufzählte, die Kastraten übernehmen müssten, aber seiner Ansicht nach nicht könnten.

52 Vgl. Freitas: Eroticism, S. 268.

53 Vgl. Laqueur: Auf den Leib geschrieben, S. 147.

54 Karin Hausen: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393. Siehe dazu auch die Auseinandersetzung der Autorin mit ihrem eigenen Beitrag in Karin Hausen: Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2012, S. 83–105.

Die Kastratendiskurse bildeten den Rahmen für die Art und Weise, wie man über Kastraten dachte und sprach. Sie wandelten sich über eine längere Zeitspanne und wurden unterschiedlich schnell rezipiert. Vorstellungen von ›Männlichkeit‹ waren mitunter heterogen und sogar widersprüchlich, da sich ältere und neuere Diskurse überlappten. Unerlässlich ist es deshalb, auch die Praktiken der Akteur*innen in den Blick zu nehmen. Doch auch in den beiden Fallbeispielen wird kein drittes Geschlecht konstruiert. Giuseppe Jozzi stellte sich selbst ganz deutlich als ›Mann‹ dar, mit allen guten und schlechten Eigenschaften und Charakteristika, die eine männliche Person in seinen Augen aufzuweisen hatte. Dazu gehörten auch noch humoralpathologische Vorstellungen, die ihm dazu dienten, sich von weiblichen und unmännlichen Personen abzugrenzen.

Auch die Mitglieder der *Loge zum goldenen Apfel* klassifizierten die Körperlichkeit und das Geschlecht des Kastraten nicht einfach pauschal, sondern handelten es individuell aus. Die unabänderliche Tatsache der »Verstümmelung« glichen sie jedoch mit durchaus heterogenen Männlichkeitsvorstellungen aus, die das Vorhandensein ›männlicher‹ Tugenden ihres Kollegen beweisen sollten.

Das dritte Geschlecht Martin Heinrich Fuhrmanns erweist sich also weder für die Geschlechterdiskurse der Frühen Neuzeit noch in Bezug auf die Aushandlungspraktiken der Akteur*innen als repräsentativ. Zwar waren innerhalb des »Ein-Geschlechter-Modells« gewisse Übergangsformen zwischen ›männlich‹ und ›weiblich‹ denkbar, doch wurden diese in der Realität gesellschaftlich stark reglementiert. Als frühe Form des genderfluiden Künstlers eignet sich der Kastratensänger somit nicht, wenn auch sein Körper und seine Bühnenrollen diesen Eindruck erweckt haben mögen.

Dieser Beitrag gibt in kompakter Form einige Ergebnisse der folgenden Publikation wieder: Johanna E. Blume, Verstümmelte Körper? Lebenswelten und soziale Praktiken von Kastratensängern in Mitteleuropa 1712–1844, Göttingen 2019.

Literaturverzeichnis

Ancillon, Charles [Pseudonym C. D'Ollincan]: Traité des eunuques dans lequel on explique toutes les différentes sortes d'eunuques, quel rang ils ont tenu et quel cas on en a fait…, Berlin 1707.

Anderson, James: Neues Constitutionen-Buch der alten und ehrwürdigen Brüderschaft der Frey-Maurer Worin die Geschichte, Pflichten, Reguln/u. derselben/ Auf Befehl der Grossen Loge, Aus ihren alten Urkunden, glaubwürdigen Traditionen und Loge=Büchern, Zum Gebrauch der Logen verfasset worden, Frankfurt a.M. 1741.

Balme, Christopher B.: »Of Pipes and Parts«. Die Kastraten im Diskurs der Darstellungstheorie des frühen 18. Jahrhunderts, in: Hans-Peter Bayerdörfer (Hg.): Musiktheater als Herausforderung. Interdisziplinäre Facetten von Theater- und Musikwissenschaft, Tübingen 1999, S. 127–138.

Barbier, Patrick: The World of the Castrati. The History of an Extraordinary Operatic Phenomenon, London 1998 (Paris 1988).

Beier, Mirijam: Die Operisti als kulturelles Netzwerk. Der Briefwechsel von Franz und Marianne Pirker, Wien 2021 (= Theatergeschichte Österreichs Bd. X Heft 8).

Carl, Horst u.a.: [Art.] Repräsentation, in: Friedrich Jäger (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit 11, Stuttgart 2010, S. 62–81.

Dinges, Martin: ›Hegemoniale Männlichkeit‹ – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Ders. (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a.M./New York 2005.

Dubowy, Norbert: Introduction, in: Melania Bucciarelli, Norbert Dubowy, Reinhard Strohm (Hg.): Italian Opera in Central Europe, Bd. 1: Institutions and Ceremonies, Berlin 2006, S. 1–7.

Ersch, Johann Samuel u. Gruber, Johann Gottfried: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste 63, Leipzig 1858. S. 29–44.

Finucci, Valeria: The Manly Masquerade. Masculinity, Paternity, and Castration in the Italian Renaissance, Durham/London 2003.

Fleming, Nancy P.: Rossini's »Petite Messe Solennelle«, in: The Choral Journal (1990) 30/7, S. 15–21.

Frandsen, Mary E.: »Eunuchi conjugium«. The Marriage of a Castrato in Early Modern Germany, in: Early Music History (2005) 24, S. 53–124.

Freitas, Roger: The Eroticism of Emasculation. Confronting the Baroque Body of the Castrato, in: The Journal of Musicology (2003) 20/2, S. 196–249.

Fuhrmann, Martin Heinrich: Die an der Kirchen Gottes gebaute Satans-Capelle, Cöln am Rhein [Berlin] 1729.

Gerbino, Giuseppe: The Quest for the Soprano Voice. Castrati in Renaissance Italy, in: Studi Musicali (2004) 33/2, S. 303–357.

Gottsched, Johann Christoph: Der Biedermann. Eine Moralische Wochenschrift. Faksimiledruck der Originalausgabe Leipzig 1727–1729 mit einem Nachwort und Erläuterungen, hg. von Wolfgang Martens, Stuttgart 1975.

Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976. S. 363–393.

Hausen, Karin: Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2012.

Hiller, Johann Adam: Kurze Nachricht von dem Zustande der Musik in Italien; aus den neuesten Reisebeschreibungen zusammen gezogen, in: Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend (1767) 2/24. S. 183–187.

Hoffmann, Stefan-Ludwig: Die Politik der Geselligkeit. Freimaurerlogen in der deutschen Bürgergesellschaft 1840–1918, Göttingen 2000.

Laqueur, Thomas W.: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a.M. 1992 (Cambridge 1990).

Lennhoff, Eugen u.a.: Internationales Freimaurerlexikon, München 2000 (Überarbeitete und erweiterte Neuauflage der Ausgabe von 1932).

Leopold, Silke: Italienische Oper in Europa – Europa in der italienischen Oper, in: Thom, Eitelfriedrich (Hg.): Der Einfluß der italienischen Musik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Konferenzbericht der XV. Wissenschaftlichen Arbeitstagung Blankenburg/Harz, 19. bis 21. Juni 1987, Michaelstein/Blankenburg 1988, S. 10–17.

Leopold, Silke: ›Not sex but pitch‹. Kastraten als Liebhaber – einmal über der Gürtellinie betrachtet, in: Hans-Martin Linde u. Regula Rapp (Hg.): Provokation und Tradition. Erfahrungen mit der Alten Musik, Stuttgart 2000, S. 219–240.

Mattheson, Johann: Der musicalischen Parallele Erster Abriß, in: Critica Musica Bd. 1/T. 2, St. 4, Aug. 1722, S. [105] –118; St. 5, Sept. 1722, S. [121] –147; St. 6, Okt. 1722.

Mizler, Lorenz Christoph: Uebersetzung des V. Hauptstückes aus dem III. B. von des Herrn Muratori vollkommener Ital. Poesie die Opern betreffend, in: Neu eröffnete Musikalische Bibliothek (1742) 2/2, S. 161–189.

Mücke, Panja: Johann Adolf Hasses Dresdner Opern im Kontext der Hofkultur, Laaber 2003.

Münch, Paul: »Monstra humani generis«. Kastraten in der Kritik der Aufklärung, in: Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft (2000) 20, S. 63–82.

Newcombe, Anthony: The Madrigal at Ferrara 1579–1597, Bd. 1, Cambridge 1980.

Ortkemper, Hubert: Engel wider Willen. Die Welt der Kastraten, Berlin 1993.

Pierer, Heinrich August: Pierer's Universal- Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe 8, Altenburg 1827.

Rasch, Rudolf: Italian Opera in Amsterdam, 1750–1756. The Troups of Crosa, Giordani, Lapis and Ferrari, in: Melania Bucciarelli, Norbert Dubowy, Reinhard Strohm (Hg.): Italian Opera in Central Europe, Bd. 1: Institutions and Ceremonies, Berlin 2006, S. 115–146.

Reinlein, Tanja: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale, Würzburg 2003.

Rosseaux, Ulrich: Freiräume. Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694–1830, Köln u.a. 2007.

Rosselli, John: The Castrati as a Professional Group and a Social Phenomenon, 1550–1850, in: Acta Musicologica (1988) 60/2, S. 143–179.
Sadgorski, Daniela: Andrea Bernasconi und die Oper am Münchner Kurfürstenhof 1753–1772, München 2010.
Scheibe, Johann Adolph: Von den Fehlern der welschen Opern in Ansehung der wenigen Veränderung der Singestimmen, in: Critischer Musikus. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage (1745) 1/1/16, S. 51–156.
Venette, Nicolas: Abhandlung von Erzeugung der Menschen, Oder eröffnete Liebes-Wercke verehlichter Personen, Leipzig 1698.
von Archenholz, Johann Wilhelm: England und Italien. Fünfter Theil, Leipzig 1787.
Wekhrlin, Wilhelm Ludwig: Ueber die Kastraten, in: Chronologen (1779) 1. S. 174–182.

Internetquellen

von Einsiedel, Agnes: An Sassaroli, in: Abend-Zeitung (18.09.1819) 3/224, o. P., Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe. Digitale Edition, http://weber-gesamtausgabe.de/A030761 (letzter Zugriff: 01.10.2023).

Das romantische Zwischenreich der Geschlechter

Adelige Frauen in Eichendorffs Roman »Ahnung und Gegenwart«

Frank Becker/Elke Reinhardt-Becker

Einleitung

1812, als Eichendorffs das Manuskript seines Romans »Ahnung und Gegenwart« abschloss, stand Napoleon im Zenit seiner Macht. Große Teile Europas wurden von ihm beherrscht bzw. kontrolliert; mit einer Armee von mehreren hunderttausend Soldaten machte er sich nach Russland auf, um auch den Zaren dazu zu zwingen, sich seinem politischen Willen zu fügen. Erst am Ende dieses Jahres brachte die Niederlage in Russland die Wende; 1813 begannen die Befreiungskriege, die dem antinapoleonischen Lager neue Hoffnung gaben und einige Zeit später den Sturz Napoleons besiegelten.

1812 jedoch waren Überlegungen zu einer politischen Wende in Europa nur graue Theorie. Sie wurden von oppositionellen Politikern, aber auch von Literaten wie dem schriftstellerisch ambitionierten Jurastudenten Joseph von Eichendorff angestellt. Eichendorff entstammte einer verarmten schlesischen Adelsfamilie und war gläubiger Katholik. Diese Konfessionszugehörigkeit brachte ihn in eine gewisse Distanz zu der propreußischen Haltung anderer patriotischer Intellektueller im deutschen Sprachraum. Wie viele Katholiken seiner Zeit empfand Eichendorff großdeutsch und sah eher in Wien als in Berlin den politisch-geografischen Bezugspunkt seines Denkens.

Eine Befreiung des deutschsprachigen Raums von der Herrschaft Napoleons konnte aber nur gelingen, so Eichendorffs Überzeugung, wenn ihr ein politisch-sozialer Wandel, eine ›Erneuerung‹ der deutschen Länder vorausginge. Dabei hatte er vor allem die Gesellschaftsschicht im Blick, der er selbst angehörte: die Aristokratie. Diese hatte in den Jahren zuvor nicht nur politisch versagt, indem sie die Interessen ihrer Teilstaaten über die Reichsinteressen stellte, sondern auch einen Lebensstil gepflegt, der sie von der Bevölkerung trennte. Daher fehlte jener weltanschaulich-moralische Konsens, der unter den Bedingungen der nachrevolutionären Zeit die Voraussetzung für eine gemeinsame, auch militärische Kraftanstrengung bildete.

In der Vergangenheit hatte die Religion für einen solchen Konsens gesorgt; sie hatte alle sozialen Schichten auf dieselben Werte und Normen verpflichtet. Die unter anderem von der Aufklärung ausgelöste Krise der Religion seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand dieser angestammten Rolle entgegen. Außerdem hatte der galante Lebensstil des Adels gerade die bürgerliche Öffentlichkeit provoziert, die damit nicht nur Areligiosität, sondern auch Dekadenz in Verbindung brachte.

Die Adelsreform, die Eichendorff vorschwebte, ruhte mithin im Wesentlichen auf drei Säulen. Erstens musste die Aristokratie zu einem vaterländischen Denken finden. Politische Bündnisse mit auswärtigen Herrschern, die die eigene Machtstellung verbesserten, aber zulasten des Reiches gingen, hatten als Verrat zu gelten. Stattdessen sollten Adelige sogar Opfer bringen, wenn die Interessen Deutschlands es verlangten. So ging Eichendorff selbst mit gutem Beispiel voran, als er sich 1813 als Kriegsfreiwilliger den Lützower Jägern anschloss. Zweitens forderte er einen neuen moralischen Konsens in der Gesellschaft auf religiöser Grundlage, wofür freilich die Religion verändert werden musste. Die alte amtskirchlich gebundene Religiosität war vielfach kompromittiert und hatte durch die Ereignisse der Französischen Revolution und der Säkularisation in Deutschland viel von ihrer Autorität eingebüßt; an ihre Stelle sollte eine in der Gefühls- und Erfahrungswelt des Individuums wurzelnde Naturreligiosität treten. Drittens musste mit der religiösen eine moralische Erneuerung einhergehen. Nur, wenn der Adel sich verbürgerlichte, konnte er zu einer Kooperation mit den bürgerlichen Schichten finden, wie sie für den nationalen Zusammenhalt erforderlich war. Verbürgerlichung aber meinte zentral die Abkehr von jenem galanten Lebensstil, der in den Jahrzehnten zuvor soviel Kritik auf sich gezogen hatte.[1]

Gegen die Galanterie setzte Eichendorff das neue Liebesideal, das in den Jahren zuvor von seinen romantischen Schriftstellerkolleg*innen entwickelt worden war. Friedrich Schlegels 1799 veröffentlichter Roman »Lucinde« ist oft als die »Geburtsurkunde« dieses Ideals bezeichnet worden. In den literarischen Texten wurde eine Form der Liebe modelliert, die sich dauerhaft und exklusiv auf einen einzelnen Menschen richtete, mit dem ein wechselseitiges Totalverstehen möglich war. Wie dieses Totalverstehen funktionieren konnte, war dabei strittig. Autoren wie Friedrich Schlegel und Sophie Mereau-Brentano gingen davon aus, dass nur eine weitgehende Gleichheit von Mann und Frau die Fähigkeit zur Perspektivübernahme schafft. Hier

1 Zu Leben und Werk Eichendorffs siehe Günther Schiwy: Eichendorff: Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biographie, München 2000; Hermann Korte: Joseph von Eichendorff, 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2007 und Hartwig Schultz: Joseph von Eichendorff. Eine Biografie, Leipzig/Frankfurt a.M. 2007. Jüngst mit vielen Einlassungen zur Biografie des Dichters auch Nikolas van Essenberg: Romantik im Spannungsfeld von Konfessionalisierung und Nationalisierung. Das Spätwerk Joseph von Eichendorffs (1837–1857), Göttingen 2022.

verband sich das romantische Konzept gleichsam mit der Forderung nach weiblicher Emanzipation. Einige Romantiker*innen versuchten diesem Leitbild auch in der Realität zu folgen. Autorinnen wie Dorothea Schlegel und Sophie Mereau-Brentano strebten berufliche Selbständigkeit und hohe Bildung an, um ihren Partnern auf Augenhöhe zu begegnen. Clemens Brentano und auch Eichendorff hingegen favorisierten ein anderes Modell. Sie sahen die Persönlichkeit des Mannes, der aktiv in der Welt stehen musste, als schon durch seine soziale Rolle bzw. Berufsrolle deformiert an. Um als Ganzes wiederhergestellt zu werden, brauchte er den Gegenpart einer »Naturfrau«, deren Persönlichkeit die Ganzheit bewahrte, weil ihr die aktive Teilnahme am öffentlichen Leben, auch und vor allem eine Berufsrolle, erspart blieb.[2]

Damit fügte sich das Ideal der Naturfrau in jenen Prozess der Polarisierung der Geschlechtscharaktere ein, der von der Forschung mit der Verbürgerlichung europäischer Gesellschaften seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wird.[3] Gerade ihre Unterschiedlichkeit sorgte für die Anziehung zwischen Mann und Frau, denn nur gemeinsam konnten sie ein Vollständiges werden. Der Mann suchte die ›Heilung‹ durch die Frau in der Privatsphäre, und die Frau brauchte die Arbeit (und den Schutz) des Mannes, um in dieser Sphäre verbleiben zu können, die es ihr erlaubte, ihr Wesen unbeschädigt zu bewahren.

In seinem Zeitroman »Ahnung und Gegenwart« lässt Eichendorff adelige Frauen auftreten, die mit diesem bürgerlichen Lebens- und Liebesideal konfrontiert werden.[4] Während die adeligen Männer im Roman daran gemessen werden, inwiefern sie das neue Ideal der ›natürlichen‹ Religiosität (und eine damit verbundene, ›natürliche‹ Kunst) goutieren, und ob sie eine vaterländische Gesinnung entwickeln, also zum Beispiel an den ausführlich geschilderten antinapoleonischen Kämpfen des Jahres 1809 teilnehmen, besteht die Herausforderung für die Aristokratinnen vor allem darin, die neue Geschlechterrolle anzunehmen, die ihnen das polarisier-

2 Siehe Elke Reinhardt-Becker: Seelenbund oder Partnerschaft. Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. New York/Frankfurt a.M. 2005.

3 Karin Hausen: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.

4 Zur gattungstheoretischen Einordnung siehe Helmut Koopmann: Allegorisches Schreiben in der Romantik. Zu Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, in: Jutta Osinski (Hg.): Aspekte der Romantik, Kassel 2001, S. 51–72, hier S. 59f. Zu »Ahnung und Gegenwart« als Gegenmodell zum klassischen Bildungsroman siehe Rolf Selbmann: Der deutsche Bildungsroman, 2., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart/Weimar 1994, S. 87–90.

te Modell zuweist.[5] Im 18. Jahrhundert hatten die Frauen des Adels viele Freiheiten genossen, die ihre Geschlechtsgenossinnen aus den bürgerlichen Schichten nicht kannten: Sie hatten über Männer bestimmen (wenn sie z.B. als Herrscherinnen inthronisiert wurden wie Kaiserin Maria Theresia von Österreich und Zarin Katharina die Große von Russland), umfassende Bildung erwerben und sich durchaus auch in aktiv-initiativer Form am galanten Liebesspiel beteiligen können. In wichtigen Bereichen des Lebens existierte beim Adel also in der Tradition des Ancien Régime keine so klare Trennung von Frauen- und Männerrolle; das bürgerliche Modell war in diesem Sinne hochgradig restriktiv.

Ein Beobachter, der in diesem Sinne für Geschlechterrollen und ihre (Un-)Verbindlichkeit sensibilisiert ist, wird bei einem Blick auf die weiblichen Figuren in Eichendorffs Roman sogleich stutzig. Alle adeligen Frauen, für die gilt, dass sie sich nach den Vorstellungen der Zeit noch im passenden Alter für eine Liebesbeziehung befinden, wechseln vorübergehend oder ständig von der Frauen- zur Männerrolle. Da es sich um insgesamt sechs solcher Personen handelt – Rosa, Romana, Marie (die bei unklarer Herkunft ebenfalls dem Adel zugerechnet werden muss, weil sie von Leontin und Rosa quasi adoptiert wird, jedenfalls auch zu adeligen Gesellschaften Einladungen erhält), Julie, Angelina und Erwine –, ist dieser Befund besonders bemerkenswert. Die männlichen Protagonisten hingegen sind weit davon entfernt, in die Frauenrolle zu wechseln. Für den männlichen Adel verändert sich in Eichendorffs Fiktion durch das polare Modell offensichtlich wenig – es sind die Frauen, die mit einem neuen Verhaltensideal konfrontiert werden, und sie reagieren darauf, indem sie ihre Geschlechterrolle verlassen.[6] Wie und aus welchen Gründen dies geschieht, variiert allerdings deutlich. Auch die Wahrnehmung des Rollenwechsels durch die anderen Romanfiguren und die Perzeption, die von Fall zu Fall dem Leser nahegelegt wird, sind unterschiedlich.[7] Die Figuren und ihre Lebensgeschichten müssen

5 Zu den Naturdichtern in »Ahnung und Gegenwart« siehe die umfassende Studie von Martina Steinig: »Wo man singt, da lass' dich ruhig nieder…«. Lied- und Gedichteinlagen im Roman der Romantik. Eine exemplarische Analyse von Novalis' »Heinrich von Ofterdingen« und Joseph von Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, Berlin 2006.

6 Dass es um 1800 auch gegenläufige Tendenzen gab, hat jüngst Patricia Kleßen nachgewiesen. Vgl. dies.: Adelige Selbstbehauptung und romantische Selbstentwürfe. Die ›queeren‹ Inszenierungen Herzog Augusts von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772-1822), Frankfurt a.M./New York 2022.

7 Diese Formen der Beobachtung, präziser formuliert: Außenbeobachtung, sind für die folgende Untersuchung zentral. Personen, die ihre Geschlechterrolle wechseln, sind für Außenstehende oftmals ambig – es gelingt nicht, eindeutig zwischen A oder B, hier: Mann oder Frau, zu unterscheiden. Mit dieser Fokussierung der Beobachtungsinstanz folgt der Beitrag dem Ansatz der DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« an der Universität Duisburg-Essen. Siehe https://www.uni-due.de/forschungsgruppe_2600/ (zuletzt 06.02.2024).

also je einzeln interpretiert werden, bevor abschließend eine Gesamtdeutung versucht wird.

Das Tableau der adeligen Frauen

Rosa

Der Roman erzählt im Wesentlichen die Erlebnisse des Grafen Friedrich, der sich nach seinem Studium zu einer Bildungsreise aufmacht und zunächst eine romantische Alpenlandschaft zwischen Donau und Rhein durchquert. Die erste junge Frau, der er dabei begegnet, ist die Gräfin Rosa. Man bemerkt einander in Booten auf der Donau. An einer gefährlichen Passage, einem Wirbel, begegnen sich die Blicke der beiden: »Er [Friedrich] fuhr innerlichst zusammen. Denn es war, als deckten ihre Blicke plötzlich eine neue Welt von blühender Wunderpracht, uralten Erinnerungen und nie gekannten Wünschen in seinem Herzen auf.«[8] Die tiefe Ansprache des innersten Gefühls durch den Anblick Rosas führt sie als mögliche romantische Geliebte ein. Ihre Neigung zur gefährlichen Natur – sie »sah unverwandt in den Wirbel«[9] anstatt auf das hohe christliche Kreuz, das auf einem Felsen in der Mitte des Stromes stand[10] – weckt jedoch sofort Zweifel an dieser Einschätzung Friedrichs.[11]

Rosa wird von Friedrichs Reisegesellschaft, einer Gruppe Studenten, mit einem frivolen Lied angesungen, das sie quasi dazu auffordert, sich unter den Männern einen Liebhaber für die Nacht auszusuchen. Dieser werde sie am nächsten Morgen ohne ein Gefühl des Bedauerns verlassen und auch von ihr erwarten, dass sie nicht

8 Joseph von Eichendorff: Ahnung und Gegenwart. Sämtliche Erzählungen I, hg. v. Wolfgang Frühwald u. Brigitte Schillbach, Frankfurt a.M. 2007, S. 53–382, hier S. 58. Im Folgenden zitiert: AuG.

9 AuG S. 58.

10 Neuhold sieht in diesem »Bild des Menschen zwischen Himmel und Abgrund« die primäre Aussage des Romans (siehe Martin Neuhold: Achim von Arnims Kunsttheorie und sein Roman »Die Kronenwächter« im Kontext ihrer Epoche. Mit einem Kapital zu Brentanos »Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter« und Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, Tübingen 1994, S. 296). Und Krauß diskutiert kritisch den weitgehenden Forschungskonsens, das heilige Kreuz zu Beginn des Erzählgeschehens impliziere eine Art »Heilsgewissheit a priori«. Siehe Andrea Krauß: Noch einmal. Eichendorffs Wiederholungen. Zu »Ahnung und Gegenwart«, in: Daniel Müller Nielaba (Hg.): »Du kritische Seele«, Würzburg 2009, S. 127–145, hier S. 131ff.

11 Laut Mahoney deutet Rosas Blick in die Tiefe schon auf ihre »rein irdische Gesinnung« und setzt sie mit »der lockenden Gefahr der Sexualität in Verbindung«. Siehe Dennis F. Mahoney: Joseph von Eichendorff »Ahnung und Gegenwart«, in: Günter Butzer u. Hubert Zapf (Hg.): Große Werke der Literatur XIII, Tübingen 2015, S. 115–128, hier S. 123.

weine.[12] Am Abend rasten alle gemeinsam in einem Gasthof und es kommt dazu, dass Friedrich in der Nacht auf einem Balkon von Rosa geküsst wird, noch bevor sie ein Wort gewechselt haben. Am Morgen erscheint dem Grafen alles wie ein wilder Traum und aus seinem glücklichen Herzen heraus dichtet und komponiert er ein Lied für den Augenblick, in dem er die Abwesenheit der Geliebten vorwegnimmt, aber ein glückliches Ende für seine Liebessehnsucht imaginiert; denn der letzte Vers lautet: »Sie wird doch noch mein!«[13] Offenbar sieht sich der Graf in einer Liebesbeziehung mit der jungen Frau. Rosa hingegen verlässt den Gasthof am nächsten Morgen ohne Abschiedswort. Die Geschlechterrollen, die im Studentenlied vorgesehen sind, in dem der Mann die Frau verlässt, werden umgekehrt. Gleichzeitig wird Rosa als Vertreterin des alten Adels markiert. So ist es wenig überraschend, dass sich der liebeskranke Friedrich, der ihr folgt, im Wald, der »immer dunkler und dichter« wird, in dem »unzählige Waldvögel (…) in lustiger Verwirrung durcheinander (…) zwitscher(.)n«[14] in einer undurchdringlichen »Rabennacht« wiederfindet, in der er völlig die Orientierung verliert und fast von Räubern ermordet wird.

Die indirekt an seiner Rettung beteiligte Rosa zeigt durch ihr Verhalten auch später immer wieder, dass sie nicht die Richtige für ihn ist. Als er ihr seine Lebensgeschichte erzählt, wozu sie ihn selbst aufgefordert hatte, lacht sie an den falschen Stellen und schläft sogar ein, als er ihr von seinem zentralen religiösen Erweckungserlebnis berichtet.[15] Dies ist umso bedeutsamer, als das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte nicht nur eine zentrale Vorschrift der romantischen Liebe ist, die keine Geheimnisse zwischen den Liebenden duldet und wechselseitige Vertrauensbeweise fordert, sondern das Erzählen der Lebensgeschichte auch die wichtige Funktion hat, Individualität zu konstruieren: Im Erzählen von sich schafft der Liebende ein Bild seiner selbst. Das Verhalten Rosas wird so zur Vorausdeutung darauf, dass Friedrich sein Ich, seine Erfüllung, seinen Lebensweg nicht in der Liebe

12 Siehe AuG S. 59f. Zur Rolle der Gedichte im Roman siehe Natalie Binczek: Kommunikative Vernetzungen. Gedicht und Erzählung in Joseph von Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart« und »Das Schloß Dürande«, in: Matthias Buschmeier (Hg): Textbewegungen 1800/1900, Würzburg 2007, S. 302–321; Hans Eichner: Zur Integration der Gedichte in Eichendorffs erzählender Prosa, in: Aurora 41 (1981), S. 7–21; Stefan Diebitz: Lyrik im epischen Zusammenhang. Ein Versuch, Funktion und Sinn der Lyrik in »Ahnung und Gegenwart« näher zu bestimmen, in: Aurora 47 (1987), S. 88-100.

13 Siehe AuG S. 64. Zum Gedicht/Lied »Erwartung« im Romankontext vgl. Binczek: Eichendorff, S. 305–308.

14 AuG S. 66.

15 Ebenda. S. 99–109. Zur misslingenden Kommunikation zwischen Friedrich und Rosa siehe Kauß: Wiederholungen, S. 134f.

finden wird, wie andere Helden romantischer Romane.[16] Ihm bleibt die Begegnung mit der Naturfrau, die dies leisten könnte, verwehrt.

Als Friedrich am ersten Morgen, nachdem er Rosa in die Residenzstadt gefolgt ist und seine geliebten Wälder verlassen hat, »aus dem Fenster in das verwirrende Treiben der mühselig-drängenden, schwankenden Menge« blickt und es ihm so ist, »als könnte er hier nicht beten«, sehnt er sich mit »doppelter Liebe nach den Augen der Geliebten, aus denen uns die Natur wieder wunderbar begrüßt, wo wir Ruhe, Trost und Freude wiederzusehen wähnen«[17]. Aber seine geliebte Rosa hat diese Reinheit längst durch ihren Aufenthalt am Hof verloren – oder hatte sie nie. Es ist also nicht nur der Zufall, der sie gerade fortreiten lässt, als er an ihrem Hause ankommt, der ihm das gewünschte Erlebnis verweigert, nein, Rosa kann es ihm ohnehin nicht mehr bieten.

Die Sehnsucht nach einem natürlichen Zustand bleibt bestehen, wie ja schon seit der Empfindsamkeit die Flucht in die Natur als Möglichkeit begriffen wurde, dem Einzelnen ein authentisches Ich-Erlebnis zu verschaffen. Eine Frau, die diese Sehnsucht erfüllen kann, die den Mann als Naturfrau und/oder Hausfrau zu seinem natürlichen und/oder ganzen Ich führen kann, benötigt bestimmte Eigenschaften. Sie muss einen Kontrast bilden zur rationalen, funktionsorientierten Welt des männlichen Geschlechts. Und so wird einer starken Männlichkeit eine sanfte Weiblichkeit gegenübergestellt. Die mit Fantasie begabte Frau[18] ist gefühlsbetont[19], intuitiv[20], zart[21] und bei gebildetem Verstand noch kindlich[22] (natürlich). Der Mann hingegen ist starken Sinnes[23], rational, zur Reflexion fähig[24] und der Beschützer der Frau.[25] Der Mann ist es also, der als Verstandesmensch in die Welt

16 So wie Julius aus Friedrich Schlegels »Lucinde« (1799) oder Godwi aus Clemens Brentanos »Godwi oder das steinerne Bild der Mutter« (1801).

17 AuG S. 186. Zum Gegensatz zwischen Natur und Gesellschaft in »Ahnung und Gegenwart« siehe auch Jochen Hörisch: »Larven und Charaktermasken.« Zum elften Kapitel von »Ahnung und Gegenwart«, in: Hans-Georg Pott (Hg.): Eichendorff und die Spätromantik, Paderborn 1985, S. 27–38, hier 27f.

18 Sophie Mereau-Brentano: Elise [1800], in: dies.: »Ein Glück, das keine Wirklichkeit umspannt«. Gedichte und Erzählungen, hg. u. kom. v. Katharina von Hammerstein, München 1996, S. 88.

19 Sophie Mereau-Brentano: Amanda und Eduard [1803], in: dies: Das Blüthenalter der Empfindung. Amanda und Eduard. Romane, hg. u. kom. v. Katharina von Hammerstein, München 1996, S. 95.

20 Sophie Mereau-Brentano: Amanda, S. 117.

21 Ludwick Tieck: William Lovell [1795/96], Stuttgart 1986, S. 106.

22 Huber, Therese: Die Familie Seldorf [1895], Hildesheim 1989, S. 26f.

23 Mereau-Brentano: Elise, S. 88.

24 Mereau-Brentano: Amanda, S. 117.

25 Huber: Seldorf, S. 76f.

geht, dort ›erkrankt‹, in sein Haus zurückkehrt und sich von seiner gefühl- und verständnisvollen Frau heilen lässt.[26] Rosa entspricht diesem Bild in keiner Weise.

Die Entfremdung des Paares schreitet voran, die Liebenden verpassen sich immer wieder. Auch ein Wiedersehen außerhalb der Residenz, in den »ewigen Wäldern« und »alten Burgen« am »königlichen Rhein«[27] bleibt unzulänglich, weil Friedrich, in Begleitung seines Freundes Leontin und des Knabens Erwin[28], seine Angebetete gar nicht erkennt – sie hat sich als Jäger verkleidet. Dabei befindet sie sich in der Gesellschaft Romanas, die in Friedrichs (Liebes-)Leben ebenfalls eine Rolle spielt bzw. spielen wird. Der Leser wird über die Maskerade im Unklaren gelassen, erhält allerdings Hinweise, die die Geschlechtszugehörigkeit der Jäger ambig machen: Beiden fehlt der feste Tritt auf einem steinigen Weg[29], bei einem festlichen Beisammensein auf dem Dorfplatz wird einem von ihnen von einem Mädchen ein »geflochtener Kranz von hellroten Rosen«[30] ins Haar gesteckt und Romana übernimmt die Rolle »der Hexe Loreley«, als sie im Duett mit Leontin ein »Lied über ein am Rheine bekanntes Märchen«[31] singt.

Die Adaption von Clemens Brentanos Ballade »Zu Bacharach am Rhein«, die zuerst in dessen Roman »Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter« (1801/2) abgedruckt wurde[32] und schon zeitgenössisch zu vielen Nachdichtungen führte, so auch durch Heinrich Heine 1824, der wie Eichendorff den Gattungsbegriff Märchen verwendet, obwohl es sich weder um eine Sage noch um ein Märchen handelt[33], verdoppelt auf der narrativen Ebene den Geschlechtertausch. Leontin, in der Rolle des mutigen Reiters, will eine Schöne, die augenscheinlich von hohem Stand ist – »(s)o reich geschmückt ist Roß und Weib«[34] –, und durch den dunklen und gefährlichen Wald reitet, retten und als Braut heimführen. Der bekränzte Jägersbur-

26 Für Mann repräsentiert die Frau die Poesie (Natur und Fülle), der Mann die Philosophie (Freiheit und Einheit). Siehe Otto Mann: Der junge Friedrich Schlegel. Eine Analyse von Existenz und Werk, Berlin 1932, S. 191. Bei Pikulik steht die romantische Frau dem Leben und dem Ursprünglichen näher, sie ist kindhaft und mütterlich. Siehe Lothar Pikulik: Frühromantik. Epoche – Werke – Wirkung, München 1992, S. 172.

27 AuG S. 245.

28 Der Knabe Erwin ist eigentlich das Mädchen Erwine. Im Folgenden werden beide Namen – je nach Romankontext – benutzt. Auf einer analytischen Ebene wird durch die Schreibweise Erwin(e) auf die Ambiguität der Figur hingewiesen.

29 Siehe ebenda, S. 249.

30 Ebenda, S. 250.

31 Ebenda.

32 Siehe Brentano: Godwi, S. 486–490.

33 Siehe Helga Arend: Die Loreley – Entwicklung einer literarischen Gestalt zu einem internationalen Mythos. In: Liesel Hermes, Andrea Hirschen, Iris Meißner (Hg.): Gender und Interkulturalität. Ausgewählte Beiträge der 3. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz, Tübingen 2002, S. 19–28.

34 AuG S. 250f.

sche Romana antwortet als Loreley, die wegen »der Männer Trug und List« an gebrochenem Herzen leidet, dass Leontin vor ihr fliehen solle: »Du weißt nicht, wer ich bin.« Der vermeintlich starke Mann, der eine Raubehe plant, steht einer viel stärkeren Frau gegenüber, ohne es zu bemerken. Leontin und das männliche singende Ich sind beide gleichermaßen blind für die wirkliche Identität der Sängerin (Romana) und der Besungenen (Loreley). Für den Reiter wird die Begegnung tragisch enden: »Kommst nimmermehr aus diesem Wald!«[35] Für den/die Sänger/in (Romana) scheint das Schicksal jedoch einen anderen Ausgang als den Triumph über den Mann vorzusehen. Nach Ende des Liedes spielt sich folgende Szene ab: »Der Jäger [Romana] nahm nun ein Glas, kam auf sie los und trank Friedrich'n keck zu: Unsere Schönen sollen leben! Da zersprang der Römer des Jägers klingend an dem seinigen. Der Jäger erblaßte und schleuderte das Glas in den Rhein.«[36]

Als alle beschließen, gemeinsam in der Nacht auf dem Rhein zur Residenz zurückzufahren, zögert der ruhigere Jägersbursche (Rosa), während der andere (Romana) »schaukelnd und gefährlich auf dem Rande des Kahnes« sitzt.[37] Letztlich ist es Erwin, selbst ein als Knabe verkleidetes Mädchen, der/das in einem günstigen Moment – ein Blitz erleuchtet deren Gesicht – Rosa erkennt und damit die Identität der Gräfin auch den Leser*innen offenbart.[38] Als Motiv für den Kleidertausch kommt zunächst nur reiner Mutwille in Betracht: Die beiden Abenteuerinnen genießen es, frei durch die Gegend zu streifen, (Jagd-)Waffen zu gebrauchen, im Dorf zu feiern und öffentlich Alkohol zu trinken – was ihnen als Frauen, jedenfalls ohne männliche Begleitung, nicht gestattet wäre. Rosa erweist sich in der Perspektive der anderen Romanfiguren und gewiss auch der meisten zeitgenössischen Rezipient*innen wiederum, ähnlich wie bei ihrem Umgang mit Friedrich, als übermäßig kess und ›leichtsinnig‹.

Friedrich, der mittlerweile selbst Zweifel an der Tugend der Geliebten hegt, denn er hat sie in den Armen eines anderen, unbekannten Mannes gesehen[39], wird aber-

35 AuG S. 250f. Zur Interpretation des Gedichts siehe auch Ralf Simon: Eichendorff. Der Baum der Sprache (Lorelay), in: ders.: Die Bildlichkeit des lyrischen Textes. Studien zu Hölderlin, Brentano, Eichendorff, Heine, Mörike, George und Rilke, München [u.a.] 2011, S. 155–169; Alexander von Bormann: Das zertrümmerte Alte. Zu Eichendorffs Lorelei-Romanze »Waldgespräch«, in: Wulf Segebrecht (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Bd. 3: Klassik und Romantik, Stuttgart 1984, S. 306–319; Peter von Matt: Die Loreley im Walde. Joseph von Eichendorff »Waldesgespräch«, in: ders.: Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte, München 2009, S. 76–78; Stefan Nienhaus: »Waldessprache«. Anmerkungen zu zwei Gedichten Joseph von Eichendorff, in: Andreas Gößling (Hg.): Critica poeticae, Würzburg 1992, S. 205–217.

36 AuG S. 251.

37 Ebenda, S. 252.

38 Siehe ebenda, S. 253.

39 Siehe ebenda, S. 267.

mals besonders erschüttert, als er sie auf einer Jagd, zu der Romana auf ihr Schloss eingeladen hat, »in männlichen Jägerkleidern« sieht.[40] Die Jagd steht für Krieg, für Eroberung, für Männlichkeit, und durch ihre Maskerade eignet sich Rosa diese Attribute symbolisch an. Friedrichs Irritation steigert sich noch, als er während des Jagdausflugs »im letzten Wiederscheinen der Abendsonne (…) in höchster Einsamkeit an seine Flinte gelehnt« ein Lied vernimmt, von dem er sich angesprochen fühlt, »denn es kam ihm nicht anders vor, als sei er selber mit dem Lied gemeint.« Es ist ein Warnlied, wahrscheinlich von Romana gesungen, deren Stimme Friedrich aber nicht erkennt: »Hast ein Reh Du, lieb vor andern,/Laß es nicht alleine grasen, Jäger zieh'n im Wald und blasen,/Stimmen hin und wieder wandern.//Hast Du einen Freund hienieden,/Trau' ihm nicht zu dieser Stunde,/Freundlich wohl mit Aug' und Munde, sinnt er Krieg im tück'schen Frieden.«[41] In dem Reh erkennt Friedrich wohl seine Rosa, den Nebenbuhler, der sich als Freund tarne, kann er nicht zuordnen. Als er um einen Felsen geht, erblickt er plötzlich Rosa »in ihrer **Jägertracht**«. Sie erschrickt vor ihm, flieht und springt »wie ein aufgescheuchtes **Reh**, ohne der Gefahr zu achten, von Klippe zu Klippe die Höhe hinab, bis sie sich unten im Wald« verliert.[42] Im Abstand von fünf Zeilen, vom einen auf den nächsten Satz wird die symbolische Zuschreibung gewechselt – ein Verfahren, das Eichendorff immer wieder anwendet.

Während Friedrich versucht, Rosa wiederzufinden, wobei er ohne Orientierung immer weiter reitet und »der Wald und die Nacht kein Ende«[43] nehmen, wird die Gesuchte vom Prinzen auf dessen Jagdschloss gebracht, wo er ihr seine »lange heimlich genährte Sehnsucht«, seine Liebe gesteht und sie küsst. »Halb gezwungen, halb verführt, folgt sie ihm«.[44] Die spätere Ehe der beiden scheint Rosas Interesse ge-

40 Ebenda, S. 268.

41 Ebenda, S. 270. Hörisch erkennt in dem Gedicht »Zwielicht« die Mahnung vor einer heillosen Welt, der nur noch mit Beschwörungen beizukommen sei. Siehe Hörisch: »Larven und Charaktermasken«, S. 37. Zur Interpretation des Gedichts auch Ingeborg Scholz: Das Motiv der Verfremdung in Texten der Romantik. Tieck »Der blonde Eckbert«. Eichendorff »Zwielicht«, in: Literatur für Leser (1988), S. 251–259; Urs Büttner u. Ines Theilen: Zwielicht: Joseph von Eichendorffs Gedicht im Widerschein ästhetischer und naturwissenschaftlicher Diskurse um 1800, in: dies. (Hg.): Phänomene der Atmosphäre. Ein Kompendium literarischer Meteorologie, Stuttgart 2017, S. 270–280; Friederike Felicitas Günther: Die Dämmerung als anthropologische Grenzerfahrung. Claudius' »Abendlied« und Eichendorffs »Zwielicht«, in: Jochen Achilles, Roland Borgards, Brigitte Burrichter (Hg.): Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie, Würzburg 2012, S. 67–84; Eckart Kleßmann: Zwielicht, in: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): 1000 deutsche Gedichte und ihre Interpretationen. Bd. 3. Von Friedrich von Schiller bis Joseph von Eichendorff, 2. Aufl., Frankfurt a.M. [u.a.] 1995, S. 317–321.

42 AuG S. 270f. Hervorhebung F. B./E. R.-B.

43 Ebenda, S. 277.

44 Ebenda, S. 276.

schuldet, möglichst standeshoch zu heiraten. Damit folgt sie den traditionellen Verhaltensregeln für eine adelige Frau. Dasselbe lässt sich von ihrem lockeren Lebenswandel sagen, der Friedrich das Leben so schwer machte. Doch der Roman lässt dies nicht gänzlich ungestraft. Zuletzt wird Rosa in eben jenem Kloster, das Friedrich am Ende seiner Reise aufnimmt, als Büßerin gezeigt; offenbar hat ihr Lebenswandel ihr dazu Anlass gegeben.[45]

Romana

Rosas Jagdgefährtin, die Gräfin Romana, wird als »tollgewordene Genialität, die in die Männlichkeit hineinpfuscht«[46], in den Erzählkosmos eingeführt, wenn Leontin sie mit diesen Worten seinem Freund Friedrich vorstellt. Romana hatte gerade Leontins Schwester Rosa in die Residenz entführt, die doch eigentlich mit dem Bruder, dem Freund sowie dem Knaben Erwin zu einer gemeinsamen Reise aufgebrochen war. Die Gräfin, eine Verwandte, sei »(e)ine junge Witwe, die nicht weiß, was sie mit ihrer Schönheit und ihrem Geist anfangen soll«[47]. Sie steht für die adelige Hofgesellschaft, in der »treue Sitte, Frömmigkeit und Einfalt«[48] nichts gelten, wie Friedrich resigniert feststellt. Sie verwandle Rosa in eine »Todesbraut«, die »in ein flimmernd aufgeschmücktes, großes Grab steige«[49], wenn sie die Gräfin an diesen Ort der Zügellosigkeit und Oberflächlichkeit begleite.

Romanas normen- und grenzverletzender Charakter ist schon an einem Erlebnis aus ihrer frühen Jugend ablesbar, welches die »Knospe« ihres »Lebenslaufs« enthalte und von dem sie Rosa berichtet. Ihre Familie lebte auf einem einsamen, hoch gelegenen Schloss, das von einem schönen, kultivierten Garten umgeben war, den sie nie verlassen durfte. Als einmal wieder die Jagdhörner erschallen, lässt sie sich in den Wald locken, wo sie einem »wilden Knaben« im Gewand eines Jägers begegnet, der sie auf sein Pferd hebt und küsst. Zur Erinnerung gibt sie ihm einen Ring. Während des langen Winters sehnt sie sich nach ihm und im Frühjahr entdeckt sie ihn jenseits des vom Schmelzwasser stark angeschwollenen Flusses. Er versucht, zu ihr zu gelangen und stürzt ab. Ihre Flucht »aus dem stillen Garten« wird dem jungen Mann zum Verhängnis.[50]

45 Ebenda, S. 368 und 382.
46 Ebenda, S. 115.
47 Ebenda, S. 115.
48 Ebenda, S. 116.
49 Ebenda.
50 Siehe ebenda, S. 182–184.

Ihre eigene Kühnheit, ihren Willen zur Freiheit bringt sie in einem Lied zum Ausdruck, das zugleich auf ihr tragisches Ende vorausweist.[51] »Und ich mag mich nicht bewahren!/Weit von Euch treibt mich der Wind,/Auf dem Strome will ich fahren,/von dem Glanze selig blind!/[…] Fahre zu! Ich mag nicht fragen,/Wo die Fahrt zu Ende geht!«[52] Wie ein Mann will sie selbstbestimmt zu ihrer Lebensfahrt aufbrechen, den Eltern und den Begrenzungen des eigenen Geschlechts, das für die Frauen den Garten und nicht die Eroberung der Wildnis vorsieht, den Rücken kehren.[53] Nur der »magisch wilde Fluß«[54] sei ihr Begleiter, dem sie sich blind überlässt. Aber wird er sich als zuverlässiger Führer erweisen, oder wird seine Naturgewalt sie ins Unglück reißen? Dies scheint sich auch Rosa zu fragen, die von der Erzählung geradezu verängstigt ist. Nicht zufällig wünscht sie in diesem Moment Friedrich herbei, der sie wohl vor solch einem Schicksal bewahren könnte. Und als Retter kommt Friedrich auch zunächst in die Residenz, aber er nutzt seinen Aufenthalt dann – nachdem Rosa ihm einige Enttäuschungen bereitet hat – ganz im Sinne von Eichendorffs Adelsreform und arbeitet sich in die vaterländische Politik ein, knüpft Kontakte und begibt sich in Gesellschaft.

Dort, bei einer Teegesellschaft, lernt Friedrich auch die Gräfin Romana kennen. Die extravagante Schöne fasziniert ihn sofort: »Höchstanziehend und zurückstoßend zugleich erschien ihm dagegen ihre [Rosas] Nachbarin, die junge Gräfin Romana, welche er sogleich für die griechische Figur in dem Tableau erkannt, und die daher heute allgemein die schöne Heidin genannt wurde. Ihre Schönheit war durchaus verschwenderisch reich, südlich und blendend und überstrahlte Rosa's mehr deutsche Bildung weit, ohne eigentlich vollendeter zu sein. Ihre Bewegungen waren feurig, ihre großen, brennenden, durchdringenden Augen, denen es nicht an Strenge fehlte, bestrichen Friedrichen wie ein Magnet.«[55] Friedrich kann sich Romanas Zauber nicht entziehen, er ist äußerst beeindruckt von ihren künstlerischen Interessen und Fertigkeiten. So skizziert sie in Blitzeseile ein Portrait von ihm und

51 Vgl. dazu auch Helmut Koopmann: Romantische Lebensfahrt, in: Wulf Segebrecht (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Band 3: Klassik und Romantik, Stuttgart 1984, S. 293–305; Steinig: Romantik, S. 415–417.

52 AuG S. 185.

53 Zur Opposition von Garten und Wildnis im Roman siehe Dagmar Ottmann: Gebändigte Natur. Garten und Wildnis in Goethes »Wahlverwandtschaften« und Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, in: Walter Hinderer (Hg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik, Würzburg 2002, S. 345–395.

54 AuG S. 185.

55 Ebenda, S. 196. Auffallend ist die Opposition, die hier zwischen Rosa und Romana aufgebaut wird: Rosas unschuldige deutsche Bildung versus Romanas wildes Heidentum. Zur Semantisierung Romanas als Heidin siehe auch Steinig: Romantik, S. 418 und Koopmann: Lebensfahrt, S. 303.

trägt aus dem Stegreif ein eigenes Gedicht vor.[56] Darin erkennt er ihre Verschiedenheit von der übrigen Teegesellschaft, ihre geistige Tiefe, ihre Einsicht in das Leben und in alle Künste. Er spricht nur noch mit ihr und vergisst die übrige Gesellschaft:

> Nur die einzige Gräfin Romana zog ihn an. Schon das Gedicht, das sie rezitiert, hatte ihn auf sie aufmerksam gemacht und auf die eigentümliche, von allen den andern verschiedene Richtung des Geistes. Er glaubte schon damals eine tiefe Betrachtung und ein scharfes Überschauen der ganzen Teegesellschaft in derselben zu bemerken, und seine jetzigen Gespräche mit ihr bestätigten seine Meinung. Er erstaunte über die Freiheit ihres Blicks und die Keckheit, womit sie alle Menschen aufzufassen und zu behandeln wußte […]. Und Friedrich unterhielt sich daher lange Zeit ausschließlich mit ihr, die übrige Gesellschaft vergessend. Die Damen fingen unterdes schon an zu flüstern und über die neue Eroberung der Gräfin die Nase zu rümpfen.[57]

In ihrer inneren Distanz zur Gesellschaft sind Friedrich und die Gräfin miteinander verbunden, was sie ihre Umgebung vergessen lässt und sie unempfindlich macht gegen Kritik und üble Nachrede. Die Gräfin wird für ihn nach der Trennung von seinem Freund Leontin zur wichtigsten Bezugsperson in der Residenz, trotz seiner Liebe zu Rosa, denn »(s)ie war die […] einzige, zu der er von allem reden konnte, was er dachte, wußte und wollte, die Unterhaltung mit ihr war ihm fast schon ein Bedürfnis geworden.«[58]

So verwundert es nicht, dass er der Einladung seiner neuen Bekannten auf deren Landgut folgt, obwohl Romana in der Residenz der Ruf vorauseilt, sie sei eine Zauberin, die sich der Magie verschrieben habe – und obwohl Leontin »wild und unzüchtig« von ihr spricht.[59] Am Abend seiner Ankunft führen Friedrich und Romana auf dem Dach des Schlosses tiefsinnige Gespräche. Negativ fällt Friedrich nur auf, dass es Romana an Frömmigkeit fehle; die »fast unweibliche Kühnheit ihrer Gedanken« hingegen bewundert er.[60] Schließlich greift die Gräfin zu ihrer Gitarre und singt »einige Lieder, die sie selbst gedichtet und komponiert hatte«.[61] Vom Erzähler wird die Musik als »wunderbar, unbegreiflich und oft beinahe wild« beschrieben.

---

56 Dies rückt sie zwar in die Nähe der im Roman positiv konnotierten männlichen Naturdichter Leontin und Friedrich, der oft wilde und verführerische Inhalt ihrer Lieder problematisiert jedoch gleichzeitig ihr Dichterinnentum und wertet sie ab. Siehe zu dieser Ambivalenz Steinig: Romantik, S. 422–425.

57 AuG S. 209.

58 Ebenda, S. 210.

59 Ebenda, S. 219.

60 Ebenda, S. 222.

61 Ebenda, S. 222.

Die »Zauberei« des Abends »ergriff auch Friedrichs Herz, und in diesem sinnenverwirrenden Rausche fand er das schöne Weib an seiner Seite zum erstenmale verführerisch.«[62]

Damit wird Romana dämonisiert, ihre erotische Attraktivität zu einer dunklen, gewalttätigen Macht; der seelische Gleichklang zwischen ihr und Friedrich erscheint abgewertet. Als der Gast in sein Zimmer zurückkehrt, um zu Bett zu gehen, befällt ihn eine »seltsame (.) Furcht […] vor Ihr und dem ganzen Feenschloss«.[63] In der Nacht erwacht er und sieht, dass Romana sich unbekleidet zu seinen Füßen niedergelegt hat. Zunächst betrachtet er ihre »wunderschöne Gestalt«[64] verwundert, dann hört er von draußen ein Lied. Der Sänger ist Leontin, der ihn warnt und zu sich ruft. Friedrich verlässt fluchtartig das Schloss und fühlt sich wie von »tausend Ketten« befreit, als ob er »aus fieberhaften Träumen« erwacht »oder aus einem langen, wüsten, lüderlichen Lustleben« zurückgekehrt sei.[65] Hier bezieht Eichendorff eindeutig Stellung gegen Romantiker wie Friedrich Schlegel oder Ludwig Tieck, die die geistige mit der Sinnenliebe verbinden.[66] Romanas bisheriger Lebenswandel, ihr ungezügelter Charakter, verbieten ein Liebesverhältnis mit dem untadeligen Friedrich.

Es hilft ihr auch nicht, dass sie versucht, ihr ganzes Leben zu ändern, nachdem sie sich durch die Augen ihres Geliebten gesehen hat:

> »Da fühlte sie zum ersten Male die entsetzliche Lücke in ihrem Leben, und daß alle Talente Tugenden werden müssen oder nichts sind, und schauderte vor der Lügenhaftigkeit ihres ganzen Wesens. Friedrichs Verachtung war ihr durchaus unerträglich, obgleich sie sonst die Männer verachtete. Da raffte sie sich innerlichst zusammen, zerriß alle ihre alten Verbindungen und begrub sich in die Einsamkeit ihres Schlosses […]. Sie mochte sich nicht stückweise bessern, ein ganz neues Leben der Wahrheit wollte sie anfangen.«[67]

Ihre Versuche, zur Tugend und zur Religion zurückzukehren, werden vom Erzähler bissig kommentiert. Die Vergeblichkeit sei vorgezeichnet, »ihre ganze Bekehrungsgeschichte« sei auch nicht mehr als »nur ein Rausch«.[68] Romana selbst jedoch glaubt an den Erfolg ihrer Bemühungen. Sie will Friedrich endlich wiedersehen und wählt dafür ausgerechnet die Gestalt eines Jägers. Mit Rosa, die genauso ausstaffiert ist,

---

62 Ebenda.
63 Ebenda, S. 223.
64 Ebenda, S. 224.
65 Ebenda, S. 225.
66 Zur Verbindung von geistiger und sinnlicher Liebe in der Romantik siehe Reinhardt-Becker: Seelenbund, S. 154–162.
67 AuG S. 254.
68 Ebenda, S. 255.

trifft sie den Grafen und Leontin bei einem Ausflug an den Rhein. Ihr ganzes Verhalten konterkariert ihre vorgebliche Verwandlung, und als sie die Rolle der »Hexe Loreley« in dem Duett mit Leontin übernimmt, straft sie ihre eigenen Bemühungen endgültig Lüge.[69] Vielleicht ist ihr übertriebener Mutwille schon Folge der Erkenntnis, dass es ihr unmöglich sein würde, »seine Tugend und Größe zu erreichen«; dies wird ihr klar, als sie ihn »unverändert ruhig und streng wie vorher« antrifft.[70] Sie lässt »die Zügel schießen« und gibt sich, aber nicht ihre Liebe auf.[71]

Bei dem Jagdausflug, zu dem sie auf ihr Schloss eingeladen hatte und bei dem Rosa vor Friedrich floh, gesteht sie dem Grafen die »unbezwingliche Gewalt« ihrer Liebe, »die wie ein Feuer alles verzehrt […], wo Lust und Entsetzen in wildem Wahnsinn einander berühren«.[72] Diese Liebe sprengt den Rahmen der Normalität und ist nicht kontrollierbar. Romana ist regelrecht rasend vor Liebe. Der »buntschillernde, blutleckende [Liebes-]Drachen« ist für sie nicht länger ein Fabelwesen: Er hat sie verzaubert und in einen Liebestaumel versetzt.[73] Das Verhängnis der Gräfin liegt in der kurzen Dauer dieses Ausnahmezustands, der eigentlich in der Natur der Sache liegt – traditionell gehörte dies zum festen Wissensbestand der Liebenden. Von der wahnsinnig-leidenschaftlich brennenden Liebe muss Mann*Frau schnellstmöglich gesunden. Romana kennt aber schon die Forderungen der ewigen Liebe. Ihre »unbezwingliche Leidenschaft«, die von Friedrich nicht erwidert wird, erlebt sie als unüberwindbar. Der einzige Weg aus diesen Höllenfeuern, die nicht verlöschen wollen, ist der Tod.

Als Friedrich sie nach den Wirren des Krieges von 1809 auf ihrem halb verfallenen Stammschloss, mit den Feinden wilde Feste feiernd, wiedertrifft, fordert er sie auf zu beten, obwohl er fürchtet, dass sie nicht an Gott glaubt. Für ihn ist sie dadurch im Grunde für immer verloren, das scheint auch sie zu erkennen.[74] Ihr Selbstmord ist nur konsequent. Sie zündet das Schloss an, geht auf ihr Zimmer und erschießt sich. Friedrich kann in letzter Sekunde sich selbst und ihren Leichnam vor den Flammen retten.[75] Ihr Wunsch, in den Flammen zugrunde zu gehen und Friedrich eventuell mitzunehmen, erinnert an eine weiblich-dämonische Abwandlung der Hexenverbrennungen vergangener Jahrhunderte. Gleichzeitig ist der Gebrauch

69 Siehe ebenda, S. 249–254.

70 Ebenda, S. 256.

71 Ebenda.

72 Ebenda, S. 274.

73 Ebenda.

74 Nach Neuhold kommt an dieser Stelle der Prädestinationsglaube Eichendorffs zum Ausdruck. Alle Romanfiguren sind entweder verloren (Rosa, Romana oder Rudolph), sodass sich jeder Versuch der Bekehrung als sinnlos erweist, oder sie wandeln von vornherein, wie Friedrich, auf dem Pfad der Tugend und widerstehen allen Verlockungen. Siehe Neuhold: Kunsttheorie, S. 299.

75 Siehe AuG S. 294f.

einer Schusswaffe, gerade beim Suizid, ausgesprochen männlich codiert. Der dramatische, alle Regeln sprengende Untergang ruft die Deutung der Schlossherrin als Magierin wieder auf. Nochmals schlüpft sie gleichsam in die Rolle der Hexe Loreley, die Friedrich zuzurufen scheint: »Du kommst nimmermehr aus diesem Schloss«. Im Hinblick auf religiöse Verhaltensnormen begeht Romana mit ihrem Selbstmord eine Todsünde.

Der Grund dafür, dass sie aus der Normalität herausgerückt wird, dürfte darin liegen, dass sie die ihrem Geschlecht gesteckten Grenzen gleich in mehrfacher Hinsicht überschreitet: Indem sie, wie oben erwähnt, in Männerkleidung auftritt, indem sie sich kreativ auf dem Gebiet von Kunst und Literatur betätigt – und indem sie bei der Anbahnung einer Liebesbeziehung zu Friedrich die Initiative ergreift. Wer sich soweit vorwagt, wird auch im großen Stil bestraft, so die offensichtliche Erzähllogik des Romans.

Marie

Auch die Zukunft Maries scheint von ihrem ersten Auftreten an vorgezeichnet. Rosa und ihr Bruder Leontin haben das fast fünfzehnjährige, verwaiste Mädchen zu sich genommen. Marie vergnügt sich auf dem Schloss ihrer Gönner gern mit den Gästen, wobei die Grenze zwischen kindlichem Spiel und fraulicher Koketterie schwer zu ziehen ist. Von Friedrich wird sie – jenseits der Grenze des Schlossgartens – im Wald auf einer kleinen Wiese vor dem Jägerhaus entdeckt. Sie streichelt ein augenscheinlich gerade erlegtes Reh und singt im Duett mit einem Jäger als »muntres Hirschlein« von der Suche »nach meinem Liebsten«.[76] Hier wird die tradierte Metaphorik signifikant verändert, denn anstatt als »Rehlein« ihren Liebsten zu suchen, schlüpft die Sängerin in die Gestalt des männlichen Wildes, das jedoch durch die Verwendung des Diminutivs verniedlicht und damit verweiblicht wird. Die Maskerade erhält einen ambigen Charakter. Der Liebste ist ausgerechnet ein Jäger, der selbst das »Hirschlein« liebt und seine Jägerpflicht fürchtet, denn komme das Hirschlein in sein »Jagdrevier«, muss es sich vor ihm »hüten«. Das »Hirschlein« hätte also eigentlich vor dem Geliebten zu fliehen, denn für die/den Gejagte/n nimmt es nie ein gutes Ende. Paradoxerweise wünscht sich das Hirschlein, »es läge tot«[77], denn dann könnte sich der Jäger ihm/ihr nähern; dieser hingegen wünscht, das »wilde Hirschlein« zu »streicheln, bis es stille hielt«[78].

Das Mädchen ersehnt also rhetorisch die gewaltsame (sexuelle) Eroberung durch den Mann, für die die Jagdsituation üblicherweise steht. Der Jäger hingegen will die Frau zähmen und an sich binden. Aber das Hirschlein lässt sich nicht »in

76 Siehe ebenda, S. 73f.
77 Ebenda, S. 74.
78 Ebenda.

Stall und Haus« locken: »Zum Wald' springt's Hirschlein frei und wild/Und lacht verliebte Narren aus«, singt Marie in den letzten beiden Versen des Liedes.[79] Die vermeintliche Handlungsmacht des Mannes wird unterlaufen, für das Hirschlein/Mädchen ist alles nur ein Spiel. Marie lässt sich nicht auf die Rolle des tugendsamen Opfers reduzieren, sie ist keine sittsame Naturfrau, sondern leidenschaftlich und frei, sie missachtet die gesellschaftlichen Normen und handelt selbstbestimmt. Dies macht sie aus der Sicht Friedrichs und derjenigen des Erzählers, für den sie ein »reizender Kobold« ist, zu einer zweifelhaften Frau(enfigur).[80]

Diese Bewertung wird noch verstärkt, als sie am Abend desselben Tages aus dem Wald heraus in den Kreis der Adelsgesellschaft tritt. Sie ist als Jägerbursche verkleidet, lässt sich von den Jägern auf der Wiese jagen und kommt »wie ein aufgescheuchtes Reh« zum Tisch, an dem Friedrich mit dem Dichter Faber und Leontin sitzt. Letzterer zieht sie auf seinen Schoß und lässt sie aus seinem Glas trinken, während sie immer munterer und redseliger wird; schließlich spricht er von seinem Schlafzimmer, »und als er sie endlich auch küßte, umklammerte sie mit beiden Armen heftig seinen Hals, Friedrich'n schmerzte das ganze lose Spiel«.[81] Diese moralische Empörung dauert an, denn schon bald erhält der Graf Anlass zu weiterem Verdruss. Nicht nur, dass sie schon wieder die Jägerstracht[82] wählt, als sie mit Leontin, Friedrich, Rosa, Faber und Erwin zu einer Reise aufbricht; am Abend lässt sie sich zudem von den begleitenden Jägern zutrinken, hochheben und küssen, denn sie behandeln sie »aus Gewohnheit wie ein halberwachsenes Kind«.[83] Friedrich beobachtet, wie sie dem Dichter Faber verstohlene Blicke zuwirft. Am nächsten Morgen stellt sich heraus, dass sie mit ihm ein Stelldichein verabredet hatte, ihm aber nur einen Streich spielen wollte. Als Faber versuchte, ihre Stube mit einer Leiter zu erreichen, zog sie diese weg, sodass er »zwischen Himmel und Erde hing«, während sie ihn mit einem Spottlied neckte.[84] Rosa und Leontin sind von dem Schabernack entzückt, während Friedrich »nur unwillig den Kopf über das vierzehnjährige Mädchen« schüttelt.[85]

Aus Friedrichs Verstimmung gegenüber Marie wird Entsetzen, als er sie bei seiner Ankunft in der Residenz auf einem Maskenball[86] in der Gestalt einer »Zigeu-

79 Ebenda.
80 Ebenda, S. 86.
81 Ebenda, S. 83.
82 Siehe ebenda, S. 91.
83 Ebenda, S. 110.
84 Ebenda, S. 113.
85 Ebenda.
86 Opitz sieht den Maskenball als Totentanz, der »gleichzeitig Pracht und Verkommenheit der Residenz« widerspiegelt. Siehe Christian N. Opitz: Das Totentanz-Motiv bei Joseph von Eichendorff und die Behandlung des Allegorischen in »Ahnung und Gegenwart«, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 51 (2007), S. 205–226, hier S. 215. Zur Funktion der Mas-

nerin« wiedersieht, die einen Schwarm Verehrer hinter sich herzieht und die »Zudringlichsten so schalkhaft abzuwehren wußte, daß ihr alles nur umso lieber nachfolgte«.[87] Marie hält den Grafen in seiner Maske für jemand anderen und lässt sich von ihm nach Hause begleiten. Dort führt eine Zofe Friedrich in ihr Zimmer, wo sie sich in seine Arme stürzt. Als er sich zu erkennen gibt, wendet sie sich »vernichtet« von ihm ab.[88] Augenscheinlich hat sie einen anderen Liebhaber erwartet, vermutlich den Prinzen, der sie seinen vielen Eroberungen hinzufügen wollte.[89] Friedrich hingegen hält ihr eine Moralpredigt, in der er sie vor ihrem »Buhlen« warnen will, denn dessen »Augen sind leer und hohl und seine Hände totenkalt, und du mußt sterben, wenn er dich in die Arme nimmt«; er sei niemand anderes als der »Teufel«.[90] In diesem Moment wirkt Marie kurze Zeit »unschuldig und kindisch«, aber es ist schon zu spät, der erwartete Geliebte wird angekündigt und das Mädchen schiebt den Grafen aus dem Zimmer.[91] Später sinnt Friedrich über das Erlebte nach und macht nochmals die Stadt, den dunklen eingeschlafenen »Riesen«, und den Hof für die Veränderung Maries verantwortlich. Der Graf sieht sowohl Rosa als auch Marie schon in ihren Gräbern liegen, »als hätte dieser Riese [sie] erdrückt«.[92]

Maries Kostümierung ist ebenfalls ein Zeichen für ihren sittlichen Verfall, denn als »Zigeunerin«[93] lebt sie im Erzählkosmos des Romans außerhalb der Ordnung ihrer Zeit, hat sich von allen Gesetzen und Regeln verabschiedet, betont eine dunkle Sinnlichkeit und ist nicht mehr zu retten – zumindest auf der symbolischen Ebene. Der Geschlechtertausch fand zumindest noch innerhalb der Gesellschaft statt und verletzte ›nur‹ deren Diskursregeln. Maries Verhalten geht darüber hinaus, und entsprechend streng wird sie im Roman ›bestraft‹ – und zwar durch einen stetigen sozialen Abstieg: In der Residenz noch als lustiger Gast bei vielen Bällen gern gesehen, sieht Friedrich sie die Stadt an der Seite eines Herrn in einer schönen Reisekutsche Richtung Italien verlassen. Sie sieht »lachend aus dem Wagen nach ihm zurück«, als wollte sie seine Missbilligung verhöhnen.[94] Der Begleiter stellt sich später

---

ke als Charaktermaske in »Ahnung und Gegenwart« siehe Hörisch: »Larven und Charaktermasken«; Lothar Pikulik: »Des Lebens Schauspiel«. Spieler und Zuschauer in Eichendorffs erzählter Welt, in: Grażyna Barbara Szewczyk (Hg.): Eichendorff heute lesen, Bielefeld 2009, S. 33–52.

87 AuG S. 173.

88 Siehe ebenda, S. 173–176.

89 Siehe ebenda, S. 238.

90 Ebenda, S. 177.

91 Ebenda.

92 Ebenda, S. 178f.

93 Zur Entstehung des »Zigeuner«-Diskurses in Geschichte und Literatur siehe Klaus-Michael Bogdal: Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung, Berlin 2011.

94 AuG S. 261.

als ehemaliger Bekannter Friedrichs heraus, der im Winter zu seinem politischen Kreis gehörte, sich aber im Frühjahr dem leichteren Leben, den Bällen und anderen gesellschaftlichen Ereignissen zuwandte, wo er anscheinend Marie kennenlernte. Nun steht er als Offizier in Diensten des Feindes und Marie, deren Verhalten dadurch zusätzlich moralisch diskreditiert wird, ist die unstet lebende Geliebte an seiner Seite.[95]

Aber es gibt noch Hoffnung für sie. Als ihr Geliebter tödlich verwundet wird, schleppt sie seinen Leichnam »mit einer bewundernswürdigen Kraft und Geduld in das Gebirge« und verteidigt ihn mit dem Degen gegen zwei Kameraden Friedrichs.[96] Beim Erscheinen des Grafen lässt sie die Waffe fallen und birgt ihr Gesicht »an der kalten Brust ihres Geliebten«.[97] Friedrich ist gerührt und sagt: »Ist in dir eine solche Gewalt wahrhafter Liebe, […] so wende dich zu Gott, und du wirst noch große Gnade erfahren.«[98] Die Kraft der wahren Liebe, die sich durch selbstlose Treue über den Tod hinaus beweist, kompensiert Maries unsittliches Verhalten und macht sie bußfertig. So wie sich Friedrichs Bildungsreise nach verschiedenen Irrungen und Wirrungen, so seine Liebesversuche, seine literarischen Experimente, sein politisches Engagement und die Teilnahme am Krieg von 1809, in seinem Glauben und seinem Eintritt ins Kloster zu vollenden scheint, kann auch Marie, anders als Romana, noch erlöst werden.[99] Und diese Erlösung scheint sie auf dem Schloss des Grafen Rudolph, dem verschollenen Bruder Friedrichs, zu finden, wo die beiden Freunde, Friedrich und Leontin, sie wiedertreffen. Rudolph stellt sich als Beschützer gefallener Mädchen und anderer Verlorener heraus, der ihnen die Kraft der Religion zur Heilung empfiehlt, selbst aber desillusioniert und ohne Glauben die Einsamkeit seines versteckt liegenden Schlosses der Adelsgesellschaft vorzieht.[100] Der innere Wandel Maries wird besonders deutlich, als sie zur Gitarre das Lied vom »muntren Hirschlein« zu singen versucht. Sie setzt immer wieder an und kommt über die erste Strophe nicht hinaus.[101] Das mutwillige Hirschlein, das mit dem Jäger und seiner Liebe spielte, existiert nicht mehr. Aber als sicherer Hafen erweist sich Rudolphs Schloss für sie letztlich auch nicht, denn der Hausherr will nach Ägypten gehen, um sich »der Magie [zu] ergeben«.[102] Ihr weiteres Schicksal bleibt offen.

---

95 Ebenda, S. 282.

96 Ebenda, S. 289.

97 Ebenda.

98 Ebenda.

99 Zu den religiösen Aspekten des Romans siehe Walter Dimter: Joseph von Eichendorff. »Ahnung und Gegenwart«, in: Dorothea Klein (Hg.): Lektüren für das 21. Jahrhundert, Bd. 1, Würzburg 2000, S. 183–201.

100 Siehe AuG S. 329–335.

101 Siehe ebenda, S. 337.

102 Ebenda, S. 380.

Angelina

Die Figur der Angelina hat ihren Platz in der komplizierten Intrige, die sich um die Herkunft des schon mehrmals erwähnten Knaben Erwin bzw. des Mädchens Erwine dreht und dem Roman seine hintergründige Spannung verleiht. Nach vielen Wirren stellt sich heraus, dass Friedrichs verschollener Bruder Rudolph in jungen Jahren eine Liebesbeziehung zu Angelina unterhielt. Beide Brüder kannten sie schon als Kind, denn die Tochter eines reichen italienischen Marcheses lebte eine Zeitlang mit ihren Eltern auf dem Schloss von deren Vormund. Die Knaben hatten ihre Eltern bei einem Brand verloren. In Erinnerung blieb Friedrich das Mädchen vor allem, weil es immer dasselbe Lied sang, sodass sich ihm Melodie und Text tief einprägten. Gelernt hatte sie das Lied, wie sich am Ende des Romans herausstellt, von Rudolph, was den Inhalt umso bedeutsamer macht. Denn auch dieses »alte[.] deutsche Lied«[103] weist – wie so oft in »Ahnung und Gegenwart« – auf das Schicksal der Sängerin voraus, indem das singende Ich seiner Mutter ankündigt, sich, wenn es erwachsen sei, »in der Nacht« nach »allen Seiten« zu wenden und zu küßen »so viel ich will«.[104] Angelina wird sich nicht den Regeln der Gesellschaft oder den Wünschen der Familie beugen.

Der wilde und unbändige Rudolph indes läuft von zu Hause fort, nachdem eine »Zigeunerin«[105] ihm, der kleinen Angelina und einem weiteren Reisenden, in dem er den Knaben wiedererkennt, der ihn nach der Flucht aus dem brennenden Schloss verhöhnt hat, prophezeit hat: »Eines von euch dreien wird den anderen ermorden.«[106] Von nun an »geht [s]ein Leben rasch, bunt, ungenügsam-wechselnd und in allem Wechsel doch unbefriedigt.«[107] Erfüllung sucht Rudolph in der Kunst; seine Malerei verschafft ihm ein Auskommen und so reist er durch Italien, immer mit Angelina im Herzen und ihrem Bild vor Augen. Nach Jahren der Trennung trifft er seine Angebetete zufällig in Venedig wieder und erfährt, dass ihr Vater, als er ihre Mutter bei ihrer Geburt dem Tod nahe glaubte, ein Gelübde ablegte, Angelina in ein Kloster zu geben, falls seine Frau überlebte. Der dazu bestimmte Zeitpunkt ist jetzt nicht mehr fern.[108] Die beiden Verliebten sind untröstlich und entschließen sich zur Flucht. Um unerkannt von Venedig nach Rom zu gelangen, legt Angelina Männerkleidung an. In Rom gibt Rudolph sie als seinen Vetter aus. In ihrer Maskerade begleitet sie ihn überallhin, gewöhnt sich schnell »an das freie, sorglose Künstler-

103 Ebenda, S. 344.

104 Ebenda, S. 101f.

105 Der Begriff »Zigeuner*in« wird in Anführungszeichen gesetzt, um ihn in distanzierender Weise als historisch zu kennzeichnen.

106 AuG S. 342. Vgl. Bogdal: Zigeuner, S. 217.

107 AuG S. 342.

108 Ebenda, S. 345.

Wesen«, sieht ansprechend aus und sitzt ihm immer wieder Portrait.[109] Aber dieses Spiel bleibt kein oberflächlicher Geschlechtertausch, sondern verändert das Wesen des zarten Mädchens:

> »Indes entging mir [Rudolph] nicht, daß Angelina anfing, mit der Mädchentracht nach und nach auch ihr voriges, mädchenhaftes, bei aller Liebe verschämtes Wesen abzulegen, sie wurde in Worten und Gebärden kecker, und ihre sonst so schüchternen Augen schweiften lüstern rechts und links. Ja, es geschah wohl manchmal, wenn ich sie unter lustige Gesellen mitnahm, mit denen wir in einem Garten oft die Nacht durchschwärmten, daß sie sich berauschte, wo sie dann mit den furchtsam dreisten Mienen und glänzend schmachtenden Augen ein ungemein reizendes Spiel der Sinnlichkeit gab.«[110]

Angelina lässt »lüsterne Blicke« umherschweifen, anstatt die Augen, wie man es von einem braven Mädchen erwarten würde, fromm niederzuschlagen. Solche Blicke und »keckes« Verhalten dienen im Roman häufig als Symbole für ein initiatives Handeln in Liebesdingen, wie es in der galanten Adelswelt den Frauen durchaus zugestanden wurde, mit dem Ideal der Naturfrau, die gemäß der Polarität des Geschlechtermodells der männlichen Aktivität die eigene Passivität gegenüberstellte, jedoch unvereinbar war.

Die ›Freiheit der Hose‹ scheint Angelina von ihrer Weiblichkeit zu entfernen. Die ›natürliche‹ Zurückhaltung, das Maßhalten, die Beschränkung des Gesichtskreises und der Begierde, die nur dem eigenen Mann gelten darf, weichen einer Lebenslust, einer Lust an neuerlicher Grenzüberschreitung, die durch die Überschreitung der Grenze zwischen den Geschlechtern ausgelöst worden ist. »Weiber ertragen solch kühnere Lebensweise nicht«, lautet Rudolphs abschließender Kommentar; und es ist genau diese Lebensweise, die ihm die Geliebte letztlich entreißt.[111]

Nachdem sie ein Jahr ohne Ehegelübde zusammengelebt haben, bekommen Angelina und Rudolph eine Tochter, Erwine. Um Mutter und Kind den Augen der Welt zu entziehen, bringt Rudolph seine Gefährtin auf ein Landgut, wo sie nach der Niederkunft länger verbleibt, als ihm lieb ist. Als er eines Morgens von Rom anreist, findet er alles leer vor. Angelina ist mit dem Kind und einem anderen Mann geflohen. Dabei scheint sie diese Entwicklung ihrer Persönlichkeit sogar selbst zu bedauern, denn im Gespräch mit einer alten Frau am Abend vor ihrer Flucht wiederholt sie immer wieder: »Wäre ich doch lieber ins Kloster gegangen!«[112] Aber es gibt kein Zurück. Und auch die Folgen für Rudolph scheint sie zu ahnen, denn laut Auskunft

109 Ebenda, S. 347.
110 Ebenda.
111 Ebenda, S. 347.
112 Ebenda, S. 348.

der Alten, offenbar der weissagenden »Zigeunerin« von einst, habe sie immer wieder ein Lied zur Laute gesungen, das ihr von ihm beigebracht worden sei.[113] In diesem prophetischen Lied begegnen wir wieder einem »Hirschlein«, das »den Jägersmann/In grüne Waldesnacht« führt und ihn wie die »Hexe Loreley« immer tiefer in das »dunkelgrüne Haus« hineinlockt: »Der Jäger irrt und irrt allein,/Find't nimmermehr heraus«[114] – so wie Rudolph später bei der verzweifelten Suche nach Angelina sein gesamtes Vermögen, sich selbst und jede Moral verliert.

Doch auch für Angelina sieht der Roman eine harte Strafe vor: Erwine wird von »Zigeunern« geraubt. Wie es das antiziganistische Stereotyp will, treten Sinti und Roma als Kindsräuber auf.[115] Trotz des Verlusts lebt Angelina an der Seite ihres Entführers und Ehemanns, eines Grafen, das Leben einer typischen Landadeligen. Als die beiden anlässlich seines Geburtstages einen Maskenball geben, gerät zufällig Rudolph auf dieses Fest. In seiner Verkleidung verwechselt Angelina ihn mit ihrem Mann. Sie ziehen sich in eine Laube zurück, wo er zur Gitarre eine Romanze für sie singt, in der ihr Betrug gespiegelt wird.[116] Als ihr Gatte die Laube betritt, bemerkt sie ihren Irrtum und fällt in Ohnmacht.[117] Der vermeintlich Gehörnte stürzt sich rasend vor Eifersucht mit seinem Schwert auf Rudolph, der in ihm mit Schaudern »den fürchterlichen Unbekannten« erkennt, »dessen Schreckbild [ihn] durch das ganze Leben verfolgt.«[118] Als der Angegriffene sich verteidigt, rennt der Graf »sich wütend selbst [Rudolphs] Degenspitze in die Brust und sank tot nieder.«[119]

So haben alle ihre gerechte Strafe erhalten: Rudolph wurde von seiner Geliebten verlassen und zum Mörder, wohl weil er ihr Verhältnis nicht vor Gott legitimieren ließ, sie zu einem liederlichen Lebensstil verführte und nach ihrer Flucht Rachegedanken hegte; der Graf zahlt mit seinem Leben, denn er war quasi ein Ehebrecher und zudem ein schlechter Stiefvater, der die Tochter seiner Frau nicht beschützen konnte; Angelina verliert Kind und Mann, nachdem sie ihre Eltern und Rudolph betrogen hat. Später schlüpft die Einsame in die Rolle der mysteriösen »weißen Frau«, wobei die weiße Kleidung auf das Büßergewand anspielt. Sie rettet immer wieder Menschen aus Feuersbrünsten und hilft den Überlebenden großzügig, um ihre früher aufgehäufte Schuld zu sühnen.[120] Ursprünglich vom Weg der Tugend abgeführt

113 Siehe ebenda.

114 Siehe ebenda, S. 348f.

115 Siehe Bogdal: Zigeuner, S. 215.

116 Zur Interpretation der Ballade siehe Carina Hebgen: Die Hochzeitsnacht – Joseph von Eichendorff, in: Liedinterpretation Online. Folkwang Universität der Künste, hg. v. Tatjana Dravenau (https://liedinterpretationonline.folkwang-uni.de/wp-content/uploads/20-Literatur.pdf (zuletzt 06.02.2024)

117 Siehe AuG S. 355–359.

118 Ebenda, S. 359.

119 Ebenda.

120 Siehe ebenda, S. 150 u. 152–155.

hat Angelina der Wechsel der Geschlechterrolle durch das Anlegen von männlicher Kleidung. Ihre dadurch ›vermännlichten‹ Verhaltensweisen führten zu Konflikten, die letztlich ihr gesamtes soziales Umfeld in die Katastrophe trieben.

Erwine

Erwine, die Tochter Angelinas und Rudolphs, gehört zu den zentralen Romanfiguren. Auch deshalb wird das Problem des Geschlechtertauschs bei ihr ausführlicher und komplexer entwickelt als bei den anderen Protagonistinnen.

Die »Zigeuner«, die Erwine entführen, geben sie an eine verwandte Sippe weiter, die sich auf Raubüberfälle verlegt hat.[121] Diese Überfälle folgen einer bestimmten ›Masche‹: Die Bande überfällt Reisende, die in einer einsam gelegenen alten Mühle übernachten. Der Müller, mit dem die Kriminellen im Einvernehmen stehen, nimmt die Reisenden auf und bietet ihnen ein Zimmer an. Die inzwischen herangewachsene Erwine hat die Aufgabe, die männlichen Gäste durchs Haus zu geleiten – in freizügiger Kleidung, um sie zu becircen und davon abzulenken, dass ihnen in der Mühle möglicherweise Gefahr droht. Zur Nacht werden die Ahnungslosen dann von den »Zigeunern« im Schlaf überfallen, erschlagen und ihrer Habe beraubt.[122]

Auf seiner Suche nach der Gräfin Rosa kommt auch Friedrich zu der alten Mühle. Das Mädchen, das ihm zu seinem Zimmer leuchtet, wird von ihm mitnichten als die natürliche Tochter seines Bruders Rudolph erkannt, von deren Verbleib und Schicksal er keine Ahnung hat. Dem frommen Friedrich missfällt freilich ihr loser Aufzug – sie geht »barfuß« und »nur im Hemde«, »den Busen fast ganz bloß« vor ihm her und tut verliebt –, sodass er sie schilt und demonstrativ als »liebes Kind« anredet.[123] Als der nächtliche Überfall erfolgt, ficht die Mitverschwörerin jedoch überraschenderweise mit einem »Schwert in der Hand« an seiner Seite.[124] Gemeinsam bekämpfen sie die Angreifer, die Reißaus nehmen, aber Friedrich ist so schwer verwundet, dass er durch den Blutverlust das Bewusstsein verliert.[125]

Als er wieder aufwacht, befindet er sich in einem luxuriösen Bett – behütet von einem Knaben, der sich als Erwin vorstellt und berichtet, ihn ohnmächtig am Wegesrand gefunden zu haben. Als zufällig eine Dame (die Gräfin Rosa) in einem Wagen vorbeikam, habe er diese gebeten, sich des Verwundeten anzunehmen – auf dem nahegelegenen Schloss von deren Bruder Leontin befinde er sich nun. Voller Dankbarkeit bietet Friedrich an, ihn als Reisebegleiter in seine Dienste aufzuneh-

121 Siehe ebenda, S. 352f.
122 Siehe ebenda, S. 68–70. Dazu auch Bogdal: Zigeuner, S. 221.
123 AuG S. 69.
124 Ebenda, S. 70.
125 Siehe ebenda.

men. Erwin, der behauptet, keinen Menschen sonst auf der Welt zu haben, willigt gerne ein.[126]

Den Leser*innen ist die Identität Erwins an dieser Stelle des Romans ebenso verborgen wie Friedrich. Dass Erwin, eigentlich Erwine, Friedrichs Nichte und das Mädchen aus der Mühle ist, wird erst am Schluss offenbar.[127] So kann der Roman mit einer gewissen Seltsamkeit Erwins, die Friedrich und anderen literarischen Figuren ebenso auffällt wie dem Leser, für Spannung sorgen. Der »schöne Knabe […] war allen unbegreiflich. Sein einziges Ziel und Augenmerk schien es, seinen Herrn, den Grafen Friedrich, zu bedienen, welches er bis zur geringsten Kleinigkeit aufmerksam, emsig und gewissenhaft tat. Sonst mischte er sich in keine Geschäfte und Lust der anderen, erschien zerstreut, immer fremd, verschlossen und fast hart, so lieblich weich auch seine helle Stimme klang. Nur manchmal […] sprach er auf einmal viel und bewegt, und jedem fiel dann sein schönes seelenvolles Gesicht auf.«[128] Erwin möchte nie im Haus, sondern immer draußen schlafen – was mit seinem Freiheitsdrang erklärt wird; er weicht allen Fragen nach seiner Herkunft aus – was auf einen schweren Verlust zurückgeführt wird; er ist melancholisch, scheint eine »geheimnisvolle Leidenschaftlichkeit« zu verbergen und singt traurige Lieder – vermeintlich infolge seiner Einsamkeit.[129]

Besonders mysteriös erscheint, dass Erwin alte Lieder singt, die Friedrich aus seiner eigenen Kindheit kennt.[130] Immer wieder wird zudem auf seine Schönheit abgehoben. Leontin hat ihm eine fantastische Tracht aus einem himmelblauen Wams und goldenen Ketten zusammengestellt, die wunderbar mit seiner Gesamterscheinung harmoniert: »Den weißen Hals trug er bloß, ein zierlicher Kragen umgab den schönen Kopf, der mit seinen dunklen Locken und schwarzen Augen wie eine Blume über dem bunten Schmucke ruhte.«[131] Der Hinweis auf den Schmuck und der Vergleich mit einer Blume machen die Geschlechtszuordnung bei dieser Figurenbeschreibung uneindeutig. In der Literatur werden seit dem Mittelalter üblicherweise nur Mädchen als Blumen adressiert, eine Vorgehensweise, die auch für Eichendorffs Werk kennzeichnend ist.[132]

Auch fehlt es nicht an Hinweisen, dass Erwins ungewöhnliches Verhalten aus einer geschlechtlichen Ambiguität resultiert. Als Friedrich seinen Begleiter einmal in einem Moment der Rührung auf die Stirn küsst, erwidert dieser die Küsse heftig

126 Siehe ebenda, S. 70–72.
127 Siehe ebenda, S. 352f.
128 Ebenda, S. 86.
129 Siehe ebenda, S. 86 f, S. 132 f, S. 238 f und S. 242f.
130 Siehe ebenda, S. 90.
131 Ebenda, S. 132.
132 Siehe exemplarisch: »Die Mädchen saßen wie Blumen in einen Teppich gewirkt« (ebenda, S. 137).

und mit »brennenden Lippen«.[133] Bei einem Mädchen würde man eine solche Reaktion mit Verliebtheit und Verlangen erklären, bei einem Knaben ist sie nur verwirrend. Im Anschluss an diese Szene singt Erwin – von Friedrich belauscht – ein Liebeslied, in dem das lyrische Ich zwei verliebte Lerchen beobachtet und sich wünscht, selbst ein »Vöglein« zu sein: »Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein/Und zöge über das Meer,/Wohl über das Meer und weiter,/Bis daß ich im Himmel wär'!«[134] Hier kommt einerseits der Wunsch zum Ausdruck, seine Liebe frei zu leben, andererseits aber auch eine Vorausdeutung darauf, dass diese Liebe keine Erfüllung finden wird, denn der Himmel ist nicht der Himmel der Liebenden, sondern derjenige des Vogels, der nicht mehr zum rettenden Ufer zurückkehren kann. Das bedeutet für ihn den Tod.

Indes verstrickt sich Friedrich in der Residenz weiter in seine Studien und gesellschaftlichen Kontakte, währenddessen er beobachten muss, dass Erwin immer kränklicher wird. Als er einen Arzt hinzuziehen will, lehnt Erwin eine Konsultation entschieden ab. Vor dem von Friedrich trotz des Widerspruchs hinzugezogenen Mediziner will er sich nicht entblößen. Ob aus (eher weiblich als männlich konnotierter) großer Schamhaftigkeit, oder weil es ein Geheimnis zu bewahren gilt? Auch hier lässt ein von Erwin(e) komponiertes und gesungenes Lied tief blicken, das Friedrich unmittelbar vor der Ankunft des Arztes aus Erwins Zimmer vernimmt:

Wehmut[135]

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Tränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

Es lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen,
Aus ihres Käfigts Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und alles ist erfreut,

133 Siehe ebenda, S. 239.

134 Ebenda, S. 240.

135 Publikationsgeschichte nach Joseph von Eichendorff: Werke in sechs Bänden. Bd. 1: Gedichte. Versepen, hg. v. Hartwig Schultz, Frankfurt a.M. 1987, S. 910: Erstdruck 1815 in AuG ohne Titel; 1826 in Joseph von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen nebst einem Anhange von Liedern und Romanzen, Berlin, unter dem Titel Wehmut; 1837 in Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff, Berlin, unter gleichem Titel; entstanden wohl 1810. Vgl. auch Löhr: Sehnsucht, S. 30.

Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.[136]

Das Lied beginnt mit einer monologischen Sprechsituation, in der ein lyrisches Ich offenbart, dass es im Gesang zu einem täuschenden Kunstausdruck fähig ist: »Ich kann wohl manchmal singen,/als ob ich fröhlich sei«. Hier entsteht eine Opposition zwischen innen und außen, zwischen Empfindung und Äußerung.[137] Gleichzeitig hat der Gesang aber auch eine kathartische Funktion[138] für das Ich, denn obwohl »(doch) heimlich Tränen dringen,/Da wird das Herz mir frei.« Die Tränen müssen nicht fließen, da der Seelenschmerz sich durch den Gesang kompensieren lässt. Dabei handelt es sich natürlich um einen Liebesschmerz, denn das Herz gilt traditionell nicht nur »als Sitz der Seele, des Willens und der Gefühlsregungen«, sondern ist auch ein Symbol für die Liebe.[139] Dem Leser erscheint es, als singe Erwin(e) hier über ihre eigene Situation, in der sie ihre Gefühle für Friedrich, in den sie heimlich verliebt ist, nicht aussprechen darf, sich also verstellen muss.[140] Die Ausweglosigkeit der Situation wird in der zweiten Strophe deutlich.

Dort werden die gefangenen Nachtigallen zu Sänger*innen, die auf der denotativen Ebene ihrer Sehnsucht nach Freiheit, nach einem Neubeginn Ausdruck verleihen und auf der konnotativen Ebene Stellvertreter*innen des lyrischen Ichs bzw. der singenden Erwin(e) sind.[141] Symbolgeschichtlich steht die Nachtigall in der antiken Tradition für den Tod, sie singt die Todesklage, während sie im Mittelalter die junge, erfüllte, aber illegitime Liebe begleitet; seit der Romantik verkörpert sie Liebessehnsucht und -leid.[142] All diese Konnotationen fließen im vorliegenden Gedicht zusammen. Der Frühling, der für Neubeginn und Befreiung steht, erzeugt die Sehnsucht nach einer Veränderung der Situation. Die Sehnsucht der Nachtigallen ist rückwärts- und vorwärtsgewandt. Sie wünschen sich aus den Beschränkungen des Käfigs heraus, zurück in die Freiheit, in die Natur, in ihr ursprüngliches Dasein, aber »ihres Käfigts Gruft« hält eine andere Zukunft für sie bereit. Ihr Gesang nimmt die Klage über ihren eigenen Tod vorweg, denn aus dem Käfig gibt es nur im Tod ein Entrinnen. Zur Vorausdeutung auf das Schicksal Erwin(e)s wird des »Käfigts Gruft«, weil die »Nachtigallen« als seine/ihre Stellvertreter*innen aufzufassen sind.

---

136 AuG S. 243.

137 In den Worten von E.T.A. Hoffmann existiert also ein »Mißverhältnis des innern Gemüts mit dem äußern Leben«, was nach Alexander von Bormann zu den zentralen Kennzeichen der romantischen Lyrik gehört. Vgl. von Bormann: Romantik, S. 253.

138 Dazu auch Löhr: Sehnsucht, S. 58.

139 Ebenda, S. 55.

140 Vgl. Steinig: Liedeinlagen, S. 429.

141 Löhr spricht von einem Vergleich, der zum Gleichnis wird. Vgl. Löhr: Sehnsucht, S. 59ff.

142 Etwa in Walther von der Vogelweides Minnelied *under den linden.*

Die Sehnsucht Erwin(e)s ist ein irdisch-sinnliches, vielleicht sogar krankhaftes Begehren[143], das sich am Ende des Winters in der Residenz Bahn bricht, als er/sie Friedrich auffordert, mit ihm/ihr den Hof zu verlassen, um sich in einen »großen Wald« zu begeben.[144] Wie die Nachtigallen im Käfig ist Erwin(e) in der Maskerade des Knaben Erwin gefangen. Sie kann ihre ersehnte Rolle als Frau an der Seite Friedrichs nicht leben. Vielmehr glaubt sie, ihre eigene Herkunft und ihr Geschlecht verleugnen zu müssen. Aber die Aussichtslosigkeit, die des »Käfigts Gruft« für sie bedeutet, ist eine noch viel fundamentalere, denn Erwin(e) ist überdies – was sie selbst, die anderen Romanfiguren und die Leser*innen zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen – die Tochter von Friedrichs älterem Bruder und seiner Frau Angelina. Bei Friedrich handelt es sich also um seinen/ihren leiblichen Onkel.

Das »tiefe Leid« dieser unauflösbaren Situation, für die singenden Nachtigallen und für den/die singende(n) Erwin(e), wird von den lauschenden Herzen nicht erkannt. Obwohl die Synekdoche »Herzen« (V9) hier für alle Menschen steht, die ein empfindendes Herz haben, täuscht der Gesang durch seinen Wohlklang, der erfreut, über die eigentliche innere Verfassung der Sänger*innen hinweg. Niemand versteht die existentielle Einsamkeit der leidenden Sänger*innen. Das Singen des Liedes ermöglicht eine Kommunikation mit dem eigenen Ich, mit dem eigenen Kunstausdruck, der die Schmerzen aufnimmt und lindert, aber es gibt keine Verständigung mit Dritten. Auch Friedrich versteht nicht, was in dem Knaben Erwin vorgeht. Die Kommunikation zwischen ihnen ist gestört, was Erwin(e) in ihrem Gesang spiegelt und vorwegnimmt. Als Friedrich während des Liedes in Erwins Zimmer tritt, blickt er nicht in das Innere des Jungen, sondern nimmt nur die Oberfläche wahr: Er sieht, dass Erwin krank ist, denn er wird trotz des beginnenden Frühjahrs immer schwächer, er sieht, dass sein Diener sich aus rätselhaften Gründen jeder Hilfe durch einen Arzt verweigert. Als Erwin nach dem Besuch des Arztes vor Friedrich niedersinkt und dieser ihn tröstend küsst, reagiert Erwin nicht wie vor wenigen Monaten mit Leidenschaft, »sondern saß still und sah, in Gedanken verloren, vor sich hin«.[145] Der spätere Titel des Gedichts »Wehmut« steht für den Verlust der Hoffnung, für die Akzeptanz der Unerfüllbarkeit der Liebe und überbietet damit noch den in Eichendorffs Werk leitmotivisch verwendeten Begriff der »Sehnsucht«.[146]

Eine weitere Szene, in der Erwin eine prominente Rolle spielt, ist die oben bereits geschilderte Begegnung Friedrichs und Leontins mit den beiden Jägern, hinter

143 Löhr verweist auf die »Bedeutungsrichtung des Krankhaften« im Wortteil ›Sucht‹. Vgl. ebenda, S. 71.

144 Siehe AuG S. 239.

145 AuG S. 244.

146 Zum Verhältnis von »Wehmut« und »Sehnsucht« im Gedicht siehe auch Löhr: Sehnsucht, S. 92ff.

deren Verkleidung sich Rosa und Romana verbergen. Als Erwin bei einer Kahnfahrt auf dem Rhein in einem der Jäger Rosa erkennt, ist er so schockiert, dass er ins Wasser springt, zum Ufer schwimmt und sich in die Wälder schlägt – ohne jemals zu Friedrich zurückzukehren.[147] Der Graf kann sich diese Reaktion ebenso wenig erklären wie die Leserschaft. War Erwin möglicherweise eifersüchtig auf Rosa, weil er von Friedrichs Liebe zu ihr wusste und angesichts der Begegnung der beiden befürchtete, dass die beiden doch noch ein Paar würden? Dass Erwin als treuer Diener den ersten Platz in Friedrichs Herz beanspruchen wollte, kann durchaus eine plausible Erklärung sein – schließlich hatte Erwin in der Zeit zuvor in vielfältiger Weise von der Zuneigung seines Herrn profitiert, der ihn das Dichten und Komponieren gelehrt, aber auch in der Religion unterwiesen hatte. Würde er mit Rosa zusammenkommen, hätte er möglicherweise keine Zeit für seinen gelehrigen Schüler mehr. Gleichzeitig kann es sich aber auch um die Eifersucht eines Mädchens handeln, das in Rosa eine Nebenbuhlerin erkennt. Erwins Flucht erschiene in diesem Sinne als Versuch, sich weiteren Leiden einer unerfüllten Liebe zu entziehen.

Später kommt es allerdings doch noch zu einem Wiedersehen zwischen Friedrich und Erwin(e). Gegen Ende des Romans kehrt der Graf in das Tal zurück, wo der Müller und seine räuberische Bande ihr Unwesen trieben. Unweit der Mühle erblickt er »ein Mädchen, in einem reinlichen weißen Kleide«, das – ohne ihn zunächst zu bemerken – ein Lied singt. In diesem beklagt das männliche lyrische Ich die Untreue seiner Geliebten, die an einer Mühle »gewohnet« habe. Zunächst wünscht er sich, als »Spielmann« in »die Welt hinaus« zu reisen, später als »Reiter« in die »blut'ge Schlacht« zu »fliegen«, um anschließend resignierend zu schließen: »Hör' ich das Mühlrad gehen,/Ich weiß nicht, was ich will –/Ich möcht' am liebsten sterben,/Da wär's auf einmal still.«[148] Friedrich ist irritiert, diese Worte, die »aus tiefster Seele herausgesungen kamen«, aus dem Munde eines Mädchens zu hören; dies kommt ihm »sehr seltsam vor«.[149] Das Lied steht zudem im Kontrast zur Szenerie: Die Mühle ist mittlerweile halb verfallen und das Mühlrad zerbrochen – auch dies eine symbolische Vorausdeutung auf die Unerfüllbarkeit der Liebe Erwines zu Friedrich, denn es ist das unaufhörlich bewegte Mühlrad, das im gesungenen Text für die (unendliche) Liebe steht.[150]

In diesem Moment erkennt Friedrich die Ähnlichkeit der Sängerin mit dem Mädchen, das ihn damals in der Mühle gerettet hat. Gleichzeitig erinnert sie ihn an Angelina, die er seit seiner Kindheit nicht wiedergesehen hat. Als das Mädchen Friedrichs gewahr wird, flüchtet es in den Wald. Im nächsten Augenblick entdeckt der Graf auf einer Anhöhe Julie, die den verwundeten Leontin pflegt. Die Freunde

147 Siehe AuG S. 253f.
148 Ebenda, S. 298f.
149 Ebenda, S. 299.
150 Siehe ebenda, S. 298.

verbringen die »unendlich und stille, mondhelle Nacht« in der Mühle. Friedrich ist von seinen Erinnerungen an den Überfall und die Begegnung mit dem Mädchen verwirrt. »Da erhob sich auf einmal draußen ein Gesang«, in dem er »wieder jenes alte Lied aus seiner Kindheit« erkennt, »das er einmal in der Nacht auf Leontins Schlosse von Erwin auf der Mauer singen gehört; auch schien es dieselbe Stimme.«[151] Er entdeckt den Sänger draußen unter hohen Eichen und erkennt, als er auf ihn zutritt, im »hellen Mondscheine« tatsächlich Erwin. Mit einem »durchdingenden Schrei« stürzt dieser ohnmächtig zu Boden; beim Aufwachen scheint er hochgradig verwirrt zu sein, denn er stößt unter Zuckungen unzusammenhängende Sätze aus.

Schließlich werden Erwins Krämpfe so stark, dass sie in den Todeskampf übergehen. Friedrich wirft sich über den Knaben und öffnet dessen Hemd, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Der Busen, der dabei sichtbar wird, offenbart ihm Erwins Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht. Mit dem letzten Atem erwähnt das Mädchen noch einen »Mann mit dunklen Augen und einer langen Schramme über dem rechten Auge, der kennt mich und euch alle«[152], den Friedrich suchen und befragen solle. Friedrich ist erschüttert und hadert damit, das wahre Geschlecht Erwins nicht früher erkannt zu haben – dann hätte er das Leid des Mädchens besser verstanden und anders darauf reagieren können. Zudem wird noch ein Medaillon bei der Toten gefunden, auf dem Friedrich die neunjährige Angelina erkennt.[153]

Der »Alte im Walde« erweist sich als Friedrichs Bruder Rudolph. Von ihm erfährt Friedrich die ganze Geschichte von Angelina, seiner natürlichen Tochter Erwine und deren Raub durch die »Zigeuner«.[154] Dass das Mädchen im Müllerhaus, das an seiner Seite gefochten hatte, mit Erwine identisch war, wird ihm nun ebenfalls klar. Auch die Leser*innen erkennen, dass Erwine ihre Geschichte verschweigen musste, weil sie unter Kriminellen gelebt und sich mitschuldig gemacht hatte. Der Geschlechtertausch hingegen brachte sie in Friedrichs Gesellschaft, die ihr vielfältige Bildung und ein abenteuerliches Leben bot. Dass sie ihn liebte, war doppelt tragisch, denn es war zum einen nicht mit der Knabenrolle in Einklang zu bringen, zum anderen mit der Gefahr des unbewussten Inzests verbunden, handelte es sich bei Friedrich und Erwine doch um Onkel und Nichte. Erwine setzte also unwissentlich die Reihe von Vergehen ihrer Mutter an Tugend, Glauben und Anstand fort. Die Liebe zu Friedrich musste also unerfüllt bleiben, ja war so unerlaubt und abwegig, dass das Mädchen nach den Regeln des Romans – und ihres Angebeteten, der dem katholischen Wertekosmos verpflichtet war – sterben musste, auch wenn sie als seine Lebensretterin ihre ›Sünden‹ gleichsam aufwog. Dabei gehört ihr trotzdem Friedrichs Sympathie und auch die Sympathie der Leserschaft: Erwine ist unverschul-

151 Ebenda, S. 313.
152 Ebenda, S. 315.
153 Siehe ebenda, S. 313–316.
154 Siehe ebenda, S. 352f.

det und größtenteils auch unwissend in eine tragische Situation hineingeraten, und auch ihre Maskerade war dem Versuch geschuldet, nach jahrelanger Gefangenschaft überhaupt erst wieder Handlungsmacht über ihr Leben zu gewinnen.

Julie

Das Gegenbild zu allen bereits vorgestellten Frauenfiguren des Romans verkörpert die fromme Julie. Sie ist »wunderschön« und zeichnet sich durch ihren »Anstand« vor allen anderen aus.[155] Friedrich und Leontin lernen sie bei ihrer ersten gemeinsamen Reise kennen, nachdem sie die junge Frau auf einem Ball beobachtet haben. Graf Leontin verliebt sich auf den ersten Blick in sie und auch Julie scheint sich direkt für den Edelmann zu interessieren.[156] Sie wird vom Erzähler als idealtypische tugendsame Naturfrau eingeführt, was sie auch in Friedrichs Augen ist. Vom höfischen Leben unbeeinflusst auf dem Land aufgewachsen, hat sie sich ihre »kindliche Eigentümlichkeit« bewahrt und ihre Individualität ausbilden können. Auch sie ist Künstlerin, jedoch nicht genialisch-dämonisch. Sie spielt geschickt Klavier, singt, auch Volkslieder, und malt ein Porträt Leontins.[157] Ihr ist alles »Zügellose« fremd, sie ist »unbelesen«, aber wenn sie über das spricht, was sie gelesen hat, kommen in ihren Äußerungen eine »Tiefe und Fülle des Gemüts« zum Ausdruck, die »seltsam weit über den beschränkten Kreis ihres Lebens hinausreich[.]en«.[158] Durch die Liebe verändert sie sich noch weiter zum Positiven: Sie scheint »gewachsen und sichtbar schöner geworden zu sein«.[159]

Als durch ein Gewitter Feuer im Schloss ausbricht, kann Leontin sie retten. Die beiden sitzen vor »der Brandstätte«, Leontin hat seinen Arm um sie gelegt, zieht sie nach einiger Zeit an sich und will sie küssen: »Sie aber wehrte ihn ab und sah in sonderbar an«, obwohl ihre Gefühle, die »lange im Stillen geglommen […] auf einmal in helle Flammen ausgebrochen« waren.[160] Im Unterschied zu Rosa und Romana ist Julie in der Lage, ihre Emotionen zu kontrollieren. Am nächsten Morgen, »(d)er Rausch der Nacht war verflogen«, erschrickt sie »über ihre Stellung in Leontins Armen und bemerkt nun, da alles licht war, mit Erröten, daß sie halb bloß war.«[161] Selbst in dieser Situation bleibt sie ihren Werten treu. Vom Erzähler wird sie ›belohnt‹, indem er sie als »schöne[s]m verschlafene[s] Kind« bezeichnet, das noch ganz dem Stand der Unschuld verhaftet ist.[162]

155 Siehe ebenda, S. 118.
156 Siehe ebenda, S. 118–125.
157 Siehe ebenda, S. 127f.
158 Ebenda, S. 131f.
159 Ebenda, S. 133.
160 Ebenda, S. 151.
161 Ebenda, S. 152.
162 Ebenda.

Alles scheint auf ein früh sich vollendendes Liebesglück hinauszulaufen, aber dann mischt sich die Tante ein. Zwar möchte auch sie, dass ihre Nichte und Leontin ein Paar werden, aber aus den falschen Gründen. Ihrem Bruder, den sie zu ihrem Verbündeten machen will, erklärt die Tante ihre Beweggründe: »Julie kann keine bessere Partie finden. Ich habe schon lange, ohne Dir etwas zu sagen, nähere Erkundigungen über ihn eingezogen. Er steht sich sehr gut«.[163] Da sie ihn verliebt wähnt, rechnet sie sich beste Chancen aus, dass Julie »ihn schon kirre machen« wird.[164] Aber der Bruder zeigt sich modern, er will sich nicht einmischen, was ihm den Vorwurf einträgt, ihn »rühr[e] das Glück [s]eines eigenen Kindes nicht«.[165] Wenn die Tante hier von Glück spricht, setzt sie es – sehr traditionell – mit ökonomischem Wohlstand statt mit Liebe gleich.[166] Liebe ist für sie nur ein Instrument, um einen Mann zu ködern. Dessen Sinne müssen sich vorübergehend verwirren, um ihn zu einem Geschäftsabschluss zu drängen, den er nüchtern betrachtet nicht in Erwägung ziehen würde. Der weibliche Gegenpart dagegen muss und soll gar nicht lieben, bei ihm reicht das Interesse, durch diese Strategie eine adäquate Versorgung zu erhalten. Liebe würde geradezu stören, da sie kluges und vernünftiges Handeln oft verhindert. Aber Leontin, der das Gespräch der Geschwister belauscht hat, ist nicht bereit für solch ein »solide[s], häusliche[s], langweilige[s] Glück« und flieht von dem Landgut.[167]

Erst als Julies Tante verstorben ist, erhalten die Liebenden eine zweite Chance. Leontin, der im Krieg gegen Napoleon im Juli 1809 im Kontext der Schlacht bei Wagram an der Donau schwer verletzt wird, wird von Julie, die sein Schicksal aus der Ferne verfolgt hatte, gerettet. Sie versteckt ihn vor der Welt und pflegt ihn gesund.[168] Als ihr Vater stirbt, beschließt das Paar, Europa den Rücken zu kehren und nach Amerika auszuwandern, um dort ein Leben zu führen, das sich an den eigenen Idealen orientiert – wie es in dem von Napoleon beherrschten Europa für Vertreter des alten Adels nicht mehr möglich scheint. Amerika und die Französische Revolution sind ohnehin die zentralen Freiheitsmythen in frühromantischen Texten.[169]

---

163 Ebenda, S. 160.

164 Ebenda.

165 Ebenda, S. 160f.

166 Eine ähnliche Bedeutung hat der Begriff Glück für einen verarmten Edelmann in »Franz Sternbalds Wanderungen«: »Er gestand mir [der Gräfin] seine Liebe, ich ihm meine Zuneigung; er nannte mir seinen Namen und bekannte, daß er ein armer Edelmann sei, der mir kein Glück anbieten könne« (Tieck: Sternbald, S. 247).

167 AuG S. 161.

168 AuG S. 301–312.

169 In Sophie Mereau-Brentanos Erzählung »Elise« befreien sich die beiden Liebenden von den Beschränkungen der Gesellschaft, indem sie nach Amerika auswandern. Siehe Mereau-Brentano: Elise, S. 99.

Wie in vielen anderen Romanen der Romantik dient die Chiffre Amerika dazu, das Freiheitsstreben der literarischen Figuren deutlich zu machen.[170]

Kurz vor ihrer Abreise im folgenden Frühjahr treffen die beiden ihren Freund Friedrich wieder, der sich mittlerweile auf seinen Eintritt ins Kloster vorbereitet. »Er erkannte gleich seinen Leontin. Sein Begleiter, ein feiner, junger Jäger, sprang ebenfalls vom Pferde und kam auf ihn zu.« Als der Jäger den Hut abnimmt, erkennt Friedrich »mit Erstaunen die schöne Julie, die in dieser Verkleidung mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand.«[171] Julie lässt ihre Blicke nicht lüstern umherschweifen, ihr Benehmen ist nicht keck, sondern züchtig. Für sie hat die männliche Tracht nur einen praktischen Sinn – als Frau würde sich Julie, selbst in Begleitung eines Mannes, nicht so frei durch die Welt bewegen können, würde jedenfalls stärker auffallen und dadurch ihre Reise erschweren.

Friedrich ermutigt die beiden dazu, noch vor der Abreise in den Stand der katholischen Ehe zu treten. Zu diesem Anlass legt Julie ihre Männerkleidung ohne Klage ab und wechselt in ein weißes Brautkleid. »Endlich erschien Julie wieder. Sie hatte ein weißes Kleid, die schönen, goldenen Haare fielen in langen Locken über den Nacken und die Schultern, man konnte sie nicht ansehen, ohne sich an irgendein schönes, altdeutsches Bild zu erinnern.«[172] Für Julie war die Hose nur Mittel zum Zweck, deshalb ist auch der Wechsel zurück zu weiblicher Kleidung kein wirklicher Geschlechtertausch.

Fazit

Die Idee einer Adelsreform, die Eichendorff in seinem Roman »Ahnung und Gegenwart« im literarischen Modell entwickelt, durchspielt und reflektiert, schließt eine Veränderung der Geschlechterrollen und des Umgangs zwischen Mann und Frau ein. Die Verbürgerlichung – und insofern auch: Modernisierung – des Adels als Voraussetzung für ein Wiederstarken der von Napoleon unterworfenen deutschsprachigen Länder, die sich in der Wende zum Reichspatriotismus und einer in der Gefühlswelt des Individuums begründeten, neuen Religiosität äußert, schließt auch das Liebesleben ein, das sich in Abkehr vom galanten Spiel am Modell einer dauerhaften, auf umfassendem wechselseitigem Verstehen basierenden Verbindung ori-

170 Siehe exemplarisch Mereau-Brentano: Das Blütenalter der Empfindung [1794], in: dies: Das Blütenalter der Empfindung. Amanda und Eduard. Romane, hg. u. kom. V. Katharina von Hammerstein, München 1996, S. 7–58, hier 22 u. 43; Schlegel: Florentin S. 17 u. 97; Huber: Familie Seldorf, S. 2. Zur Bedeutung Amerikas als Freiheitssymbol am Ende des 18. Jahrhunderts vgl. auch Sigrid Weigel: Sophie Mereau: 1770–1806, in: Hans Jürgen Schultz (Hg.): Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten, Stuttgart 1982, S. 20–32, hier 24.

171 AuG S. 366.

172 Ebenda, S. 367.

entieren soll.[173] Der Roman nimmt hier gleichsam Tendenzen vorweg, die im 19. Jahrhundert teils auch konkrete historische Gestalt annahmen; erinnert sei nur an ›Bürgerkönige‹ wie Louis Philippe in Frankreich oder romantische Paare auf dem Thron wie Victoria und Albert in England. Umgekehrt wurde Ludwig I. von Bayern 1848 auch deshalb gestürzt, weil seine außereheliche Beziehung zu der Tänzerin Lola Montez der Öffentlichkeit als eine aus der Zeit gefallene Form der ›Mätressenwirtschaft‹ galt.

Die bürgerliche Geschlechterordnung sah für Männer und Frauen gänzlich unterschiedliche Rollenmodelle vor. Die Forschung hat sogar eine polare Entgegensetzung männlicher und weiblicher Eigenschaften und Verhaltensmuster konstatiert. Für adelige Frauen bedeutete dies, dass die für etliche Bereiche geltende Aufweichung der Geschlechtergrenzen, die das 18. Jahrhundert gesehen hatte, nun radikal wieder in Frage gestellt wurde. Das von Eichendorff präferierte Konzept der Naturfrau, das das ›Unverbildet-Sein‹ des weiblichen Parts zur Voraussetzung für dessen Fähigkeit zum Verstehen des Mannes in der romantischen Liebe erklärte, verstärkte diesen Effekt zusätzlich. Im Roman realisieren die adeligen Frauen das, was ihnen in der galanten Zeit noch in ihrer Rolle als Frauen möglich war, nur noch dadurch, dass sie in die Männerrolle wechseln. Als Männer verkleidet können sie reisen, jagen, feiern – und Männern gegenüber in Liebesdingen die Initiative ergreifen. Gerade letzteres kollidiert mit der Passivität, die das polare Modell der einseitig beim Mann verorteten Aktivität gegenüberstellt.

Für den Grafen Friedrich, aus dessen Perspektive der Roman (mit kleinen Einschränkungen) erzählt ist, bildet vor allem die Initiative in Liebesdingen den Stein des Anstoßes. Sie wird als völlig deplatziert, ja frivol abgewertet. Bei Romana, die so weit geht, des nachts eigenmächtig Friedrichs Schlafzimmer zu betreten, wird der Tabubruch so negativ bewertet, dass der Roman die ›Sünderin‹ mit einem spektakulären Selbstmord enden lässt. Dabei hat Romana für Friedrich auf der anderen Seite durchaus das Potenzial einer zum Verstehen fähigen Partnerin. Eigenständig dichtend und komponierend, teilt sie die künstlerischen Interessen des Grafen.[174] Doch auch die Eigenständigkeit, die Kreativität im Umgang mit den Künsten ist im Sinne des polaren Modells zu einer männlichen Domäne geworden. Und für ein wirkliches

173 Nach Reinhold scheitert die politische Utopie des Romans – Friedrichs politische Aktivitäten bleiben fruchtlos und er zieht sich in ein Kloster zurück, während Leontin und Julie, die Vertreter eines neuen Adels, in Europa für sich keine Zukunft mehr sehen. Siehe Reinhold: Kunsttheorie, S. 306. Gleichzeitig, so Reinhold, habe der Schluss jedoch eine gewisse Offenheit, und auch Eichendorff selbst sah im Oktober 1814 – also zwei Jahre nach der Niederschrift von AuG – Potenzial für einen zweiten Teil des Romans, der sich mit der »jetzigen Zeit« (den Befreiungskriegen) auseinandersetzen sollte. Siehe ebenda, S. 317.

174 Damit entspräche sie dem in der Einleitung skizzierten Alternativmodell einer romantischen Liebe, die auf der Gleichheit der Partner bei Bildung und Lebenserfahrung basiert – wie es etwa von Friedrich Schlegel propagiert, aber von Eichendorff verworfen wurde.

Verstehen Friedrichs fehlt Romana die Frömmigkeit; mehr noch, sie wird mit Magie und Hexerei in Verbindung gebracht, also nach den Vorstellungen der Zeit denkbar weit von der gesellschaftlichen Normalität weggerückt.

Bei den anderen adeligen Frauen, die dem polaren Geschlechtermodell zuwiderhandeln, indem sie Verhaltensweisen an den Tag legen, die nun als männlich codiert sind – was der Roman als Maskerade metaphorisiert –, hängen die Bewertung durch Friedrich (und andere literarische Figuren) sowie der Erfolg bzw. Misserfolg in der weiteren Romanhandlung von den Motiven für dieses Vorgehen ab. Rosa, die mutwillig handelt und nur das eigene Vergnügen sucht, schließt zwar eine vorteilhafte Ehe, wird aber am Schluss des Romans als Büßerin gezeigt, die offensichtlich starke Reue hinsichtlich ihres früheren Lebens empfindet; Marie, deren Beweggründe für den Geschlechtertausch ähnlich sind, erlebt einen drastischen sozialen Abstieg. Julie allerdings, deren Maskerade nur dem Zweck diente, Leontin begleiten zu können, kehrt letztlich ohne Probleme in die Frauenrolle zurück und heiratet ihren Angebeteten im weißen Brautkleid. Angelina hingegen verkleidet sich zunächst aus demselben Grund – um bei Rudolph sein zu können –, erliegt aber dann der Versuchung, in der Männertracht auch männlich zu handeln. Ihre Strafe besteht im Verlust von Kind und Ehemann. Als ›weiße Frau‹ versucht sie später Wiedergutmachung zu leisten. Weitaus komplexer sind die Geschichte und der Charakter Erwines. Als Knabe verkleidet, kann sie sich von einer Verbrecherbande lösen und in der Gesellschaft Friedrichs ein neues Leben beginnen. Ihr Scheitern im Tod ist keine Strafe, sondern Folge der tragischen Konstellation, die daraus resultiert, dass sie sich in Friedrich verliebt, der in ihr einen Knaben sieht – und überdies, wie allerdings bis zu Erwines Tod keiner der Beteiligten weiß, ihr Onkel ist. Erwine gehört aber Friedrichs Achtung und Zuneigung – eine Haltung, die sich auch den Leser*innen mitteilt.

Ohnehin ist der Roman so angelegt, dass die Leser*innen ständig zur Übernahme der Perspektive Friedrichs als der positiven Identifikationsfigur angehalten sind – was noch durch den auktorialen Erzähler verstärkt wird, der die Perspektive des Grafen übernommen zu haben scheint bzw. diese wiederholt.[175] Die Suggestivkraft dieser Figurenperspektive, so immens sie für den zeitgenössischen Leser gewesen sein mag, hat sich allerdings bis zur Gegenwart fast vollständig verflüchtigt – zu groß ist die historische Distanz zu Friedrichs Weltanschauung geworden.[176] Gerade das von ihm vertretene Modell der Geschlechterrollen hat viel Staub angesetzt. Heute sind es wohl eher jene Frauen, die sich ihre Freiheit(en) nicht nehmen lassen

175 Siehe Kauß: Wiederholungen, S. 134.

176 Kauß sieht in ihrer erzähltheoretischen Analyse die Leser*innen des Romans grundsätzlich einem unendlichen hermeneutischen Verstehensprozess im Sinne Schleiermachers ausgesetzt und zur Herstellung einer konsistenten Deutung nicht in der Lage, da sich bestimmte Einzelheiten des Textes einer Gesamtdeutung entzögen. Deswegen könne der Roman auch als Emanzipationsgeschichte gelesen werden. Siehe Kauß: Wiederholungen, S. 141–145.

wollen, welche die Sympathie vieler Leser*innen gewinnen. Insbesondere Romana erscheint als eine Figur, die in Eichendorffs Erzählwelt nur deswegen dämonisiert wird, weil sie ihrer Zeit weit voraus war.

Literaturverzeichnis

Quellen

Huber, Therese: Die Familie Seldorf [1895], Hildesheim 1989.

Mereau-Brentano, Sophie: Amanda und Eduard [1803], in: dies: Das Blütenalter der Empfindung. Amanda und Eduard. Romane, hg. u. kom. v. Katharina von Hammerstein, München 1996, S. 95–257.

Mereau-Brentano, Sophie: Elise [1800], in: dies.: »Ein Glück, das keine Wirklichkeit umspannt«. Gedichte und Erzählungen, hg. u. kom. v. Katharina von Hammerstein, München 1996, S. 83–101.

Mereau-Brentano, Sophie: Das Blütenalter der Empfindung [1794], in: dies: Das Blütenalter der Empfindung. Amanda und Eduard. Romane, hg. u. kom. v. Katharina von Hammerstein, München 1996, S. 7–58.

Schlegel, Dorothea: Florentin [1801], Stuttgart 1993.

Schlegel, Friedrich: Lucinde [1799], Frankfurt a.M. 1985.

Tieck, Ludwig: Franz Sternbalds Wanderungen [1798], Frankfurt a.M. 1996.

Tieck, Ludwig: William Lovell [1795/96], Stuttgart 1986.

von Eichendorff, Joseph: Ahnung und Gegenwart [1812/1815]. Sämtliche Erzählungen, hg. v. Wolfgang Frühwald u. Brigitte Schillbach, Frankfurt a.M. 2007, S. 53–382.

von Eichendorff, Joseph: Werke in sechs Bänden. Bd. 1: Gedichte. Versepen, hg. v. Hartwig Schultz, Frankfurt a.M. 1987.

Forschung

Arend, Helga: Die Loreley – Entwicklung einer literarischen Gestalt zu einem internationalen Mythos, in: Liesel Hermes, Andrea Hirschen, Iris Meißner (Hg.): Gender und Interkulturalität. Ausgewählte Beiträge der 3. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz, Tübingen 2002, S. 19–28.

Binczek, Natalie: Kommunikative Vernetzungen. Gedicht und Erzählung in Joseph von Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart« und »Das Schloß Dürande«, in: Matthias Buschmeier (Hg.): Textbewegungen 1800/1900, Würzburg 2007, S. 302–321.

Bogdal, Klaus-Michael: Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung, Berlin 2011.

Büttner, Urs/Ines Theilen: Zwielicht: Joseph von Eichendorffs Gedicht im Widerschein ästhetischer und naturwissenschaftlicher Diskurse um 1800, in: dies. (Hg.): Phänomene der Atmosphäre. Ein Kompendium literarischer Meteorologie, Stuttgart 2017, S. 270–280.

Diebitz, Stefan: Lyrik im epischen Zusammenhang. Ein Versuch, Funktion und Sinn der Lyrik in »Ahnung und Gegenwart« näher zu bestimmen, in: Aurora 47 (1987), S. 88–100.

Dimter, Walter: Joseph von Eichendorff. »Ahnung und Gegenwart«, in: Dorothea Klein (Hg.): Lektüren für das 21. Jahrhundert. Bd. 1, Würzburg 2000, S. 183–201.

Eichner, Hans: Zur Integration der Gedichte in Eichendorffs erzählender Prosa, in: Aurora 41 (1981), S. 7–21.

Essenberg, Nikolas van: Romantik im Spannungsfeld von Konfessionalisierung und Nationalisierung. Das Spätwerk Joseph von Eichendorffs (1837–1857), Göttingen 2022.

Günther, Friederike Felicitas: Die Dämmerung als anthropologische Grenzerfahrung. Claudius' »Abendlied« und Eichendorffs »Zwielicht«, in: Jochen Achilles, Roland Borgards u. Brigitte Burrichter (Hg.): Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie, Würzburg 2012, S. 67–84.

Hausen, Hausen: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.

Hebgen, Carina: Die Hochzeitsnacht – Joseph von Eichendorff, in: Liedinterpretation Online. Folkwang Universität der Künste, hg. v. Tatjana Dravenau (https://liedinterpretationonline.folkwang-uni.de/wp-content/uploads/20-Literatur.pdf, zuletzt 06.02.2024).

Hörisch, Jochen: »Larven und Charaktermasken.« Zum elften Kapitel von »Ahnung und Gegenwart«, in: Hans-Georg Pott (Hg.): Eichendorff und die Spätromantik, Paderborn 1985, S. 27–38.

Kleßen, Patricia: Adelige Selbstbehauptung und romantische Selbstentwürfe. Die ›queeren‹ Inszenierungen Herzog Augusts von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772–1822), Frankfurt a.M./New York 2022.

Kleßmann, Eckart: Zwielicht, in: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): 1000 deutsche Gedichte und ihre Interpretationen. Bd. 3. Von Friedrich von Schiller bis Joseph von Eichendorff, 2. Aufl., Frankfurt a.M. [u.a.] 1995, S. 317–321.

Koopmann, Helmut: Allegorisches Schreiben in der Romantik. Zu Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, in: Jutta Osinski (Hg.): Aspekte der Romantik, Kassel 2001, S. 51–72.

Koopmann, Helmut: Romantische Lebensfahrt, in: Wulf Segebrecht (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Band 3: Klassik und Romantik, Stuttgart 1984, S. 293–305.

Korte, Hermann: Joseph von Eichendorff. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2007.

Krauß, Andrea: Noch einmal. Eichendorffs Wiederholungen. Zu »Ahnung und Gegenwart«, in: Daniel Müller Nielaba (Hg.): »Du kritische Seele«, Würzburg 2009, S. 127–145.

Löhr, Katja: Sehnsucht als poetologisches Prinzip bei Joseph von Eichendorff, Würzburg 2003.

Mahoney, Dennis F.: Joseph von Eichendorff »Ahnung und Gegenwart«, in: Günter Butzer u. Hubert Zapf (Hg.): Große Werke der Literatur XIII, Tübingen 2015, S. 115–128.

Mann, Otto: Der junge Friedrich Schlegel. Eine Analyse von Existenz und Werk, Berlin 1932.

Matt, Peter von: Die Loreley im Walde. Joseph von Eichendorff: »Waldesgespräch«, in: ders.: Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte, München 2009, S. 76–78.

Neuhold, Martin: Achim von Arnims Kunsttheorie und sein Roman »Die Kronenwächter« im Kontext ihrer Epoche. Mit einem Kapitel zu Brentanos »Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter« und Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, Tübingen 1994.

Nienhaus, Stefan: »Waldessprache«. Anmerkungen zu zwei Gedichten Joseph von Eichendorffs, in: Andreas Gößling u.a. (Hg.): Critica poeticae. Lesarten zur deutschen Literatur. Hans Geulen zum 60. Geburtstag, Würzburg 1992, S. 205–217.

Optiz, Christian N.: Das Totentanz-Motiv bei Joseph von Eichendorff und die Behandlung des Allegorischen in »Ahnung und Gegenwart«, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 51 (2007), S. 205–226.

Ottmann, Dagmar: Gebändigte Natur. Garten und Wildnis in Goethes »Wahlverwandtschaften« und Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, in: Walter Hinderer (Hg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik, Würzburg 2002, S. 345–395.

Pikulik, Lothar: »Des Lebens Schauspiel«. Spieler und Zuschauer in Eichendorffs erzählter Welt, in: Grażyna Barbara Szewczyk (Hg.): Eichendorff heute lesen, Bielefeld 2009, S. 33–52.

Pikulik, Lothar: Frühromantik. Epoche – Werke – Wirkung, München 1992.

Reinhardt-Becker, Elke: Seelenbund oder Partnerschaft. Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. New York/Frankfurt a.M. 2005.

Schiwy, Günther: Eichendorff: Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biographie, München 2000.

Scholz, Ingeborg: Das Motiv der Verfremdung in Texten der Romantik. Tieck »Der blonde Eckbert«. Eichendorff »Zwielicht«, in: Literatur für Leser (1988), S. 251–59.

Schultz, Hartwig: Joseph von Eichendorff. Eine Biografie. Leipzig/Frankfurt a.M. 2007.

Selbmann, Rolf: Der deutsche Bildungsroman, 2., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart/Weimar 1994, S. 87–90.

Simon, Ralf: Eichendorff. Der Baum der Sprache (Lorelay), in: ders.: Die Bildlichkeit des lyrischen Textes. Studien zu Hölderlin, Brentano, Eichendorff, Heine, Mörike, George und Rilke, München [u.a.] 2011, S. 155–169.

Steinig, Martina: »Wo man singt, da lass' dich ruhig nieder…«. Lied- und Gedichteinlagen im Roman der Romantik. Eine exemplarische Analyse von Novalis' »Heinrich von Ofterdingen« und Joseph von Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart«, Berlin 2006.

von Bormann, Alexander: Das zertrümmerte Alte. Zu Eichendorffs Lorelei-Romanze »Waldgespräch«, in: Wulf Segebrecht (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Bd. 3: Klassik und Romantik, Stuttgart 1984, S. 306–319.

von Bormann, Alexander: Romantik, in: Walter Hinderer (Hg.): Geschichte der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 3. Aufl., Würzburg 2010, S. 245–278.

Weigel, Sigrid: Sophie Mereau: 1770–1806, in: Hans Jürgen Schultz (Hg.): Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten, Stuttgart 1982, S. 20–32.

Ambiguität und Ambivalenz des ›Geschlechtswechsels‹ am Beispiel (post)moderner Transmänner

Annette Runte

»Lost between the sexes«
(Christine Jorgensen)[1]

»The Opposite Sex is Neither«
(zit. in: Kate Bornstein)[2]

Das Paradox der ›Trans-Geschlechtlichkeit‹

In der abendländischen Kultur gab es bekanntlich schon immer Phantasien über Geschlechtswechsel, mit verschiedenartigen Strukturen, Funktionen und ästhetischen Formen, etwa von der griechischen Mythologie über die Ritterepik der Renaissance oder Theater-Maskeraden bis hin zur romantischen Androgynie und der postmodernen Auflösung traditioneller Codes, wie sie sich aktuell in Diversität und *transgenderism* zeigt. Als reale Erscheinung ist ›Transsexualität‹, von seltenen Ausnahmen abgesehen, ein relativ junges Phänomen, das sich in Europa zeitgleich zur Entstehung der Sexualwissenschaften im späten 19.Jahrhundert artikulierte. Doch erst seit den 1960er Jahren begriff man den sogenannten ›Geschlechtsumwandlungswahn‹ als psychopathologische ›Geschlechtsidentitätsstörung‹.

Was aber bezeichnet Geschlechtlichkeit? Unter Rückgriff auf die Unterscheidung zwischen ›*sex*‹ als biologischer und ›*gender*‹ als sozialer Ebene können Ge-

1 Christine Jorgensen, zit. in: Bernice L. Hausman: Changing Sex. Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender. 2. Auflage. Durham/London 1999, S. 66.

2 Titel eines Theaterstücks am P.S. 122, New York City (1993), unter der Regie von Iris Landsberg, zit. in: Kate Bornstein: Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us, New York 1995, S. 224, 226.

schlechter aus neuerer konstruktivistischer Perspektive[3] als historisierbare Sinneffekte eines multi-medialen, insbesondere interdiskursiven Konstitutionsprozesses gelten, dessen alltagsweltliche Codierungen etwa von Körperbearbeitung über Kleiderordnungen und segregative Räume bis hin zur Organisation von Kommunikations- und Lebensformen reichen. Als anthropologisches Universale am Kreuzungspunkt von Sexualität, Fortpflanzung und menschlichem Dimorphismus situiert, wird die Geschlechtsunterscheidung systemtheoretisch als strukturbildende Klassifikationsangelegenheit betrachtet, die kulturhistorisch hegemonialen Verhältnissen geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung stattgab.[4] Als relationaler Binäropposition, die ihre kontradiktorische Logik mit variablen Semantiken investiert, ist der semiologischen Geschlechterdifferenz, die sämtliche Felder des Wissens und der Macht durchquert, indes eine asymmetrisierende Sekundarisierung des Weiblichen eingeschrieben. Mit dem ›gelebten Geschlecht‹,[5] das hier im Fokus stehen soll, scheint ein historischer Moment erreicht, an dem sich die Umstellung des alteuropäischen Allianzprinzips auf das ›sexuelle Dispositiv‹ der Moderne[6] mit einem Individualisierungsschub verbindet, der ›Geschlechtsidentität‹ nicht nur zum Kern des Subjekteffekts erhebt, sondern den Imperativ der Singularisierung auch auf eine geschlechtliche Diversifikation bezieht, deren Flexibilität und Fluidität in der digitalisierten Postmoderne erheblich zunahmen.

Verdichtet sich im Transsexualismus das Skandalon einer Grenzüberschreitung mit der Zerstörung einer Alltagsevidenz, nämlich der Annahme einer natürlichen Übereinstimmung zwischen biologischer Geschlechtszugehörigkeit und psychischem Geschlechtsempfinden, so lässt sich das kontrafaktische Identitätsgefühl – wie etwa Farbeindrücke o. ä. – aus Sicht der analytischen Philosophie kaum mitteilen. Da eine Affektaussage nämlich keine Proposition ist, die dem ›wahr/falsch‹-Urteil untersteht, sondern Ausdruck einer Emotion (wie Freude, Scham usw.), bei der kein Irrtum möglich sei, habe sie keinen Beschreibungswert, sondern eher den Status einer ›prädiskursiven Selbstaffektion‹.[7] Sie schlägt sich bis heute metapho-

3 Vgl. das Standardwerk von Judith Butler (engl. 1990): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. 1991.

4 Vgl. Annette Runte: Die »Frau ohne Eigenschaften« oder Niklas Luhmanns systemtheoretische Beobachtung der Geschlechterdifferenz, in: Gesa Lindemann und Theresa Wobbe (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a.M. 1994, S. 312.

5 Vgl. Andrea Maihofer: Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz, Frankfurt a.M. 1995; Gesa Lindemann: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl, Frankfurt a.M. 1993.

6 Michel Foucault (frz. 1976): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, Frankfurt a.M. 1983.

7 Pierre-Henri Castel: La métamorphose impensable. Essai sur le transsexualisme et l'identité personnelle, Paris 2003, S. 218ff.

risch in der populären Formel einer ›richtigen Seele im falschen Körper‹ nieder, beliebtes Kollektivsymbol eines vergeschlechtlichten Substanzendualismus, der indes leicht zu entparadoxieren ist, nämlich durch narrative, z.B. biographische Verzeitlichung und/oder theoretische Ebenen-Differenzierung. Andere geläufige Tropen, wie etwa ›Irrtum der Natur‹, den man schon im 18. Jahrhundert für die Erklärung des Zwittertums beanspruchte,[8] verweisen weniger sinn(en)fällig auf eine psycho-physische Diskordanz, die die Geschlechterdichotomie jedoch nicht unbedingt infrage stellt und kategorial in die differenzdiagnostische Kriterienbildung für medizinische und juristische Prozeduren einer sogenannten ›Geschlechtsangleichung‹, wie es heute heißt, einging. Von Homosexualität grenzte sich ›*gender dysphoria*‹ durch eine variable sexuelle Orientierung ab, von biologischer Intersexualität aber auch dadurch, dass die geschlechtliche Identität von (Pseudo-)Hermaphroditen meist ihrem Erziehungsgeschlecht entsprach, bei Transsexuellen aber eben nicht. Auch erstrebte deren Verlangen nach gestalthafter Umwandlung weder die Verwirklichung androgyner Utopien noch transvestitische Maskerade oder Mimikry, sondern die hormonelle und chirurgische Anpassung des Körpers an die Psyche. Hatte die in der amerikanischen Zwitterforschung der 1950er Jahre entwickelte und dann ethnomethodologisch aufgegriffene *sex/gender*-Unterscheidung epistemologisch zum historischen Paradigmenwechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung geführt, so der viel zitierte *gender turn* zur Dekonstruktion eines Geschlechterbinarismus, welche inzwischen neue Formen von *transgenderism*, d.h. geschlechtlicher Diversifizierung, hervorbrachte, – auch als Verwirrung der Codes beim Spiel mit geschlechtlichen Zeichen ohne medizinische Eingriffe.

Was hat Transsexualität mit dem Thema dieses Sammelbandes zu tun? Erscheint bereits in der Hassliebe Transsexueller sich selbst gegenüber ein psychischer »Ambivalenzkonflikt«,[9] den Sigmund Freud als Gleichzeitigkeit von Bejahung und Verneinung nach ödipalem Muster begriff, so ist die transsexuelle Devianzkarriere von Anfang an durch affektive Ambivalenzen geprägt, die auch das Verhältnis von *transgender*-Personen zu anderen Menschen, insbesondere während der Transition, kennzeichnen, etwa in Bezug auf ihre geschlechtliche Ambiguität, kontrastive Selbst- und Fremdbilder, Zweifeln am Gelingen des Geschlechtswechsels oder Skrupeln wegen eines Rests an Uneindeutigkeit, auf den Transsexuelle meist mit einer zweifachen Strategie der Vereindeutigung reagieren: performativem *passing*, als ›Durch- bzw. Aufgehen‹ im Wunschgeschlecht, oder aber verbalem *outing* im Sinne einer Offenbarung ihrer Vorgeschichte. Beide Wege können sich ergänzen, manche

8 Als zufälliges ›Spiel‹ sowohl beim Naturkundler Buffon als auch beim Philosophen Diderot, vgl. Patrick Graille: Les Hermaphrodites aux XVIIe et XVIIIe siècles, Paris 2001, S. 63, vgl. 138f.

9 Sigmund Freud (1926): Hemmung, Symptom und Angst, in: Anna Freud u.a. (Hg.): Sigm. Freud. Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet, XIV. Bd., Frankfurt a.M. 1999, S. 111–207, hier: S. 130.

Ziele der persönlichen Agenda verfehlt werden, ohne dass das Gesamtprojekt dadurch seinen Sinn verlöre, den ihm vor allem die autobiographische Aufzeichnung verleiht. In klassischen Lebensgeschichten vollzieht sich der Geschlechtswechsel meist schematisch in einem Dreischritt, d.h. der Entdeckung der Identitätsproblematik, ihrer therapeutischen Lösung nach vergeblichen Normalisierungsversuchen und dem darauffolgenden Leben in der Rolle des anderen Geschlechts. Im Anschluss an politische Protestbewegungen forderten Betroffene seit den 1970er Jahren ein Ende ihrer Diskriminierung, vor allem auf der Basis eines angeblichen Menschenrechts auf freie Geschlechtswahl. Mit der Reform des Personenstandsrechts (2018) das eine dritte Kategorie (›divers‹) für Inter- und Transsexuelle zulässt, hat die Bundesrepublik Deutschland versucht, sich zumindest juristisch dem Ideal einer ›geschlechtergerechten‹ Demokratie anzunähern. Vervielfältigte sich kulturelle Diversität inzwischen längst bis zur Unübersichtlichkeit, schließt diese Pluralisierung Re-Ambiguisierungen durchaus mit ein.

Versteht man Ambiguität als sprachkonstitutive Mehrdeutigkeit, die auf der fundamentalen Rhetorizität und Performativität des Sprechens beruht, führt dies nicht unbedingt zur postmodernen Beliebigkeit eines ›*anything goes*‹. Denn jede ›Bedeutung‹ ist, psychoanalytisch betrachtet, auch eine deutende, insofern sie den subjektiven Kern des signifikanten ›Un/Sinns‹[10] aufdeckt. Erweist sich in alltäglichen Fehlhandlungen – wie dem Versprecher – die unbewusste Überdeterminierung individueller Rede, zeigen auch Diskursformationen bisweilen Spuren derartiger ›Ent-stellung‹ im doppelten Verständnis dieses Wortes,[11] etwa durch traumähnliche Verfahren der Verdichtung oder Verschiebung. Transsexuelle Tropen, rekurrente ›Spiegelszenen‹, deren Spannung von Objekt-Körper und ›transfiguriertem‹ Leib sich nicht auf die Opposition von Reflexion und Projektion abbilden lässt, oder die ›Sexuierung‹ der Weltwahrnehmung[12] zeugen davon. Im Gegenzug zum Unifizierungswunsch früherer Transsexueller kultivieren *transgender people* Vieldeutigkeit auch als gezielte Irritation herrschender Geschlechterideologien.

Im Folgenden möchte ich nach einem Exkurs in die Medizingeschichte zunächst auf die geschlechtsspezifische Asymmetrie des Geschlechtswechsels anhand der Verflechtung von Lebens- und Fallgeschichten eingehen und mich dabei auf die Gruppe der heute als ›Transmänner‹ bezeichneten ›Frau-zu-Mann-Geschlechtswechsler‹ konzentrieren, um anschließend deren Verhältnis zu ›Transfrauen‹ am Beispiel zweier älterer (auto-) biographischer Dokumentationen aus den 1950er

10 Jacques Lacan: Das Seminar. Buch XI. 1964. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. 2. Aufl., Olten und Freiburg i.Br. 1980, S. 263.

11 Vgl. Samuel M. Weber: Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse, Frankfurt a.M. u.a. 1978.

12 Vgl. Annette Runte: Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität, München 1996, S. 516–629.

und 1960er Jahren genauer zu untersuchen, zumal sich deren Protagonisten realiter begegneten. Abschließend soll dem *›queering‹* traditioneller narrativer Formate am autofiktionalen Experiment eines bisexuellen *transgender*-Mannes mit Migrationshintergrund nachgegangen werden, der sich zwischen den Kulturen und Geschlechtern, aber auch zwischen Fakt und Fiktion bewegt, indem sein Text binäre Oppositionen mithilfe burlesker Satirik, parodistischem Pastiche oder ironischer Affirmativität zugleich durchstreicht und wieder aufruft.

Die historische ›Verspätung‹ der Transmänner

Galt Maskulinisierung im Frühchristentum als Vervollkommnung, wie zahlreiche Heiligenlegenden bekunden, durfte vormodernes *crossdressing*, außer in der aristokratischen Repräsentationskultur, deswegen nicht zum weltlichen Selbstzweck werden. Trotz schichtspezifischer Tabuisierung von Maskeraden wurden ›Mannweiber‹ allerdings eher toleriert als ›Weibmänner‹, für die nur wenige Enklaven, wie z.B. der Karneval, verblieben. Dennoch verbreitete sich das Thema weiblicher Travestie nicht allein in der Literatur, etwa im französischen Drama und Roman des *Grand Siècle*,[13] sondern in der Frühen Neuzeit gab es, vor allem in Nordwesteuropa, eine Vielzahl von *›passing women‹*, meist alleinstehender Frauen aus der Unterschicht, die als Männer durchgingen und meist aus materieller Not unerkannt männliche Tätigkeiten, oft in segregativen Räumen (als Seeleute oder Soldaten), verrichteten.[14] Das Gegenstück der *›passing men‹* fehlte weitgehend, wohl auch deswegen, weil Männer ihren privilegierten Status nicht verlieren wollten.[15] Hingegen brachte der strukturelle Ausschluss des weiblichen Geschlechts aus sozialen Subsystemen (wie Bildung oder Politik), eine Reihe von Außenseiterinnen hervor, die unter maskuliner Maske weniger gegen eine symbolische Ordnung als für ihre individuellen Interessen kämpften. Das galt wohl auch für berühmte Ausnahmefrauen wie Regentinnen, Gelehrte oder Künstlerinnen, bevor sich mit der europäischen Aufklärung und im Zuge sozialer Revolutionen ein politisches Bewusstsein über

13 Joseph Harris: Hidden Agendas. Cross-Dressing in 17th Century France, Tübingen 2005; Helen Watanabe-O'Kelly: Beauty or Beast? The Woman Warrior in the German Imagination from Renaissance to the Present, Oxford 2010.

14 Rudolf Dekker u. Lotte Van de Pol: Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte. 2. Aufl. Überarbeitete, erweiterte Neuausgabe, Berlin 2012; vgl. Julie Weelwright: Amazons and Military Maids. Women Who Dressed as Men in the Pursuit of Life, Liberty and Happiness, London u.a. 1990.

15 Vgl. einen von Pitaval aufgezeichneten Fall (Pierre Aymon Dumoret) aus dem frühen 18. Jahrhundert bei Sylvie Steinberg: La confusion des sexes. Le travestissement de la Renaissance à la Révolution, Paris 2001, S. 92ff.

strukturelle Benachteiligungen bzw. Exklusionen durchsetzte, das im ›Proto-Feminismus‹ der Frühen Neuzeit (vgl. die *Querelle des Femmes*) noch weitgehend fehlte. Wurde der geschlechtliche Identitätsbetrug, der in der Ära strikter Kleiderordnungen leichter gelang, aber strenger geahndet wurde, zumal dann, wenn er mit lesbischer Sexualität verbunden war,[16] konnten sich ›Weibmänner‹ ungestrafter im höfischen Favoritensystem (z.B. der Abbé de Choisy), im Libertinage-Milieu (wie der legendäre Chevalier de Faublas) oder im homosexuellen Untergrund, etwa in den Londoner *Mollie Houses* des frühen 18.Jahrhunderts, verbergen, bis sie in der Gerichtsmedizin des 19.Jahrhunderts als pathologische Fallgeschichten auftauchten. Warum aber wurden ausgerechnet männliche Transvestiten zum bevorzugten Objekt der positivistischen Sexualwissenschaften?

Wenn es – Marjorie Garber zufolge – keine Kultur ohne Travestie gibt, so sei deren Emergenz stets Indiz einer epistemischen Kategorienkrise gewesen, wie etwa im jakobäischen England oder im postrevolutionären Frankreich.[17] Dies dürfte wohl auch für die Medikalisierung geschlechtlicher Normabweichungen um 1900 zutreffen. Denn mit der Ent-Universalisierung des männlichen Geschlechts durch den Eintritt von Frauen in die Sphären der Universität, Erwerbstätigkeit und Politik begriff man moderne Verluste als Konsequenz einer ›Feminisierung der Kultur‹, der man mit ›maskulinistischen‹ Reaktionen, bis hin zum Faschismus, entgegenzuwirken versuchte.[18]

Nachdem sich in frühen Fallgeschichten erstmals explizite Wünsche nach Geschlechtswechsel kundgetan hatten, die auf bekannte Anomalien wie Zwittertum oder schwule ›Sodomie‹ (bzw. lesbischen ›Tribadismus‹) zurückgeführt wurden, ersetzte man die qualitative Einteilung der Devianzen durch quantifizierende Zwischenstufen-Skalen in Form infinitesimaler Kontinuum-Modelle, um ihre Gradstufen mittels sprechender Neologismen wie »transmutatio sexus« (Richard von Krafft-Ebing 1886ff.) oder »sexo-ästhetische Inversion« (Havelock Ellis 1928) zu rubrizieren.

Derartige Klassifikationsversuche uferten manchmal, etwa bei Magnus Hirschfeld, dem bekanntesten Pionier der deutschen Sexualreform, ins Absurde aus. Dadurch dass sein Koordinatensystem ein mehrebig stratifiziertes Spektrum darstellte, das sich zwischen den Idealtypen des ›Vollmannes‹ und des ›Vollweibes‹ erstreckte und das seine Stufenfolge der Normabweichungen über die Variablen heteroge-

16 Vgl. Angela Steidele: In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Lagrantinus Rosenstengl, hingerichtet 1721. Biographie und Dokumentation, Köln u.a. 2004.

17 Marjorie Garber: Vested Interests. Cross-Dressing and Cultural Anxiety, New York und London 1992.

18 Vgl. Annette Runte u. Eva Werth (Hg.): Feminisierung der Kultur? Krisen der Männlichkeit und weibliche Avantgarden/Féminisation de la civilisation? Crises de la masculinité et avantgardes féminines, Würzburg 2006.

ner Geschlechtsmerkmale errichtete, zu denen etwa auch der modische ›Habitus‹ (Pierre Bourdieu) zählte, ergaben sich bei zunehmender Subkategorisierung fast ebenso viele Kombinationsmöglichkeiten für sexuell-geschlechtliche Zwischenstufen wie Menschen auf der Erde.[19]

Auf der Suche nach der ›Wahrheit des Geschlechts‹ bemühte sich die damalige Fortpflanzungsmedizin um die Bewältigung ihrer Aporien durch therapeutische Experimente an jenen Geschlechtsumwandlungs-Kandidaten, deren Wünsche dank der Fortschritte der Hormonforschung mithilfe von Drüsen-Transplantation und der plastischen Chirurgie bei der Herstellung von Genitalprothesen, die im Kontext des Ersten Weltkriegs ursprünglich für Kriegsverletzte gedacht waren, dadurch in Erfüllung gehen sollten. Dabei fällt auf, dass sich nur wenige der damaligen Experten mit Frauen beschäftigten, deren »transvestitische[r] Drang«[20] gern emanzipatorischen Neigungen zugeschrieben wurde. So mutet die Bagatellisierung eines Falls von ›Gynandrie‹ (Nr. 172) beim Wiener ›Psychiatrie-Papst‹ Richard von Krafft-Ebing wie eine Suffragetten-Karikatur an.

> »Sie trug einen Herrenhut, die Haare kurz geschoren, Zwicker, Krawatte […] und machte eher den Eindruck eines Mannes im Weiberrock. […] schon als kleines Mädchen [hatte sie eine] Vorliebe für Pferde und männliche Beschäftigung«.[21]

Vierzig Jahre danach kommentierte der britische Sexologe Havelock Ellis den ästhetisch-erotischen »Verkleidungstrieb« bereits freudianisch als identifikatorische Befriedigung eines ödipalen Inzestwunsches:

> »She found in the mirror that in men's clothes she had a great ressemblance to her father […]. In this cross-dressing, incestuous feeling was blended with an aquired feeling of beauty. She had to become a ›man‹, in the image of [her] beloved father«.[22]

Während in der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur, etwa beim Expressionisten Hanns Heinz Ewers, Frauen mit an *Science-Fiction* grenzenden Methoden in Män-

19 Annette Runte: Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne Topografien geschlechtlicher Devianz und ihre ›trans-sexuelle‹ Normalisierung, in: Kathrin Peters u. Andrea Seier (Hg.): Gender & Medien-Reader, Zürich und Berlin 2016, S. 475–503.

20 Carl von Westphal: Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 2 (1870), S. 73–108.

21 Richard von Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis. Nach der 14. Auflage von 1912. München 1984, S. 319.

22 Havelock Ellis: Eonism and other supplementary studies, in: The Psychology of Sex, Bd. VII, Philadelphia 1928, S. 20.

ner ›um-operiert‹ wurden,[23] verwehrte man es ihnen in der medizinischen Praxis. »Sexuelle Anomalien bei der Frau«, erklärte der Chirurg Richard Mühsam ebenso kategorisch wie unbegründet, seien »operativ« nicht »zu bekämpfen.«[24] Nachdem traditionelle Degenerationsthesen ›erworbener Perversion‹ (qua Laster oder Erziehung) durch Konstitutionstheorien ›angeborener Inversion‹ abgelöst worden waren, was der Sexualreformer Hirschfeld mit der auf großes Echo stoßenden Annahme eines ›dritten Geschlechts‹ biologistisch zu legitimieren versuchte, stießen die neuen Technologien auf zahlreichere Versuchskaninchen. Die Frage nach der Priorität von Angebot oder Nachfrage erscheint müßig, weil die intensiven Wechselbeziehungen zwischen Lebens- und Fallgeschichten so starke Analogien bezüglich der Anamnese, Diagnose, Therapie und Prognose sexueller Anomalien aufwiesen, dass man Kopie und Original diskurshistorisch kaum noch voneinander unterscheiden konnte.

Erlaubte die Metapher von der ›weiblichen Seele im männlichen Körper‹ (übrigens weniger umgekehrt!) schon 1869, Homosexualität aus Zwittertum abzuleiten und *vice versa*,[25] so frappiert, mit welcher Resistenz sich die wissenschaftliche Umschrift der Betroffenenrede in offizieller Diagnostik bis zum Ende des 20. Jahrhunderts erhalten hat. Als nosographische Kategorie beinhaltete die erst 1969 von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) anerkannte Bezeichnung ›Transsexualismus‹ nämlich die dauerhafte Überzeugung eines physisch normalen Individuums, dass seine körperliche Erscheinung nicht seinem geschlechtlichen Empfinden entspräche. Erst in der jüngsten Fassung diagnostischer Leitlinien von 2019 wurde das Syndrom der ›Geschlechtsidentitätsstörung‹ durch die weniger stigmatisierende Formulierung ›sozial-geschlechtlicher Nichtübereinstimmung‹ (*gender incongruence)* ent-pathologisiert. Doch bislang besteht noch immer kein Konsens über die mutmaßlich multifaktorielle Genese des transsexuellen Phänomens.[26]

Nachdem die spektakulären ›Geschlechtsoperationen‹ der Weimarer Republik durch das NS-Regime unterbrochen waren, erlangten sie in den USA der Zwischenkriegszeit über transatlantische Massenmedien wie Presse, Radio und Film eine große öffentliche Resonanz. Das Etikett ›transsexuell‹, das relativ spät in Umlauf

23 Hanns Heinz Ewers: Fundvogel. Die Geschichte einer Wandlung, Berlin 1929.

24 Richard Mühsam: Chirurgische Eingriffe bei Anomalien des Sexuallebens, in: Die Therapie der Gegenwart, 67 (1926), S. 455.

25 Vgl. Karl Heinrich Ulrichs: »Memnon«. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Eine naturwissenschaftliche Darstellung. Körperlich-seelischer Hermaphroditismus. Anima muliebris virili corpore inclusa. 7. Schrift, Abtlg. I, Schleiz 1869; vgl. Gert Hekma: »A Female Soul in a Male Body«: Sexual Inversion in 19th Century Sexology, in: Gilbert Herdt (Hg.): Third Sex, Third Gender. Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History, New York 1994, S. 213–241.

26 Vgl. dazu wissenschaftshistorisch Joanne Meyerowitz: How Sex Changed. A History of Transsexuality in the United States. 2. Aufl., Cambridge (Mass.) und London 2004.

kam, wurde 1946 von David O. Cauldwell, einem Armee-Psychiater, geprägt, der als ›Kummerkasten-Tante‹ für die Zeitschrift *Sexology* arbeitete. Mit George Jorgensen, Sohn schwedischer Immigranten, dessen märchenhafte Transformation in Dänemark unter der Schlagzeile *Ex-GI Becomes Blonde Beauty* 1953 um die Welt ging, erreichte die Faszination ihren Höhepunkt. Obwohl das nunmehrige Model ›Christine‹ durch ihren Konformismus zur Normalisierung eines dubiosen, aber ungeahnt verbreiteten Wunsches beitrug, publizierte Jorgensen ihre eigene Lebensgeschichte erst 1967, d.h. zu dem Zeitpunkt, als der militante Forschungspionier Harry Benjamin, ein deutscher Emigrant, der neuen geschlechtlichen Randgruppe mit seinem Standardwerk *The Transsexual Phenomenon* (1966) akademische Relevanz verschaffte und damit zugleich ein neues interdisziplinäres Terrain eröffnete. Seine behaviouristisch fundierte Pragmatik beförderte die Einrichtung universitärer *Gender Identity Clinics* (Johns Hopkins, Stanford usw.) sowie die Legalisierung der Operationen in den USA. Dabei spielte auch der von der amerikanischen *Ego Psychology* beeinflusste psychoanalytische Ansatz Robert Stollers[27] eine wichtige Rolle, demzufolge die Entstehung von geschlechtlicher Identität, in krassem Gegensatz zu Freud, als linear, nicht-konfliktuös und vom Triebgeschehen unabhängig verstanden wird. Indem Stoller das Lustprinzip jenem der Identitätswahrung unterstellte und das ›Selbst‹ als autonome psychische Instanz betrachtete, begriff er die unumkehrbare geschlechtliche ›Kernidentität‹ als Effekt einer ›Prägung‹ (*imprinting*) während der Mutter-Kind-Dyade. Mann-zu-Frau-Transsexualismus resultiere aus einer pathogenen Fusion, die dem Jungen die notwendige Entidentifizierung von Weiblichkeit verunmögliche. Da dies für Mädchen nicht gelten konnte, wurde Frau-zu-Mann-Transsexualismus durch einen ›Männlichkeitskomplex‹ im Sinne Karen Horneys erklärt. Leslie M. Lothstein hat Stollers Modell dann mit besonderem Blick auf ›Transmänner‹ zu einer mehrere Generationen übergreifenden Familiendynamik erweitert.[28]

Die (auto-)biographische Produktion Transsexueller, die Friedemann Pfäfflin gemäß das rätselhafte Phänomen überhaupt erst publik gemacht hat,[29] folgte im 20.Jahrhundert tendenziell der wissenschaftlichen Evolution. Obwohl sich die Lebensgeschichten formal kaum von denen anderer Minderheiten unterscheiden (Ich-Perspektive, chronologische Narration, realistischer Stil, populärwissenschaftliche Kommentare usw.), lassen sich diskurshistorisch signifikante Korrelationen zwischen spezifischen Konfigurationstypen und Inszenierungsmustern feststellen, die vom apologetischen ›Zwitter-Schema‹ der 1930er und 1940er Jahre der damaligen Biographik über das journalistische ›Aufmacher‹-Modell der Travestiestar-Karriere

27 Robert J. Stoller: The Transsexual Experiment, London 1975.

28 Leslie M. Lothstein: Female-to-Male Transsexualism, Boston u.a. 1983.

29 Friedemann Pfäfflin: Autobiografien: Biografien und Filme über Geschlechtswechsel. Nachwort, in: Jean Lessenich: Die transzendierte Frau. Eine Autobiografie, Gießen 2012, S. 199–219.

in den 1960er Jahren bis hin zum ›affektengagierten Betroffenheitsentwurf‹ der 1970er Jahre reichen, der autobiographisch bereits psychologische Selbstanalyse mit feministischer Ideologiekritik verbindet. Seitdem hat sich das ›Genre‹ nicht nur im Kontext der *queer theory* politisiert, sondern unter dem Einfluss konstruktivistischer Theoreme und postmoderner Ästhetik vornehmlich in Richtung autofiktionaler Experimente ausdifferenziert. Die Ära simpler Thesenromane, die bloß eine transsexuelle Doxa illustrieren, scheint vorbei und hat einer durchgreifenden Hybridisierung stattgegeben. Dabei führt die neoliberale Kommerzialisierung des Geschlechtswechsels, die über dessen medizinische Vermarktung weit hinausging, zur Frage nach der politischen Ambivalenz eines *transgenderism*, dessen anti-binaristische Stoßrichtung seine Ambiguisierung wieder einführt, wenn auch unter anderen Vorzeichen. Haben emanzipierte Frauen es angesichts des nachhaltigen Erfolgs feministischer Protestbewegungen eigentlich nötig, körperlich ›Männer‹ zu werden und laufen sie dann nicht zu den Agenten des Patriarchats über? An dieser möglichen ›Mittäterschaft‹ entzündeten sich schon in den 1970er Jahren etliche Debatten.[30] Die Zahl der ›Transmänner‹, einst eine Minorität innerhalb der Minderheit, ist inzwischen stetig gestiegen.[31]

War maskuline Selbststilisierung seit den *Roaring Twenties* und dem *Unisex*-Trend nach der (kultur-)politischen (Jugend-)Revolte von 1968 zur Mode geworden, kamen körperliche Manipulationen an den Reproduktionsorganen für Frau-zu-Mann-Transsexuelle schon deswegen weniger in Frage, weil die Brustabnahme aus Gründen der Sichtbarkeit für sie wichtiger blieb als der technisch schwierige, kostspielige und oft unbefriedigende Aufbau eines Penis-Ersatzes. Der Unterschied

30 Einen ersten Anstoß gab wohl die Auseinandersetzung zwischen Janice Raymonds und Sandy Stone im Umkreis der *Womens' Liberation* in den USA der 1970er Jahre. Nachdem 2018 die Kategorie ›divers‹ als dritte Wahlmöglichkeit der Geschlechtszugehörigkeit ins deutsche Personenstandsrecht eingeführt worden war, drehten sich hiesige Debatten vornehmlich um medizinisch und/oder juristisch mehr oder weniger radikale Auslegungen des politischen Liberalismus. Vgl. z.B. den ›Streit‹ zwischen Jenny Wilken, Leiterin der Bundesgeschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität (dgti), und Till Randolf Amelung, Teamleiter der Facebook-Gruppe ›Transgender Germany‹ unter dem Titel »Die falsche Ermutigung? Jugendliche sollen künftig leichter ihren Geschlechtseintrag ändern können. Ist das ein überfälliger Schritt für die Rechte von Transsexuellen – oder einer in die falsche Richtung? Eine Transfrau und ein Transmann sind da verschiedener Meinung«, in ›Die Zeit‹, Nr. 16 (13.04.2023), S. 12f.

31 Frühe Angaben gehen von höheren Zahlen männlicher Operationsanwärter aus. So gab es in Harry Benjamins New Yorker Praxis Mitte der 1960er Jahre nur 1/5 Frau-zu-Mann-Transsexuelle, inzwischen scheint der Proporz zumindest ausgeglichen, vgl. Meyerowitz: How Sex Changed, S. 149. Heute wird sogar ein 10:1-Verhältnis zwischen biologisch weiblichen im Vergleich zu biologisch männlichen Kandidat*innen angenommen. Vgl. Alice Schwarzer u. Chantal Louis (Hg.): Trans-Sexualität. Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? Eine Streitschrift, Köln 2022, S. 11.

zwischen unauffälligen Transmännern, die sich als Normalbürger, z.B. brave Familienväter (*bonhommes*), in die Gemeinschaft einfügen,[32] und skandalösen, an *drag queens* gemahnenden Transfrauen, deren marginales *outlaw*-Dasein vorprogrammiert scheint, ist zwar längst zum Klischee verkommen, aber empirischen Feldstudien zufolge[33] gelingt der Übergang zum linguistisch wie semiotisch eher ›unmarkierten‹, männlichen Geschlecht auch heute noch leichter. Vielleicht wurden Transmänner, die schon in den 1940er Jahren ihr Geschlecht wechselten (z.B. Robert Allen[34]), deswegen nie zu spektakulären Ikonen. Doch seit dem Aufstieg der *transgender*-Bewegung in den 1980ern erhielten Frau-zu-Mann-Transsexuelle erstmals mehr öffentliche Aufmerksamkeit,[35] etwa durch Filme wie *Boys Don't Cry* von Kimberley Peirce (USA 1999).

Lag es an ihrem historischen Schattendasein, dass ›Transmänner‹ sich, ähnlich wie Schriftstellerinnen, erst mit einiger Verspätung zu Wort meldeten? Während männliche Präzedenzfälle dank medialer *Hypes* wie öffentliche Persönlichkeiten auftraten, etwa ›Lili Elbe‹ (in Deutschland), ›Roberta‹ Cowell (in Großbritannien), ›Christine‹ Jorgensen (in den USA) und ›Coccinelle‹ (in Frankreich), erschien die erste Selbstbiographie eines ›Transmannes‹ 1974 fast unbemerkt in Belgien. Ihr Autor, ›Daniel‹ Van Oosterwyck, war ein Jurist, der die Erinnerung an seinen Leidensweg in eine sensible Selbstanalyse umsetzte. Die nächste Lebensgeschichte erschien 1977 in den USA. Darin stilisiert sich der Krankenpfleger ›Mario‹ Martino mithilfe eines *ghost writers* zunächst zum Opfer seines italo-amerikanischen Macho-Milieus, dann aber zum transsexuellen ›Helden‹, der sich für die Selbsthilfe sozial Ausgeschlossener einsetzt. Es folgte ein wachsender Schub von Frau-zu-Mann-Geschichten,[36] die zunehmend die Familien- und Partnerschaftsdynamik in den Blick nahmen.[37]

---

32 Felix Fink [pseud.]: Sein und Nichtsein. Erlebnisse eines Frau-zu-Mann-Transsexuellen, Norderstedt 2001.

33 Vgl. Holly Devor: FTM. Female-to-Male-Transsexuals in Society. 2. Aufl., Bloomington und Indianapolis 1999; Jannick Brauckmann: Die Wirklichkeit transsexueller Männer. Mannwerden und heterosexuelle Partnerschaften von Frau-zu-Mann-Transsexuellen, Gießen 2000.

34 Robert Allen: But for the Grace, London 1954.

35 Hatte der vermögende Transmann [Rita-]Reed Erickson schon in den 1970er Jahren die *Erickson Educational Foundation* gegründet, um einschlägige Projekte zum Thema des Frau-zu-Mann-Wechsels zu unterstützen, rief der in Stanford für eine Phalloplastie abgelehnte schwule Transmann Louis G. Sullivan, der 1991 an AIDS starb, die *FTM International*-Organisation ins Leben. Vgl. Meyerowitz: How Sex Changed, S. 87ff., 256, 273ff.

36 Hier werden nur deutsch-, englisch- u. französischsprachige Dokumente berücksichtigt.

37 Z.B. Mark Rees: Dear Sir or Madam. The autobiography of a female-to-male-transsexual, London und New York 1996; Kai-Wolfgang Hansmann: Als Mann endlich glücklich. Bericht eines Transsexuellen, Hamburg 1996.

Autobiographische Ent/Ambiguisierung als unabschließbare ›Psychosynthese‹

Warum haben – im Vergleich zur Gesamtbevölkerung – so viele Transsexuelle eine Autobiographie verfasst? Ist dieses ambige literarische Genre, dessen kanonischer Typus auf die Bekenntnisse von Augustinus und Rousseau zurückgeht, in der Moderne nicht nur demokratisiert, sondern auch trivialisiert worden, gelten die literarischen Gattungs-Konventionen, d.h. die implizite Zwei-Ebenen-Struktur und die dreifache Dichotomisierung der Zeit (Erzählung/Erzähltes), der Handlung (Sprechakt/Geschichte) und des Handlungssubjekts (Erzähler/Hauptfigur), bis heute, auch wenn sie, wie etwa in avantgardistischer Literatur (z.B. bei Brigid Brophy)[38], intendiert außer Kraft gesetzt sind.

In den traditionellen Lebensgeschichten zum Geschlechtswechsel ist die grundlegende Dichotomie von erzählendem und erzähltem Ich grammatikalisch ›vergeschlechtlicht‹, so dass sich die Struktur verdoppelnder Spaltung durch die Dynamik des Transitions-Narrativs semantisch schließen lässt. In der mutmaßlich frühesten Biographie über den dänischen Maler Einar Wegener, der sich vor seiner Operation in Dresden (1930) die Zweitperson »Lili« zulegte, wird transvestitische Alternanz gern nach dem literarischen Muster der Verwechslungskomödie zur anthropomorphen ›Schize‹ verdinglicht.[39] Beim amerikanischen Tennisstar ›Dick-Renée‹ Richards, einst Schüler Martina Navratilovas, meldet sich bereits eine geschlechtsneutrale Meta-Instanz zu Wort, deren Expertendiskurs das theatralische Doppelgängertum populärwissenschaftlich rationalisiert: »Meine Spaltung glich jenen seltenen Fällen von multipler Persönlichkeit, die durch die psychiatrische Literatur bekannt geworden sind«, nur dass beide Personen »von verschiedenem Geschlecht waren«, obwohl sie sich auch überschnitten: »Ich hatte keine […] Bücher, die etwa nur Renée las. Sie las dieselben wie Dick. […] Die beiden ›Personen‹ wussten immer umeinander. Ihre einzige […] Trennlinie bestand darin, dass die eine männlich, die andere weiblich war.«[40]

Bildet die irreversible Amputation in frühen Selbstzeugnissen noch eine todesähnliche Schranke, vergleichbar der Wiedergeburt in religiösen Konversionsgeschichten, so serialisiert sie sich neuerdings zur tendenziellen Unabschließbarkeit einer Operations-Sucht (von der Genital- bis hin zur Schönheitschirurgie) im Dienste einer naturalisierenden Suche nach größtmöglicher Anerkennung. Dennoch behaupten Transsexuelle, psychisch immer schon der Mann oder die Frau

38 Brigid Brophy: In Transit. A Trans-sexual Adventure. An heroi-cyclic novel, Harmondsworth (Middlesex) 1969.

39 Lili Elbe [i.e. Einar Wegener]: Ein Mensch wechselt sein Geschlecht. Eine Lebensbeichte. Aus hinterlassenen Papieren hg. von Niels Hoyer, Dresden 1932, S. 55.

40 Renée Richards [with John Aymes]: Second Serve, New York 1983, S. 30.

gewesen zu sein, als die sie nun physisch erscheinen wollen, und zwar ›rest-los‹.[41] So bleibt man dem generellen Dilemma einer Nichteinholbarkeit des Gedächtnisses durch die Erinnerung verhaftet, auf das bereits Lili Elbe in tragischem Tenor anspielt:

> »Wie ein Brückenbauer komme ich mir vor. […] Auf dem einen Ufer stehe ich […] und muß […] freischwebend nach dem anderen Ufer hinüber bauen«, ohne zu wissen, »ob das andere Ufer das Vergangene oder das Zukünftige ist.«[42]

Doch gerade die genre-immanente Möglichkeit einer dreifachen Überkreuzung von vergangenem und gegenwärtigem, erzähltem und erzählendem, männlichem und weiblichem Ich, verleiht der autobiographischen (Re-)Präsentation die Potenz eines Wahrheitsdiskurses, der Ursprungs- und Zielgeschlecht auf dem doppelten Wege narrativer Finalisierung und deren argumentativer Kommentierung in der Figur eines teleologischen Oxyromons zusammenschließt. Denn die Verbindung des »temporalen Totalisierungsschema[s]« mit semantischen Paradigmata verstärkt die genre-typische »Transformation von Kontingenz zu Kohärenz«[43] und hebt die Widersprüche transsexueller Existenz in der bei Dilthey entfalteten hermeneutischen Dialektik von Erleben und Verstehen auf, wie es z.B. Renée Richards im zweifachen Gebrauch des Verbs ›fühlen‹ demonstriert: »Ich fühlte, wie ich mehr und mehr in die Person Renées versank. Es war keine Rolle mehr. Ich fühlte mich als Frau«.[44]

Die sinnbildende Kraft autobiographischen Schreibens liegt also in der vereindeutigenden ›Psychosynthese‹ als Voraussetzung des neuen wahren Lebens im anderen Geschlecht. In der restaurativen Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg kulminierte die maximale Erfüllung dieses Wunsches zuweilen sogar im Phantasma einer ehelichen Verbindung von ›Transmännern‹ und ›Transfrauen‹. Wie leicht dieser Traum scheiterte, zeigt sich an zwei transsexuellen Autoren, die zu potentiellen LiebespartnerInnen wurden. Es handelt sich zum einen um den ersten »man-made man«, so der Titel seiner jüngsten Biographie,[45] nämlich Michael Laurence Dillon (1915–1962), dessen persönliche Aufzeichnungen von 1962 erst kürzlich wieder auf-

41 Vgl. schon den französischen Psychoanalytiker Jean-Marc Alby: Contributions à l'étude du transsexualisme, Paris 1956.

42 Elbe: Ein Mensch, S. 217f.

43 Ursula Link-Heer: Prousts ›À la recherche du temps perdu‹ und die Form der Autobiographie, Amsterdam 1988, S. 56.

44 Richards: Second Serve, S. 222.

45 Pagan Kennedy: The First Man-Made Man. The Story of Two Sexes, One Love Affair, and a Twentieth-Century Medical Revolution, New York 2007 [Seitenangaben im Fließtext unter der Sigle K].

tauchten,[46] sowie um die erste Vita einer Transfrau, dem Boulevard-Star Robert(a) Cowell.[47]

Aus anglo-irischem Adel stammend, wurde Laura Maud Dillon 1915 in England geboren. Da ihre Mutter direkt nach der Geburt starb, gab ihr Vater, Sir Robert Dillon, Baronet of Lismullen, sie und ihren Bruder in die Obhut exzentrischer ältlicher Tanten, die den Kindern jedoch häusliche Geborgenheit und eine standesgemäße Erziehung schenkten. Das bildungsbeflissene Mädchen, das sich von seinem abwesenden Vater zutiefst verachtet fühlte, entwickelte sich zu einem sportlichen ›*tomboy*‹, der seinen Wunsch, ein Junge zu sein,[48] im Oberschichten-Milieu unterdrücken musste (D, S. 44ff.). Mit wachsendem Unbehagen an ihrem pubertierenden Körper vertraute sich die Jugendliche einem geistlichen Mentor an (D, S. 66ff.), bemerkte aber erst beim Theologiestudium in Oxford, dass sie keine Lesbierin (D, S. 81) war. Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete Laura-Michael in männlichem *Outfit* als Automechaniker und nahm dabei Testosteron.[49] Per Zufall lernte er den Leibarzt des Königs, Sir Harold Gillies, kennen, der damals als einer der ersten Ärzte Kriegsversehrte wiederherstellte. 1942 nahm dieser Champion der plastischen Chirurgie bei Laura Dillon, unter vorgeschobener Zwitter-Diagnose, zunächst die von ihr ersehnte Brustabnahme vor, was damals in Großbritannien relativ unbürokratisch die Korrektur der Geburtsurkunde nach sich zog (D, S. 98ff.). Von 1945 bis 1948 gelang es Gillies dann, Michael aus körpereigenem Gewebe einen sog. ›Rolllappen-Penoid‹ zu verschaffen, und zwar mithilfe eines Dutzend operativer Eingriffe, die äußerst kompliziert für den Arzt und schmerzhaft für den Patienten waren, der zudem als Medizinstudent zwischen der englischen Klinik und dem Dubliner Trinity College pendelte (D, S. 101ff.). Stand Gillies' Tätigkeit unter dem philanthropischen Motto, aus verunstalteten Kriegsopfern wieder glückliche Menschen zu machen, übernahm sein dankbarer Schüler die Ansicht seines Mentors, dass man auch geschlechtliche ›Monster‹ auf chirurgischem Wege seelisch heilen könne. In Michael Dillons Aufklärungsschrift über die Wirkung von Sexualhormonen, die 1946 unter dem Titel *Self. A Study in Ethics and Endocrinology* erschien, lautet die Devise bereits: »[…] where the mind cannot be made to fit the body, the body should be made to fit,

46 Michael Dillon u. [alias] Lobzang Jivaka [Pseudonym]: Out of the Ordinary. A Life of Gender and Spiritual Transitions. Edited and with an Introduction by Jacob Lau and Cameron Partridge. Foreword by Susan Striker, New York 2017 [Seitenangaben im Fließtext unter der Sigle D].

47 Robert(a) Cowell: Roberta Cowell's Story by Herself. With a Preface by Canon Millbourn, Melbourne u.a. 1954 [Seitenangaben im Fließtext unter der Sigle C].

48 Liz Hodgkinson: Michael, née Laura. The Story of the World's First Female-to-Male Transsexual, London 1989, S. 9ff., 17 [Seitenangaben im Fließtext unter der Sigle H].

49 Vgl. zur Hormonfixierung der medizinischen Forschung in den 1930er Jahren: Bernice L. Hausman: Changing Sex. Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender. 2. Aufl., Durham und London 1999, S. 22ff.

approximately, at any rate to the mind.«[50] Der Medizinhistorikerin Bernice Hausman zufolge liefert die Broschüre einen Prototyp[51] für viele spätere Transsexualismustheorien.

Roberta Cowell trat nach der Lektüre mit Michael Dillon in Kontakt, der sich auf Anhieb in die Mann-zu-Frau-Transsexuelle verliebte. Nach dem von ihr abgelehnten Heiratsantrag ging der Junggeselle als Schiffsarzt zur Handelsmarine, bis er 1958 von der englischen Sensationspresse, insbesondere dem *Daily Mirror*, als »*sex change*« entlarvt wurde (D, S. 214ff.), weil er zuvor unvorsichtigerweise seine Geschlechtszugehörigkeit im britischen Adelsregister hatte berichtigen lassen und damit erbberechtigt geworden war. Während Roberta Cowell ihre sensationelle Geschichte 1954 selbst publizierte, nachdem sie sie zuvor an die *Picture Post* verkauft hatte[52] und daraufhin zahlreiche Heiratsanträge erhielt,[53] floh Dillon, seiner Neigung zu östlicher Esoterik folgend, nach Indien und verschwand sozusagen in der Versenkung, bis er *post mortem* entdeckt und als ›transgender‹-Legende gefeiert wurde. Der angeblich sexuell unerfahrene Marine-Offizier lebte unter anderem Namen in buddhistischen Klöstern, geriet dort jedoch in völlige Isolation, denn er konnte sich weder sprachlich noch mental an die fremde Kultur anpassen. Nachdem er sein Erbe verschenkt hatte, vegetierte er arm und krank in Tibet dahin, um zu erfahren, dass er als ›*lady doctor*‹ entlarvt und deshalb nicht ordiniert worden war (D, S. 229). Von der indischen Presse der Spionage verdächtigt, starb Dillon mit 47 Jahren an den Folgen dieses fatalen ›*mobbing*‹. Zuvor war es ihm gelungen, sein quasi-testamentarisches autobiographisches Fragment an den britischen Verleger John Johnson zu senden, der es aber für unpublizierbar hielt. Nachdem dessen Nachfolger Andrew Hewson den Nachlass Dillons Ende der 1980er Jahre an seine erste Biographin Liz Hodgkinson weitergeleitet hatte, gelangte das Manuskript über die zweite Biographin, Pagan Kennedy, an amerikanische Studierende der Kulturwissenschaften, die es 2017 endlich der Öffentlichkeit zugänglich machten.[54]

---

50 Michael Dillon: Self. A Study in Ethics and Endocrinology, London 1946, S. 53.

51 Hausman (Changing Sex) gemäß gab es derartige Aufklärungsschriften aber schon: »This concept of a determining relation between the internal secretions and personality appears in much of the endocrine literature of pre-World War II period« (S. 42). Seit synthetische Sexualhormone in den 1940er Jahren zur Verfügung standen, waren sie die Therapie der Wahl für ›Frau-zu-Mann-Transsexuelle‹, und zwar aus drei Gründen: »[…] the greater difficulty and cost of female to male sex change surgery, and its less satisfactory results« (zit. in: ebenda, S. 37).

52 Alan Cowell: Overlooked No More: Roberta Cowell, Trans, Trailblazer, Pilot and Auto Racer, in: *The New York Times* (05.06.2020); https://www.nytimes.com/2020/06/05/obituaries/roberta-cowell-overlooked.html (zuletzt 26.12.2021).

53 Vgl. Liz Hodgkinson: Interview with transsexual Roberta (Betty) Cowell, in: *Sunday Times* (12.03.1972, updated 23 Oct 2015): »When the story first broke, I received 400 proposals. Some of them of marriage. I could have had titles, money, the lot« (zuletzt 26.12.2021).

54 Vgl. Lau und Partridge, in: Dillon (alias Jivaka): Out of the Ordinary, S. 12–19.

Ähnlich wie Dillons Text ist auch derjenige Cowells im Stil nüchterner Sachlichkeit verfasst, die nur selten esoterischem Szientismus verfällt (C, S. 73). Aufgeklärte Kommentare begleiten Ansätze psychologischer Selbstanalyse. Während Dillons Schrift von der Familiensaga zur medizinischen Odyssee übergeht, die stellenweise Züge eines Kriminalromans trägt und beim abenteuerlichen Reisebericht endet, stehen in Cowells Buch zunächst seine Erlebnisse als Bomberpilot der *Royal Airforce* und deutscher Kriegsgefangener im Zentrum, sodann seine glamouröse Existenz als Modeschöpferin und Rennfahrerin.

Robert(a) Cowell (1918–2011) entsprang ebenfalls der englischen Oberschicht, sein Vater erhielt als Generalmajor einen Orden von Eisenhower. Obwohl der Junge in seiner Kindheit als ›Muttersöhnchen‹ und ›*sissy*‹ geneckt wurde, wehrte er seine Neigung zur Mädchenrolle durch hypervirile Verhaltensweisen ab. Er begeisterte sich für Fliegerei, studierte Ingenieurwissenschaften und war Mitglied misogyner Männerclubs. 1941 heiratete er seine Kommilitonin Diana Carpenter, von der er zwei Töchter bekam und sich nach seiner Geschlechtsumwandlung scheiden ließ.[55] Cowell hielt sich für einen weiblichen Zwitter (C, Kap. 9) unter Rekurs auf Richard Goldschmidts längst obsoletes ›Drehpunkt‹-Modell[56] aus den 1920er Jahren, demgemäß es nur spontane Umwandlungen intersexueller Pseudo-Männer in jene Frauen geben könne, die sie genetisch waren, obwohl sie zuvor durchaus noch Nachwuchs zeugen könnten, wenn auch bloß weiblichen, weil sie lediglich ›Gynospermien‹ besäßen (C, S. 134ff.),[57] was Cowell unhinterfragt auf sich bezog.

Da sich sein genetischer Determinismus mit Dillons hormonellem traf, freundeten sie sich schnell miteinander an, doch ausgerechnet das *acting out* dieser geteilten Doxa trieb die beiden ›Seelenverwandten‹ wieder auseinander. Denn der bereits vollendete Transmann wird sich dazu bewegen lassen, die unvollendete Transfrau auf deren Wunsch hin zu kastrieren, weil er sie, wie seine Liebesbriefe zeigen, heiraten möchte und sie dafür eine Personenstandsänderung benötigt. Beweis für diesen riskanten Plan eines *passage à l'acte*[58] ist ein undatiertes Dokument der OP-Kandida-

55 Die älteste Tochter erzählte Liz Hodgkinson in einem britischen Fernseh-Interview (Channel 4 vom 23.10.2015), dass ihre Mutter nach dem Presse-Rummel einen Nervenzusammenbruch erlitt und die Kinder bei den väterlichen Großeltern erzogen wurden. Zu ihrem leiblichen Vater bekamen sie keinen Kontakt mehr.

56 Cowells Buch kam ausgerechnet im Jahr der Entdeckung der DNA/RNA-Strukturen (1954) heraus, von der sie bei der Niederschrift wahrscheinlich keine Kenntnis genommen hatte.

57 Zu diesem durch die moderne Genetik falsifizierten ›Delirium‹, das Cowell nie korrigierte, vgl. ausführlich Runte: Biographische Operationen, S. 477–483.

58 Vgl. Jean-Marc Alby: Les fractures du transsexualisme, in: Ouvrage Collectif (Hg.): Sur l'identité sexuelle. À Propos du transsexualisme, Paris 1996, S. 25–35. Der ›Übergang zum Akt(ivismus)‹, basierend auf der ›fixen Idee‹ des transsexuellen Operationsanspruchs, unterscheidet sich vom »passage à l'acte médical« (ebd., S. 27) durch den Eingriff einer therapeutischen Geste, die den Wunsch akkreditiert.

tin Roberta Cowell, die den Medizinstudenten Michael Dillon von jeglicher Verantwortung für den damals in Großbritannien illegalen Eingriff freispricht.

> »I, R[oberta] C[owell], have, of my own free will asked and persuaded L.M.D., who I am aware is an unqualified […] 5th year medical student, to perform an orchidectomy upon me […] and that he has neither seen nor practiced this particular operation. I desire that he be absolved from all responsibility in this operation, due to possible hemorraghe or sepsis, which I am desirous to undergo being fully aware that either might […] be fatal.« (K, zit. S. 91)

Obwohl man die näheren Umstände nicht kennt, nimmt Dillons eigener Operateur, Sir Gillies, wie er in einer späteren Fallstudie vermerkt, den Befund fehlender Hoden[59] zum Anlass, um Roberta Cowell als angeblichen Zwitter zudem mit einer künstlichen Vagina auszustatten (C, S. 101), woraufhin ihre Geburtsurkunde am 17.05.1951 problemlos offiziell korrigiert wurde. Michael hätte seine Traumfrau, der er längst seinen eigenen Geschlechtswechsel eingestanden hatte, nun heiraten können, aber Roberta wollte es nicht, was sie in etlichen Interviews begründete, obwohl sie ihm eine authentische Wirkung als Mann zugesteht:

> »Not bad looking, he was a very masculine type. […] Suddenly […] he said: ›but five years ago, I was a woman.‹ […] Immensely strong, even for a man, I found it impossible to imagine him as a girl. He was as genuine a man as any I have met.« (C, S. 89–91)

Hodgkinson inszeniert diese *Outing*-Szene leicht pornographisch, wenn auch ohne jegliche Quellenangabe. So verlautet aus dem Munde Robertas:

> »He […] whipped out the penis, which he was very proud of. […] I had never seen anything like [that]. It was huge, and in a constant state of semi-erection […] as if it had been cut out of […] wood« (H, zit. S. 88).

In seinen undatierten Briefen präsentiert sich Dillon hingegen weitaus zivilisierter, wenn er der Auserwählten seine Liebe auf Latein gesteht: »*Te amo, ergo habebo te, Q.E.D.*«[60] Paternalistisch fragt er wenig später: »How is Bobbie getting on with her Latin dictionary?« (H, zit. S. 89). Cowell jedoch verabscheute Latein seit jeher. So übersandte ihr Dillon lieber einen Diamantring und versuchte, sie auf ihre ehelichen Aufgaben gemäß den Vorstellungen der High Society vorzubereiten: »I think

59 Sir Harold Gillies and Dr. D. Ralph Millard: *The Principles and Art of Plastic Surgery*, Boston 1957, Bd. II, 386.

60 Übersetzung (A.R.): ›Ich liebe Dich, also werde ich Dich besitzen, – was zu beweisen war.‹

you should now be able to entertain at dinner quite well.« (H, zit. S. 91) Am 9. Februar 1951 überlegte er sogar, Kinder zu adoptieren: »How are your maternal instincts, by the way?« (H, zit. S. 92) Trotzdem gelangte der Transmann, der im Gegensatz zur Transfrau (noch) eine Gebärmutter besaß, keineswegs an sein Ziel und gab dafür der Frauenemanzipation die Schuld: »Man is no longer able to assert himself as rightful […] master. Woman is now trying to be equal and getting uppish.« (H, zit. S. 92) Während Dillon davon überzeugt blieb, das Schicksal habe den Transmann und die Transfrau füreinander bestimmt wie ›Adam & Eva‹, meinte Cowell: »He thought it was all fate […]. But it was […] ridiculous of him to suppose that we were similar in any way.« (H, zit. S. 96) »In fact, we could hardly have been more different.« (H, zit. S. 93) Doch um Ähnlichkeit und Differenz, den gemeinsamen Geschlechtswechsel oder verschiedene Geschmäcker, ging es zumindest Dillon nicht, der die Hollywood-Diva zur repräsentativen Ehefrau umerziehen wollte, ganz im Sinne bürgerlicher Ergänzungstheorien (D, S. 130), um damit maximale Normalität für beide zu erreichen. Als sie sich trennten, hatte Roberta ihre Genitalien verloren, Michael aber seine Illusionen.[61]

Unter den neuen Geschlechtern die alten: Zur transsexuellen ›Dialektik‹ von Anspruch und Begehren

Dass ein Transmann und eine Transfrau sich wechselseitig nicht nur anerkennen, sondern auch lieben und begehren, mag vorkommen. Im geschilderten Beispiel hapert es jedoch an einer symptomatisch erscheinenden Asymmetrie.

Während Michael in der Neo-Frau keinen Ex-Mann mehr erkennt, sieht Roberta unter Michaels echter Fassade nur eine verstümmelte Frau, welche sie abweist, weil sie selber doch nicht lesbisch sei: »He thought that we were absolutely similar and should […] set up house together. But as far as I was concerned, it would have been two females getting married.« (H, zit. S. 87) Während sie zynisch auf Dillons Uterus verweist (H, S. 93), imaginiert sie sich selber als biologische Frau und verdrängt ihre männliche Vergangenheit. Wenn Cowell also Dillon sowohl als Ex-Frau wie auch als Neo-Mann ablehnt, was diesen doppelt kränkt, will Dillon in ihr, Roberta, niemals mehr den Ex-Mann sehen, weil er sie trotz seines Wissens um ihre Vorgeschichte als Neo-Frau begehrt. Wenn man dieses reziproke Wieder(v)erkennen nicht auf unglückliche Liebe reduzieren möchte, läge es nahe, sich dem transsexuellen Syndrom vom Standpunkt eines psychoanalytischen Denkens zu nähern, das identitäts- wie bewusstseinsphilosophische Prämissen verabschiedet hat.

---

61 Da sie ihn jederzeit erpressen und um seine Approbation bringen könnte, dieser Skandal aber vor der Öffentlichkeit noch demütigender für ihn sein könnte als sein Geschlechtswechsel, erwähnte er Cowell nie wieder, meint Kennedy: The First Man-Made Man, S. 95.

Jacques Lacan hielt Stollers Genese der geschlechtlichen Kernidentität für einen Rückfall ins imaginäre Register des ›*semblant*‹[62], zumal der psychotische Zug der ›transsexuellen Illusion‹ dabei übersehen werde. Wenn für Lacan Geschlechtsidentität nichts anderes ist als der beim Geschlecht*er*-Verkehr wirksame Schein, nämlich entweder des ›Phallus-Habens‹ auf Seiten der männlichen ›Parade‹ oder aber des ›Phallus-Seins‹ der weiblichen ›Maskerade‹, dann fixiert sich weibliches Begehren auf den ›Einen‹ als vermeintlichen Phallus-Besitzer, während das männliche Begehren dem Prinzip Don Juans folge, nämlich das ›Phallus-Sein‹ in der promisken Serialität (›eine nach der anderen‹) zu suchen, weil es sich zeige, dass keine Frau den Phallus hat, sondern ihn bloß verkörpert.[63] Daher bestehe geschlechtliche Identifizierung nicht in dem Glauben, sich für einen Mann oder für eine Frau zu halten, sondern darin, die Geschlechterdifferenz als reale anzunehmen. Erst deren Anerkennung komme einer symbolischen Kastration beider Geschlechter gleich, die im Sinne einer notwendigen Begrenzung des Narzissmus das sexuelle Begehren allererst in Gang bringe. Bei Transsexuellen aber sei es blockiert. Indem sie ein Organ (Penis) mit einem Signifikanten (Phallus) verwechselten, trete ihnen die verworfene symbolische Kastration[64] aus dem Realen entgegen. Catherine Millots[65] daran anknüpfende Konzeption des Transsexualismus als Psychose-Abwehr beruht auf der These, dass sich Transsexuelle beider Geschlechter mit dem ›Phallus der Mutter‹ identifiziert hätten und die Geschlechtsangleichung (als Penis- wie als Brustamputation) den Versuch darstelle, sich aus dieser Lage zu befreien. Die Nähe der psychotischen zur weiblichen Position, die Freuds ›Fall Schreber‹ eindrücklich demonstriere,[66] bewirke dabei, dass Transfrauen den Platz ›DER Frau‹, die es aufgrund der konstitutiven Asymmetrie der Geschlechter, d.h. des symbolischen Primats der ›väterlichen Funktion‹, nicht geben kann,[67] einnehmen wollen, und zwar als Substitut jener ›vä-

62 Jacques Lacan: Le Séminaire. Livre XVIII. 1971. D'un discours qui ne serait pas du semblant, Paris 2006, S. 31.

63 Vgl. Jacques Lacan: Die Bedeutung des Phallus, in: Schriften II, Olten u. Freiburg i.Br. 1975, S. 119–133.

64 Vgl. dazu ausführlich Annette Runte: Das Geschlecht der Engel. Zur Theorie des Transsexualismus in der Lacan-Schule, in: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 30, 9 (1985), S. 830–862.

65 Catherine Millot: Horsexe. Essai sur le transsexualisme, Paris 1983, S. 114ff; dagegen Geneviève Morel: Ambiguïtés sexuelles. Sexuation et psychose. 2. Aufl., Paris 2004. Morel begreift die transsexuelle Problematik nicht mehr vorrangig als ›symptôme‹, sondern als ›sinthome‹, ein Wortspiel Lacans, mit dem er im Zuge seiner Joyce-Lektüre auf die Kreativität kultureller Sublimierung verweist.

66 Jacques Lacan: Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht, in: Schriften II, S. 61–119.

67 Vgl. Jacques Lacan: Encore. Le Séminaire. Livre XX. 1972/1973, Paris 1975.

terlichen Metapher‹,[68] die die drei topologischen Register des Realen, Imaginären und Symbolischen wie ein Ring zusammenhält, soll das Subjekt nicht in Neurose, Perversion oder Psychose abgleiten. Transmänner hingegen, die aus dem Unvermögen, sich mit ›DER Frau‹ identifizieren zu können, pseudologisch folgerten, keine Frauen, sondern ›Männer‹ zu sein, ähneln Millots klinischer Erfahrung zufolge eher Hysterikerinnen als Lesbierinnen, denn sie erwiesen sich als unfähig, den ›Mangel zu geben‹, d.h. sich sexuell begehren zu lassen. Manche von ihnen wünschten sogar, einem neutralen Geschlecht anzugehören, d.h. strukturell den ›Phallus‹ als Signifikant der Signifikation zu inkarnieren, – Marke einer Differenz als Nullpunkt oder Leerstelle.

Was hieße das für den Geschlechterkampf zwischen Transfrau und Transmann? Wenn die Ex-Frau Dillon den Ex-Mann Cowell als ›DIE Frau‹ begehrt, aber im Sinne des ›EINEN‹ einzigen Phallus, dann braucht der Ex-Mann Cowell, als ›DIE Frau‹, die er narzisstisch auf imaginärer Ebene für sich selber verkörpert, nicht noch den ›Einen‹ als Idealobjekt der weiblichen Position, sondern es verlangt den Ex-Mann als Neo-Frau nun nach der absoluten Anerkennung seiner weiblichen ›Maskerade‹, und zwar durch ›eine(n)‹ Penisträger ›nach de(m) anderen‹, d.h. eine Serie heterosexueller oder wenigstens biologischer Männer, die sein Begehren nach Anerkennung als ›DER Frau‹ von der richtigen Stelle aus erfüllen würden. Diese Promiskuität aber verwiese auf Cowells unbewusst männliche Positionierung. Bemerkenswert ist in beiden Fällen die Latenz des Ausgangsgeschlechts unter dem Zielgeschlecht. »Als Lustwesen«, so Edith Seifert, »treffen sich Mann und Frau« auch mit vertauschten Rollen nicht, denn in der männlichen Position verhält man sich ›pervers‹, in der weiblichen hingegen ›hysterisch‹ oder ›psychotisch‹, d.h. ›frau‹ »*idealisiert* den Mann/Vater oder *verwirft* seinen Namen.«[69]

Während Cowell also danach trachtet, nur von ›echten‹ Männern als ›echte‹ Frau anerkannt zu sein, um im Schein des Phallus-Seins vom Ort des Phallus-Habens aus begehrt zu werden, wird sich Dillon in das Begehren des Nicht-Begehrens zurückziehen. Sein Trauma, als Mädchen vom Vater verworfen worden zu sein, überwand Dillon zunächst durch seine eigene Phallisierung zum a-sexuellen Super-Signifikanten, aber die Wiederholung der Abweisung vom väterlichen Ort aus, nämlich Cowells struktureller ›Männlichkeit‹ hinter dem Schein der weiblichen, parierte Dillon dann durch (Selbst)Auslöschung. Dies manifestiert sich vielleicht in einer signifikanten Signifikanten-Verknotung, deren symptomatische Ambivalenz darin liegt, dass sich der symbolische ›Name des Vaters‹ bei Dillon in zwei imaginäre Instanzen

68 Die auch an Freuds mythopoetische Denkfigur des ›Urvaters‹ (und der ›Brüderhorde‹) in *Totem und Tabu* (1912/1913) anschließt.

69 Edith Seifert: ›Was will das Weib?‹ Zu Begehren und Lust bei Freud und Lacan, Weinheim und Berlin 1987, S. 133.

aufspaltet, den älteren Bruder als ewigen Rivalen und die von ihm verkannte Transfrau Cowell, die zur Feindin wird. Dillons Vater Robert und dessen Sohn ›Bobby‹ tragen denselben Vornamen wie Cowell, der ihn seinerseits durch einen einzigen Buchstaben feminisiert: aus ›Robert‹ wird ›Roberta‹. Obwohl Dillons Bruder, Baron Robert Dillon, genannt ›Bobby‹, als Alleinerbe gemäß dem geltenden Prinzip männlicher Primogenitur, seine einzige Schwester Laura aufgrund ihres Geschlechtswechsels radikal aus seiner Familie ausschloss und nach deren Tod als ›Transmann‹ juristisch sogar gegen die Publikation von dessen Nachlass vorging, verzieh Michael ihm am Ende lediglich mithilfe einer ironischen ›Retourkutsche‹, nämlich unter süffisanter Anspielung auf Bobbys eigene fragile Geschlechtsidentität:

> »Poor Bobby! [and] his own lack of masculinity […] He should have been the girl and I the boy. […] He did not approve of my short hair […], and who can blame him?« (D, S. 86)[70]

Hatte Laura ihren Bruder früher um seinen maskulinen Eton-Haarschnitt beneidet, musste sie sich derweil mit einem Kompromiss, nämlich einer mädchenhaften ›Bob‹-Frisur (H, S. 9), begnügen. So de-formiert Michael, zu dem sie ja dann dennoch wurde, den Kosenamen des Bruders in jenem seiner unerreichbaren Herzensdame Roberta, genannt ›Bobbie‹: »Oh Bobb-*bee*, come to me soon, I am wanting you all the time« (H, zit. S. 90). Von der ›Honigbiene‹ verlassen, findet Dillon seinen Genuss im Wortspiel, bevor er sie durch Verschweigen symbolisch auslöscht.[71]

Diversität, Autofiktion und Selbst(er)findung als (Selbst-)Gebären

Die Harvard-Historikerin Joanne Meyerowitz erachtet die in den 1990er Jahren aufkommende *transgender*-Bewegung für ein heterogenes Gebilde, das die Grenzen zwischen Geschlechtern, Kulturen, Klassen, Ethnien oder Religionen überwinden möchte, dessen kleinster gemeinsamer Nenner aber letztlich nur die Identitätspolitik sei. Sie hält ›*transgender*‹ für einen vagen Oberbegriff, einen »umbrella term

70 Dillon, der sich als Außenseiter begriff, war das Geheimhalten seiner Geschlechtsumwandlung insofern recht, als er jegliche Stigmatisierung durch die damals überwiegend konservative Gesellschaft vermeiden wollte: »Bobby […] would be very angry if his name was linked with mine since I was such a freak and had done the most outrageous thing in changing over. He was desperately self-conscious about having me for a sister and he would never own me as a brother. […] He […] begged me never to couple my name with his […]. Nor might I visit him at his home. […] I agreed to all this for I no more wanted any publicity than he did« (Dillon: Out of the Ordinary, S. 103).

71 Cowell starb 2011 einsam im Alter von 93 Jahren. Seine Tochter Diana erfuhr vom Tod ihres Vaters erst zwei Jahre später aus einer Zeitungsnotiz.

[…] for various forms and degrees of crossgender practices and identifications«.[72] Die New Yorker ›Szene-Transfrau‹ Kate Bornstein etwa findet sich selbst genauso »obsessed with gender«[73] wie die westliche Kultur insgesamt, welche Diversität zur neuen ›Normalität‹[74] gemacht habe, und bringt das Dilemma der Entgrenzung durch Transgression auf den Punkt: »There is a logical inconsistency between doing away with gender and making more genders.«[75] Reagierte die *queer*-Aktivistin darauf in ihrer *patchwork*-Collage unter dem Titel *Gender, Women, and the Rest of Us* (1995) mit sarkastischem Humor und abgründiger Ironie,[76] so kombiniert auch Jayrôme Robinets Buch *Mein Weg von einer weißen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund* (2019) das dort thematisierte Verlangen nach der Dekonstruktion von Binär-Oppositionen mit der Travestie eines literarischen Genres, die diesen Versuch jedoch zugleich simuliert und dissimuliert. Da Autofiktion den autobiographischen mit dem romanesken ›Pakt‹[77] verbindet,[78] wie schon Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, könne man sich im fiktionalen Medium umso schonungsloser offenbaren, meint Serge Doubrovsky, ein Vorreiter dieser Entwicklung, die von Robinets Textverfahren aber eher unterlaufen wird.

Beginnend mit der Erinnerung des männlichen Erzähler-Ichs an einen gescheiterten Turmsprung im Schwimmbad als junges Mädchen mit knappem Bikini und an die »Scham«[79] über den ungeliebten weiblichen Körper, der durch den männlichen Blick zum Sexualobjekt degradiert werde, endet das Buch mit einer Berliner Sylvester-Party, deren utopische Botschaft lauten könnte: »Außenseiter*innen« (R, S. 178) aller Genres vereinigt euch!

> »Wir sind Tausende: trans*Menschen, Enbys, inter* […], genderqueere, weder noch, genderbender, inbetween, postgender, diverse. Das Begriffspaar trans*/cis soll keine neue Binarität schaffen. […] Wir schenken uns ‚Leben' und ‚Heilung' (R, S. 208, 210).

---

72 Meyerowitz: How Sex Changed, S. 10, vgl. S. 256.

73 Bornstein: Gender Outlaw, S. 59.

74 Vgl. Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1998.

75 Zit. in: Hausman: Changing Sex, S. 197.

76 Vgl. Annette Runte: Biographie als Pathographie. Lebens- und Fallgeschichten zum Geschlechtswechsel, in: Bernhard Fetz und Hannes Schweiger: Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit, Wien 2006, S. 128–142.

77 Philippe Lejeune: Le pacte autobiographique, Paris 1975.

78 Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf: Autobiographie, Stuttgart und Weimar 2000, S. 35ff., S. 129. Michaela Holdenried (Autobiographie, Stuttgart 2000) verzeichnet drei Tendenzen zur Ausdifferenzierung der Gattung im 20.Jahrhundert: »Fiktionalisierung«, »Trivialisierung« und »skeptische Distanzierung« (S. 207).

79 Jayrôme C. Robinet: Mein Weg von einer weissen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund, Berlin 2019, S. 10 [Seitenangaben im Fließtext unter der Sigle R].

Doch lassen sich Stereotype, die z.T. auch die ›ingroup‹ karikieren, etwa Lesben mit »Tanktops und Handwerkerhosen« (R, S. 78), sowohl affirmativ als auch kritisch lesen, ebenso wie die Zuneigung des Protagonisten zu einem schwulen Migranten: »Karim kommt nicht aus einer westlichen, queeren Blase. […] Und dafür ist sein Umgang mit mir ganz schön natürlich.« (R, S. 162) Affektive Ambiguität stellt sich dort wieder ein, wo der belgische ›Transmann-Künstler‹ sizilianischen Ursprungs im Hinblick auf seine eigene Identität ins Schwanken gerät. »Gäbe es doch einen Schalter, den ich einfach umlegen könnte, um meine Sozialisation abzulegen […]. Oder vielleicht ist meine Sozialisation auch einfach okay.« (R, S. 192) Werden Zeichen geschlechtlicher Machtverhältnisse, wie etwa patriarchalische Familienverhältnisse oder der *Fitness*-Kult, zuweilen aus pseudo-naiver Kinderperspektive satirisch denunziert, rufen Schlagwörter oft eine politische Problematik auf, die nur andeutungsweise entfaltet wird, wie in folgender satirisch kommentierter *Darkroom*-Szene:

> »Weiße Sugar-Daddys mit arabischen Boys. Die Herstellung des Sexualsubjekts aus der Kolonialzeit ist noch nicht ganz abgeschafft« (R, S. 194). »Männer unterschiedlichen Alters, […] Milieus, […] Herkunft […], vereint durch sexuelle Begierde. Natürlich fallen diese Kategorien nicht dauerhaft weg, jeder kehrt hinterher zurück in die eigene Welt.« (R, S. 190)

Dabei siegt das ›weibliche‹ Mitgefühl des Transmanns: »Wir sind hier alle austauschbar. Plötzlich spüre ich Verzweiflung und Einsamkeit. […] Die Zuneigung fehlt.« (R, S. 193f.) Als der Asylantrag seines schwulen Freundes genehmigt ist, kommt es zum sexuellen Akt, der nicht nur im inneren Monolog als fusionelle Liebe an der Grenze zum Kitsch erscheint, sondern assoziativ durch moralisch empörende tagespolitische Nachrichten unterbrochen wird.

> »Ich spüre Karims Lippen. […] Ich kann mich nicht wehren. Wir kämpfen auf der Matratze. […] In dieser Nacht sterben 492 Menschen, ihr überladenes Boot kentert […]. Wir stöhnen. Frauke Petry fordert, […] zu schießen, sogar auf Kinder. […] Ich weiß nicht mehr, wo mein Körper aufhört und Karims anfängt. Mein Blick sehnt sich nach seinen Wimpern.« (R, S. 205)

Kommt Blödelei, z.B. über »Male-Bonding-Frisbee« (R, S. 57, 108), hier an ihre Grenze, oszilliert die Anspielung auf das gewöhnliche Ziel transsexueller Autobiographik – »Ich will ich selbst werden« (R, S. 12) – zwischen pathetischem Statement und ironischem Zitat, auch im Sinne einer selbstreflexiven Genre- und Gattungsironie. Paul de Man hält das Autobiographische weder für einen ›Pakt‹, nämlich die in der Signatur quasi-juridisch garantierte Identität zwischen Autor, Erzähler und Hauptfigur, noch für einen Sprechakt, sondern für eine »Lese- oder Verstehensfi-

gur«[80], die alle Texte betrifft in der ihnen immanenten Dialektik von ›Figuration und Defiguration‹. Ist das autobiographische ›Maskenspiel‹ ein ›defacement‹, dann deswegen, weil seine Stimm- und Gesichtsgebung (Prosopopoiie) sich selber zum Verschwinden bringt. Die doppelte Lesbarkeit zwischen Fakt und Fiktion beruht auf der Spannung zwischen »Redefigur« und »Referenzobjekt«[81], ihrer ambigen Unentscheidbarkeit, die die Unmöglichkeit totalisierender Schließung bedingt. Dass die »Sprache […] als Trope immer privativ« ist, werde seitens des Subjekts als Verlust erlebt, im Verweis auf die menschliche Endlichkeit, die jede Autobiographie missglücken lasse.

> »Tod ist ein verdrängter Name für ein sprachliches Dilemma, und die Wiederherstellung der Sterblichkeit durch die Autobiographie (die Prosopopoiie der Stimme und des Namens) beraubt und entstellt genau in dem Maße, wie sie wiederherstellt. Die Autobiographie verschleiert und maskiert eine Entstellung des Geistes, die sie selbst verursacht.«[82]

Wenn es für Transsexuelle kein »Jenseits des Anspruchs, keinen Anderen« gibt, entspräche das Genießen ihres Symptoms, nämlich »Alles in Einem« zu sein, neoliberaler Entgrenzung durch »Entdifferenzierung«.[83] KlinikerInnen wie Patricia Gherovici stellen fest, »dass die körperliche Rekonstruktion oftmals nicht reicht, um den Körper zu *halten*«. Aber könnte kulturelle Diversifizierung des Geschlechtlichen als individuelles ›*Sinthom*‹ – ein Ausdruck, den sie dem gleichlautenden Wortspiel Lacans über die literarische Kreativität von James Joyce, jenes ›saint homme‹, entnimmt – eine »singuläre« Sublimierung bedeuten, die den fehlenden Zusammenhalt der Subjektstruktur kompensieren würde? Die Analytikerin meint, dass sich die »finale Transition in Form einer (Selbst-)Schöpfung« vollzöge, weil »es bei der Geschlechtstransition« wesentlich »mehr um Sterblichkeit« gehe als um »die Grenze zwischen Frau und Mann« und deshalb auch darum, »eine[r] lebbare[n] Verkörperung« zu finden angesichts der »Präsenz des Todes, die der Sexualität eingeschrieben«[84] sei. Insofern wäre es vielleicht nicht nur ein Zeichen narzisstischer Superiorisierung, wenn Transmänner ihr weibliches Privileg, als biologische Frauen Kinder gebären zu können, noch vor irreversiblen chirurgischen Eingriffen in die dafür

80 Paul de Man: Autobiographie als Maskenspiel (1979), in: Die Ideologie des Ästhetischen, Frankfurt a.M. 1993, 131–146, S. 134.

81 Ebenda, S. 133.

82 Ebenda, S. 145.

83 Marcel Czermak: Der Transsexualismus: Kleine Taschenklinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters, in: RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse, 91 (2019), S. 33f.

84 Patricia Gherovici: Lacans ›Gender Trouble‹: Henri und Michel H., in: ebenda, S. 55f.

zuständigen Organe, triumphierend für sich in Anspruch nehmen.[85] ›Last but not least‹ gibt es auch jene, die ihre unumkehrbare Transition bedauern.[86]

Literaturverzeichnis

Primär- und Sekundärliteratur

Alby, Jean-Marc: Contributions à l'étude du transsexualisme, Paris 1956.

Alby, Jean-Marc: Les fractures du transsexualisme, in: Ouvrage Collectif (Hg.), Sur l'identité sexuelle. À propos du transsexualisme, Paris 1996, S. 25–35.

Allen, Robert: But for the Grace, London 1954.

Bornstein, Kate: Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us. 2. Aufl., New York 1995.

Brauckmann, Jannik: Die Wirklichkeit transsexueller Männer. Mannwerden und heterosexuelle Partnerschaften von Frau-zu-Mann-Transsexuellen, Gießen 2002.

Brophy, Brigid: In Transit. A Trans-sexual Adventure. An heroic-cyclic novel, Harmondsworth (Middlesex) 1969.

Butler, Judith (1990): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M. 1991.

Castel, Pierre-Henri: La métamorphose impensable. Essai sur le transsexualisme et l'identité personnelle, Paris 2003.

Cowell, Roberta: Roberta Cowell's Story By Herself. With a Preface by Canon Millbourn, Melbourne u.a. 1954.

Czermak, Marcel: Der Transsexualismus: Kleine Taschenklinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters, in: RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse, 91 (2019), S. 31–43.

85 Vgl. das Interview von Eiken Bruhn mit dem ›Transmann‹ Daniel Masch unter dem Titel »Ich bin stolz, es geschafft zu haben«, der 2015 einen Sohn gebar und seine Brüste daher erst später entfernen ließ. Kinder zu bekommen, sei »ein großes Wunder«, »das viele cis Männer […] gerne erleben würden« (in: die tageszeitung vom 20.06.2021); https://tanz.de/Trans-Vater-ueber-seine-Schwangerschaft/!5777440/ (zuletzt 16.01.2022). Vgl. den Dokumentarfilm »Der schwangere Mann« über Freddy McConnell (GB 2019; Regie: Jeanie Finlay, 85 min.), der seine Hormonbehandlung unterbrach, um mithilfe künstlicher Besamung (durch eine Samenspende) einen Sohn zur Welt brachte (zuletzt ausgestrahlt auf arte, am 21.08.2023, 22h25-23h50).

86 Vgl. das ›EMMA‹-Dossier »Von Frau zu Mann zu Frau. Nele, Elie & Sam« (März 2020), in: Schwarzer und Louis (Hg.), Trans-Sexualität, S. 89–105; Birgit Schmidt: Aus Samantha wird Sam – doch das Glück bleibt auch im neuen Körper aus (Neue Zürcher Zeitung, 06.02.2021); https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-frau-die-kein-mann-mehr-sein-will-ein-transmann-bereut (zuletzt: 13.01.2022).

Dekker, Rudolf und Van de Pol, Lotte: Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte. Überarbeitete, erweiterte Neuausgabe von 1990, Berlin 2012.

De Man, Paul: Autobiographie als Maskenspiel (1979), in: Die Ideologie des Ästhetischen. Hg. von Christoph Menke, Frankfurt a.M. 1993, S. 131–147.

Devor, Holly: FTM. Female-to-Male Transsexuals in Society (1997). 2. Auflage, Bloomington und Indianapolis 1999.

Dillon, Michael: Self. A Study in Ethics and Endocrinology, London1946.

Dillon, Michael und [alias] Lobzang Jivaka [Pseudonym]: Out of the Ordinary. A Life of Gender and Spiritual Transitions. Edited and with an Introduction by Jacob Lau and Cameron Partridge. Foreword by Susan Stryker, New York 2017.

Elbe, Lili [i.e. Einar Wegener]: Ein Mensch wechselt sein Geschlecht. Eine Lebensbeichte (1931). Aus hinterlassenen Papieren hg. von Niels Hoyer, Dresden 1932.

Ellis, Havelock: Eonism and other supplementary studies, in: The Psychology of Sex, Bd. VII, Philadelphia 1928.

Ewers, Hanns Heinz: Fundvogel. Die Geschichte einer Wandlung, Berlin 1929.

Fink, Felix [pseud.]: Sein und Nichtsein. Erlebnisse eines Frau-zu-Mann-Transsexuellen, Norderstedt 2001.

Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, Frankfurt a.M. 1983.

Freud, Sigmund: Hemmung, Symptom und Angst (1926), in: Anna Freud u.a. (Hg.): Sigm. Freud. Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet, XIV. Bd., Frankfurt a.M. 1999, S. 111–207.

Garber, Marjorie: Vested Interests. Cross-dressing & Cultural Anxiety, New York und London 1992.

Gherovici, Patricia: Lacans Gender Trouble: Henri und Michel H., in: RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse, 91 (2019), S. 43–59.

Gillies, Sir Harold und Millard, Ralph D.: The Principles and Art of Plastic Surgery, Bd. II, Boston 1957.

Graille, Patrick: Les Hermaphrodites aux XVIIe et XVIIIe siècles, Paris 2001.

Hansmann, Kai-Wolfgang: Als Mann endlich glücklich. Bericht eines Transsexuellen, Hamburg 1996.

Harris, Joseph: Hidden Agendas. Cross-Dressing in 17th Century France, Tübingen 2005.

Hausman, Bernice L.: Changing Sex. Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender. 2. Auflage, Durham und London 1999.

Hekma, Gert: ›A Female Soul in a Male Body‹: Sexual Inversion in Nineteenth-Century Sexology, in: Gilbert Herdt (Hg.), Third Sex, Third Gender. Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History, New York 1994, S. 213–241.

Hodgkinson, Liz: Michael née Laura. The Story of the World's First Female-to-Male Transsexual, London 1989.

Holdenried, Michaela: Autobiographie, Stuttgart 2000.
Kennedy, Pagan: The First Man-Made Man. The Story of Two Sex Changes, One Love Affair, and a Twentieth-Century Medical Revolution, New York 2007.
Klöppel, Ulrike: XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin, Bielefeld 2010.
Krafft-Ebing, Richard von: Psychopathia sexualis [nach der 14. Aufl. von 1912], München 1984.
Lacan, Jacques: Die Bedeutung des Phallus (1966), in: Schriften II, Olten und Freiburg i.Br. 1975, S. 119–133.
Lacan, Jacques: Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht, in: ebenda, S. 61–119.
Lacan, Jacques: Das Seminar. Buch XI. 1964. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Hg. von Jacques-Alain Miller. Olten und Freiburg i.Br. 1980.
Lacan, Jacques: Le Séminaire. Livre XVIII. 1971. D'un discours qui ne serait pas du semblant. Texte établi par Jacques-Alain Miller, Paris 2006.
Lacan, Jacques: Le Séminaire. Livre XX. 1972/1973. Encore. Hg. von Jacques-Alain Miller, Paris 1975.
Lejeune, Philippe: Le pacte autobiographique, Paris 1975.
Lindemann, Gesa: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl, Frankfurt a.M. 1993.
Link-Heer, Ursula: Prousts ›À la recherche du temps perdu‹ und die Form der Autobiographie, Amsterdam 1988.
Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1998.
Lothstein, Leslie M.: Female-to-Male-Transsexualism, Boston u.a. 1983.
Martino, Mario (with Harriet): Emergence. A Transsexual Autobiography, New York 1977.
Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz, Frankfurt a.M. 1995.
Meyerowitz, Joanne: How Sex Changed. A History of Transsexuality in the United States. 2. Auflage, Cambridge (Mass.) und London 2004.
Millot, Catherine: Horsexe. Essai sur le transsexualisme, Paris 1983.
Morel, Geneviève: Ambiguïtés sexuelles. Sexuation et psychose. 2. Auflage, Paris 2004.
Mühsam, Richard: Chirurgische Eingriffe bei Anomalien des Sexuallebens, in: Die Therapie der Gegenwart, 67 (1926), S. 451–155.
Peters, Katrin: Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900, Zürich 2010.
Pfäfflin, Friedemann: Autobiografien, Biografien und Filme über Geschlechtswechsel, in: Lessenich, Jean: Die transzendierte Frau. Eine Autobiografie, Gießen 2012, S. 199–219.

Prosser, Jay: Second Skins. The Body Narratives of Transsexuality, New York 1998.
Rees, Mark: Dear Sir or Madam. The autobiography of a female-to-male-transsexual, London und New York 1996
Richards, Renée (with John Aymes): Second Serve, New York 1983.
Robinet, Jayrôme C.: Mein Weg von einer weissen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund, Berlin 2019.
Runte, Annette: Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität, München 1996.
Runte, Annette: Das Geschlecht der Engel. Zur Theorie des Transsexualismus in der Lacan-Schule, in: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 30, 9 (1985), S. 830–862.
Runte, Annette: ›Die Frau ohne Eigenschaften‹ oder Niklas Luhmanns systemtheoretische Beobachtung der Geschlechterdifferenz, in: Gesa Lindemann und Theresa Wobbe (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht, Frankfurt a.M. 1994, S. 297–326.
Runte, Annette: Biographie als Pathographie. Lebens- und Fallgeschichten zum Geschlechtswechsel, in: Bernhard Fetz und Hannes Schweiger (Hg.), Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit, Wien 2006, S. 128–142.
Runte, Annette: Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne Topografien geschlechtlicher Devianz und ihre ›trans-sexuelle‹ Normalisierung, in: Katrin Peters und Andrea Seier (Hg.): Gender & Medien – Reader, Zürich und Berlin 2016, S. 475–503.
Runte, Annette und Werth, Eva (Hg.): Feminisierung der Kultur? Krisen der Männlichkeit und weibliche Avantgarden/Féminisation de la civilisation? Crises de la masculinité et avant-gardes féminines, Würzburg 2006.
Schwarzer, Alice und Louis, Chantal (Hg.): Trans-Sexualität. Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? Eine Streitschrift, Köln 2022.
Seifert, Edith: ›Was will das Weib‹? Zu Begehren und Lust bei Freud und Lacan, Weinheim und Berlin 1987.
Steidele, Angela: In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Lagrantius Rosenstengl, hingerichtet 1721. Biographie und Dokumentation, Köln u.a. 2004.
Steinberg, Sylvie: La confusion des sexes. Le travestissement de la Renaissance à la Révolution, Paris 2001.
Stoller, Robert: The Transsexual Experiment, London 1975.
Ulrichs, Karl Heinrich: Memnon. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Eine naturwissenschaftliche Darstellung. Körperlich-seelischer Hermaphroditismus. Anima muliebris virili corpore inclusa. 7. Schrift. Abtlg.I, Schleiz 1869.
Van Oosterwyck, Daniel: Elle…Il. Danielle – sexe masculin, Brüssel 1975.
Wagner-Egelhaaf, Martina: Autobiographie, Stuttgart und Weimar 2000.

Watanabe-O'Kelly, Helen: Beauty or Beast? The Woman Warrior in the German Imagination from Renaissance to the Present, Oxford 2010.
Weber, Samuel M.: Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Entstellung der Psychoanalyse, Frankfurt a.M. u.a. 1978.
Weelwright, Julie: Amazons and Military Maids. Women Who Dressed as Men in the Pursuit of Life, Liberty and Happiness, London u.a. 1990.
Westphal, Carl von: Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 2 (1870), S. 73–108.

Zeitungsartikel

Liz Hodgkinson: Interview with transsexual Roberta (Betty) Cowell, in: Sunday Times vom 12.03.1972 (updated 23–10-2015).
Die falsche Ermutigung? Jugendliche sollen künftig leichter ihren Geschlechtseintrag ändern können. Ist das ein überfälliger Schritt für die Rechte von Transsexuellen – oder einer in die falsche Richtung? Eine Transfrau und ein Transmann sind da verschiedener Meinung (Rubrik: ›Streit‹), in: Die Zeit, Nr. 16 (13.04.2023), S. 12f.
Birgit Schmidt: Aus Samantha wird Sam – doch das Glück bleibt auch im neuen Körper aus, in: Neue Zürcher Zeitung (vom 06.02.2021) https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-frau-die-kein-mann-mehr-sein-will-ein-transmann-bereut (letzter Zugriff: 13.01.2022).

Webtexte (Online-Ressourcen)

Cowell, Alan: Overlooked No More: Roberta Cowell, Trans Trailblazer, Pilot and Auto Racer. In: The New York Times (05.06.2020), https://www.nytimes.com/2020/06/05/obituaries/roberta-cowell-overlooked.html (letzter Zugriff: 26.12.2021).
Eiken Bruhn: Trans Vater über seine Schwangerschaft: Ich bin stolz, es geschafft zu haben, in: Die Tageszeitung vom 20.06.2021; https://taz.de/Trans-Vater-ueber-seine-Schwangerschaft/!5777440/ (letzter Zugriff: 16.01.2022).
Hodgkinson, Liz: My sex change Spitfire pilot father disowned us after Britain's first ever gender reassignment surgery. [Fernseh-Interview mit Cowells ältester Tochter Diana vom 23.10.2015, BBC, Channel 4].

Das erwartete Andere und das beobachtete Eigene

Mediale Sichtbarkeitsordnungen von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in der westdeutschen Printberichterstattung um 1968

Max Keilhau

Einleitung

Im Jahr 1968 publizierte die *Neue Revue* unter dem plakativen Titel *Befreit vom falschen Geschlecht* eine Artikelserie,[1] die sich, von einem aufklärerischen Impetus bewegt, eingehend mit Trans- und Intergeschlechtlichkeit beschäftigte.[2] Hans Herlin eröffnete die Reihe mit einem Beitrag, der das programmatische Anliegen formulierte und die Abwesenheit bekannter Sportlerinnen bei den Olympischen Sommerspielen 1968 in Mexiko zum Anlass nahm, um sich in dieser ersten Ausgabe überwiegend der Diskussion von Intergeschlechtlichkeit zu widmen:[3]

> »Was haben sie zu verbergen? Sie sind – biologisch gesehen – keine echten Frauen und gehören zu den sieben Millionen auf der Welt, die nicht wissen, ob sie Mann oder Frau sind. Allein in der Bundesrepublik gibt es über 100 000 Menschen, die einem falschen Geschlecht angehören. Was sind ihre Ängste? Was sind

1 Vgl. dazu die erste Ausgabe dieser Artikelserie: Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Frau – dann Mann, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 52–56.

2 Vgl. zum Verhältnis von einer aufklärerischen Haltung und der Vermarktung von ›Sex‹ in Illustrierten: Franz X. Eder: Die lange Geschichte der »Sexuellen Revolution« in Westdeuschland (1950er bis 1980er Jahre), in: ders.u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 39.

3 Schon zu Beginn des Jahres hatte sich Jo Viellvoye in der Sportillustrierten anlässlich der Olympischen Winterspiele in Grenoble zum Thema geäußert: vgl. Stefan Wiederkehr: »Unsere Mädchen sind alle einwandfrei«. Die Klobukowska-Affäre von 1967 in der zeitgenössischen Presse (Polen, BRD, Schweiz), in: Arié Malz, Stefan Rohdewald, Stefan Wiederkehr (Hg.): Sport zwischen Ost und West. Beiträge zur Sportgeschichte Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, Osnabrück 2007, S. 277-279.

> ihre Wünsche? Darüber und über die Möglichkeiten der modernen Medizin, diesen Unglücklichen zu helfen, berichtet NEUE REVUE in dieser Serie«[4]

Das Bestreben, den Verbreitungsgrad und das Vorkommen bestimmter Phänomene quantitativ zu ermitteln – die Orientierung an Statistiken und an einer Verdatung der Sexualität prägten die um einen wissenschaftlichen Anschein bemühten Printmedien –, verweist in Verbindung mit Fragen nach den Emotionen und dem Begehren des Individuums paradigmatisch auf die konzeptionelle und thematische Ausrichtung von Illustrierten, die mit der Rezeption der Kinsey-Reporte ihren Ausgang nahm und sich in den 1960er und 1970er Jahren weiter fortsetzen sollte.[5] Mit der Diskussion von Trans- und Intergeschlechtlichkeit führte Herlin ein Thema ein, das anschlussfähige Semantiken versprach. Das zeigt sich nicht zuletzt durch den Verweis auf »die Möglichkeiten der modernen Medizin«[6], denen in der Artikelreihe ein hoher Stellenwert beigemessen wurde. Es deutet sich an, dass trans und inter Menschen als Embleme eines sich weitenden und gleichsam medial in Szene gesetzten Möglichkeitsraums funktionalisiert wurden. Anders gesagt: Konnten Menschen sogar aus »einem falschen Geschlecht«[7] befreit werden, war das der schlagende Beweis für ein modernes Leben, das die Illustrierte zu verkaufen suchte. Die Kooperation von Medien und Medizin mündete dabei in der Verkündung eines Fortschritts, der am behandelbaren Körper zeig- und sichtbar wurde.

Die *Neue Revue* zählte mit ihrer Millionenauflage neben *Quick*, *Stern* und *Bunte* zu den vier großen Illustrierten in der durch Wachstums- und Konzentrationsprozesse geprägten westdeutschen Medienlandschaft.[8] Im Besitz des Heinrich Bauer Verlags

---

4 Herlin: Befreit, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 52.

5 Vgl. Peter-Paul Bänziger u.a.: Sexuelle Revolution? Zur Sexualitätsgeschichte seit den 1960er Jahren im deutschsprachigen Raum, in: ders.u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 13–14; Moritz Liebeknecht: Wissen über Sex. Die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung im Spannungsfeld westdeutscher Wandlungsprozesse, Göttingen 2020, S. 116; vgl. zur zunehmend permissiven Haltung von Illustrierten gegenüber Sexualität: Uwe Hartung u. Elmar Schlüter: Die Darstellung von Sexualmoral in den Illustrierten Stern und Bunte 1962 bis 1977, in: Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung, 35 (1990) H. 3, S. 309, 320.

6 Herlin, Befreit, Nr. 42, S. 52.

7 Ebenda.

8 Vgl. Frank Becker: Transgender und Boulevardmagazine. Eine Reportage in der westdeutschen Quick von 1970, in: Oliver Scheiding u. Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 486; Andreas Vogel: Der Trend zur Segmentierung geht dem Ende zu – die Publikumspresse gestern, heute, morgen, in: Mike Friedrichsen u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin, Heidelberg, New York 2007, S. 52–54; Sybille Steinbacher: Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik, München 2011, S. 304; Christina von Hodenberg: Kon-

war sie Teil des Portfolios eines expandierenden Medienkonzerns, der seine Marktmacht durch den Zukauf von Titeln sukzessive ausweitete.[9] Ähnliche Entwicklungen zeigten sich bei Springer, Burda und Gruner + Jahr, die zusammen mit dem Bauer-Verlag das Zeitschriftenangebot dominierten.[10] Auch die Konkurrenzblätter der *Neuen Revue* druckten in den späten 1960er und in den frühen 1970er Jahren Artikel, die sich mit Fragen der Geschlechtsidentität und ›un-eindeutigen‹ Körpern auseinandersetzten. Während in anderen Printmedien, allen voran den Zeitungen, oft der Sport als wichtiges Handlungs- und Wissensfeld in den Mittelpunkt der Berichterstattung rückte und Bezugnahmen auf Intergeschlechtlichkeit erfolgten,[11] stand die Trias aus Medizin, Recht und Popkultur in den Illustrierten im Zentrum der Auseinandersetzung mit Transgeschlechtlichkeit. Diese Wissens- und Handlungsfelder stellten zur Einordnung von geschlechterambigen Phänomenen dienliche Kategorien bereit, auf die sich die medialen Beobachtungsinstanzen berufen konnten. Zwar rekurrierte man zur weiteren Unterscheidung von Geschlechtszugehörigkeiten auch auf Definitionen und Erklärungsmuster, die auf Intergeschlechtlichkeit Bezug nahmen, aber das Referenzsystem des Sports hatte im Vergleich zur Zeitungsberichterstattung um 1970 eine (etwas) geringere Relevanz. Die Illustrierten interessierten sich im Hinblick auf Trans- und Intergeschlechtlichkeit außer in Zeiten sportlicher Großveranstaltungen wie den Olympischen Spielen vornehmlich für

---

sens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973, Göttingen 2006, S. 89–90.

9 Vgl. Jutta Popp: Bauer Verlag, in: Hans-Bredow-Institut (Hg.): Medien von A bis Z, Wiesbaden 2006, S. 44–47; Sabine Hilgenstock: Die Geschichte der BUNTEN (1948–1988). Die Entwicklung einer illustrierten Wochenzeitschrift mit einer Chronik dieser Zeitschriftengattung, Frankfurt a.M. u.a. 1993, S. 104.

10 Vgl. Hilgenstock: Die Geschichte der BUNTEN (1948–1988), S. 103–105.

11 Vgl. Frank Becker: Im Zwischenraum der Geschlechter. Geschlechtliche Ambiguität im Mediendiskurs der Bundesrepublik, in: Unikate. Berichte aus Forschung und Lehre, 58 (2022), S. 8–17; Stefan Wiederkehr thematisiert neben Zeitungsartikeln auch die Berichterstattung in der Sportillustrierten: Wiederkehr: »Unsere Mädchen sind alle einwandfrei«, S. 275–279; ders.: »Mit zweifelsfreier Sicherheit… keine Frau«. Geschlechtertests im Spitzensport zwischen medizinischer Expertise und Technikeuphorie der Funktionäre, in: Technikgeschichte, 75 (2008) H. 3, vor allem S. 255, 259–262; ders.: Die Furcht vor dem sowjetischen Mannweib. Die Einführung von Geschlechtertest bei Olympischen Spielen im Kalten Krieg, in: Marion Müller u. Christian Steuerwald (Hg.): »Gender«, »Race« und »Disability« im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya, Bielefeld 2017, vor allem S. 52–59; vgl. dazu exemplarisch für die Zeitungsberichterstattung: Adolf Metzner, Nicht alle Sportlerinnen sind Frauen. Ein Symposium des Deutschen Sportärztebundes über Intersexualität, in: Die Zeit, 24.11.1967, Nr. 47, S. 47; Adolf Metzner, Ärger mit den Frauen. Sind die Ärzte an allem schuld?, in: Die Zeit, 22.03.1968, Nr. 12, S. 44.

den medizinischen Fortschritt, Reformen des Rechts und für Stars und Ikonen der Popkultur wie Romy Haag oder Amanda Lear.[12]

Vorausgegangen war dem eine sich seit Beginn der 1960er Jahre zunehmend etablierende und nicht unwichtige Periode, in der unter anderem *Neue Revue*, *Quick* und *Jasmin* ein Forum für Aufklärungsreportagen anboten, als deren prominentester Verfasser Oswalt Kolle zu großer medialer Aufmerksamkeit kam.[13] Diese zeichneten sich durch eine Öffnung gegenüber Themen wie der Gestaltung von Paarbeziehungen und der Intimsphäre aus.[14] Eine wachsende Freizügigkeit charakterisierte die Darstellungen in den Zeitschriften, die den Sex zum wichtigen Gegenstand erklärten.[15] Die Verbindung von sexualwissenschaftlichen Beschreibungen mit der Proklamation einer befreiten Sexualität und dem Versprechen auf ein glücklichen Liebesleben fand ihr Korrelat auch in der Arbeit von Beate Uhse, die neben Oswalt Kolle als Unternehmerin jenes medial vermarktete Programm für sich zu nutzen wusste.[16] Die Hoffnung auf eine Zurückdrängung von Sittlichkeitsnormen – zumal sich damit eine in der westdeutschen Öffentlichkeit zunehmend lauter artikulierte Forderung nach einer konkreten Revision jener Normvorgaben verband –[17] prägte die Inhalte der veröffentlichten Beiträge.[18] Printmedien und Sexualwissenschaften, die in diesem Zeitraum um einer Aufklärungsagenda willen miteinander koalierten,[19] befruchteten sich wechselseitig, indem sie im Zeichen eines Wertewandels den Chor einer Befreiungsrhetorik anstimmten.[20] Sexualität avancierte in diesem Zusammenhang zum zentralen Aushandlungsfeld von Debat-

12 Mit Ausnahme der Sportillustrierten, die den Sport zum Kerngegenstand ihrer Berichterstattung erklärte und sich deshalb wiederholt dem Thema Intergeschlechtlichkeit widmete: vgl. Wiederkehr: »Unsere Mädchen sind alle einwandfrei«, vor allem S. 277–279.

13 Vgl. Christina von Hodenberg: Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte, München 2018, S. 161–162; Eder: Die lange Geschichte, S. 39; Steinbacher: Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 329–331.

14 Vgl. Liebeknecht: Wissen über Sex, S. 117; Steinbacher: Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 329.

15 Vgl. Steinbacher: Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 305.

16 Ebenda, S. 245, 346.

17 Vgl. Sybille Buske: Die Debatte über »Unehelichkeit«, in: Ulrich Herbert (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 – 1980, Göttingen 2002, S. 345–346.

18 Vgl. Hartung u. Schlüter: Die Darstellung von Sexualmoral, S. 305–309; Liebeknecht: Wissen über Sex, S. 243–244.

19 Moritz Liebeknecht geht davon aus, dass diese enge Zusammenarbeit mit dem Tod von Hans Giese im Sommer 1970 besiegelt wurde: vgl. Liebeknecht: Wissen über Sex, S. 270.

20 Ebenda, S. 14–15, 243. Gleichzeitig blickte die Sexualwissenschaft kritisch auf Entwicklungen einer medialen ›Sexwelle‹, weil zur Debatte stand, ob damit eine Befreiung oder neue Repressionen verbunden waren: Ebenda, S. 232.

ten über die Entwicklungen und Effekte der (kulturellen) Hochmoderne.[21] In den 1960er Jahren charakterisierte die westdeutsche Printberichterstattung darüber hinaus eine zunehmende Politisierung, die mit einer kritischen Haltung gegenüber dem Regierungshandeln korrespondierte.[22] So fragten die Illustrierten nach den (ausbleibenden) Reaktionen des Staates auf den in ihren Texten konstatierten gesellschaftlichen Wandel und übten neben *Spiegel*, *Zeit* und *Süddeutscher Zeitung* Zeitkritik.[23] Defizite erkannten sie vor allem im Hinblick auf die Rechtsprechung, die sich im Umgang mit Transgeschlechtlichkeit überfordert zeige.[24] So sprach die *Neue Revue* in demonstrativer Abgrenzung von »einer mittelalterlich anmutenden Rechtsprechung«[25]. Diese Kritik berührte nicht zuletzt das Selbstverständnis der Bundesrepublik, die sich als demokratischer und liberaler Rechtsstaat definierte.[26]

Par excellence repräsentiert die *Neue Revue* jene populären Publikumszeitschriften, die in den 1960er Jahren Leser*innen zu gewinnen suchten, indem sie Teilhabe an neuen medizinischen und wissenschaftlichen Erkenntnissen, schließlich an einem modernen Leben versprachen. Die zu Beginn noch zögerliche Infragestellung von Annahmen über die Unveränderlichkeit des Geschlechts adressierte die Illustrierte in ihrer Artikelserie und reihte sie in ihr mediales Programm, das sich an Sichtbarkeitslogiken orientierte, ein.[27] En détail klärte sie ihre Leser*innen über Fragen zur Geschlechtszugehörigkeit auf und nutzte eine triadische Struktur aus Körper, (innerer) Biologie und Seelenleben zur weiteren Plausibilisierung von geschlechterambigen Phänomenen, mit der Vorstellungen eines Natur-Kultur-

21 Vgl. Steinbacher: Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 18.

22 Vgl. Hodenberg: Konsens und Krise, S. 95, 362; dies.: Die Journalisten und der Aufbruch zur kritischen Öffentlichkeit, in: Ulrich Herbert (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 – 1980, Göttingen 2002, S. 311.

23 Vgl. zum Begriff der »Zeitkritik«: Hodenberg: Die Journalisten und der Aufbruch, S. 309; Ulrich Herbert: Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002, S. 28.

24 Handelt es sich hierbei um eine Einschätzung und Bewertung der medialen Beobachtungsinstanzen, stellte der Umgang mit Transgeschlechtlichkeit die Justiz tatsächlich vor Probleme. Die unterschiedlichen Instanzenebenen fällten deutlich voneinander abweichende Urteile: vgl. Maria Sabine Augstein: Ein Abgeordneter kämpft für eine Minderheit. Dr. Claus Arndt und das Transsexuellengesetz, in: Annemarie Renger, Carola Stern, Herta Däubler-Gmelin (Hg.): Festschrift für Claus Arndt zum 60. Geburtstag, Heidelberg 1987, S. 1–4.

25 o.V., Befreit vom falschen Geschlecht. Geschlechtsumwandlung in Deutschland. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55.

26 Vgl. Kim Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«? Die Diskussion des Transsexuellengesetzes in der Presse und in Petitionen an den Bundestag zwischen 1975 und 1982, in: Invertito – Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten, 17 (2015), S. 95.

27 Die Artikelreihe in der Neuen Revue griff diese Infragestellung der Unveränderlichkeit des Geschlechts damit früher auf, als es die Rechtsprechung tat: vgl. Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«?, S. 69.

Dualismus verknüpft wurden.[28] Die Grenzen zwischen Trans- und Intergeschlechtlichkeit blieben zu diesem Zeitpunkt noch unscharf.[29] Transsexualität konnte auch in der medizinischen und sexualwissenschaftlichen Forschung der 1960er Jahre als Variante von Intersexualität subsumiert werden.[30] Die Unschärfen in den Beobachtungen von Trans- und Intergeschlechtlichkeit resultierten damit sowohl aus den medienspezifischen Unterscheidungsmechanismen als auch aus den in Teilen (noch) unklaren Kategorien und Erklärungsmustern der Sexualwissenschaften. Insgesamt richtete sich die Berichterstattung der *Neuen Revue* an eine an ›nonkonformen‹ Geschlechterrepräsentationen interessierte westdeutsche Öffentlichkeit, die sich in der Rezeption liberaler Aufklärungsbemühungen selbst bestätigt sah. Die veröffentlichten Artikel können demnach auch als Ausdruck, Teil der westlichen Welt zu sein, verstanden werden.

Yener Bayramoğlu zeigt in einer diskurs- und queertheoretisch angelegten Arbeit, die sich in historischer Perspektive mit medialen Repräsentationen von gleichgeschlechtlichem Begehren, sexueller Orientierung und Transgeschlechtlichkeit im deutschen und türkischen Boulevardjournalismus beschäftigt, dass »Momente der queeren Bedeutungsproduktion«[31] in Situationen der Irritation von tradierten Geschlechterkategorien prinzipiell möglich waren, wenn auch Strategien einer ausgrenzenden Abwertung von Individuen in der Printberichterstattung prägend geblieben seien.[32] Das lenkt den Blick auf Leerstellen und Fehler in hegemonialen Sinnverarbeitungsprozessen: Die medialen Beobachtungsinstanzen bedienten sich heterogener Argumente und brachten in ihrem Bemühen um eine Kategorisierung von Personen Widersprüche hervor. Es war noch nicht per se festgelegt, welchen gesellschaftlichen Bewertungen Trans- und Intergeschlechtlichkeit unterlagen. Austin H. Johnson, Kim Trau und Andre Cavalcante weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass durch die Medienberichterstattung Konzepte von Transnormativität etabliert und bestimmte Idealtypen – westdeutsche trans Personen sollten oftmals den Beweis für ihren bürgerlichen Lebensstil antreten –

28 Vgl. zur Bedeutung von Transgeschlechtlichkeit im Verhältnis zum Natur-Kultur-Dualismus: Julia Reuter: Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit, Bielefeld 2011, S. 134, 136–137.

29 Auch die Illustrierte Quick blieb in ihrer Berichterstattung zu Beginn der 1970er Jahre über Zuordnungen, die sich auf Inter- und Transgeschlechtlichkeit bezogen, irritiert: vgl. Becker: Transgender und Boulevardmagazine, S. 488.

30 Vgl. Ulrike Klöppel: XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität, Bielefeld 2010, S. 573–574.

31 Yener Bayramoğlu: Queere (Un-)Sichtbarkeiten. Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse, Bielefeld 2018, S. 109.

32 Vgl. ebenda, S. 99–100, 109.

entworfen wurden.[33] Trans Menschen hatten spezifischen Anforderungen, die sich später auch in rechtlichen Kodifikationen wie dem TSG manifestieren sollten, zu genügen.[34]

Das Hervorbringen trans- und internormativer Subjekte im Rahmen einer größeren Sichtbarkeit initiierte zugleich den Ausschluss von Personen, die solche medialen, rechtlichen oder medizinischen Standards nicht erfüllen konnten oder wollten.[35] Auf diese Ambivalenzen von Sichtbarkeit, die mit Kontroll- und Disziplinierungsmechanismen verschränkt ist, hat Johanna Schaffer hingewiesen.[36] Exemplarisch lässt sich das auch an Strategien einer Heterosexualisierung von trans Menschen nachvollziehen, die das Begehren normkonform zu kodieren suchten, oder an der Fokussierung auf operative Eingriffe als wichtiges Element von medizinischen Behandlungsroutinen.[37] So wurden trans Personen einerseits der medialen Definitionsmacht unterworfen. Andererseits konnten sie sich in Situationen der Interferenz mit ihren Anliegen und Positionen zur Sprache bringen. Inter Personen hingegen wurde in den späten 1960er Jahren nur höchst selten die Möglichkeit eingeräumt, sich zu äußern. Die Arbeiten von Stefan Wiederkehr akzentuieren, dass sie die Einführung von Geschlechtertests im Sport über einen langen Zeitraum diskriminierte.[38] Durch Sportfunktionäre und eine Medienberichterstattung, die im Zeichen des Ost-West-Konflikts stand, seien sie zu Repräsentant*innen von Manipulationsversuchen im Sport herabgewürdigt worden.[39] Diese Tendenz deutet sich auch in der Frage des obigen Zitats: »Was haben sie zu verbergen?«[40] an, die jene

33 Vgl. zum Konzept der Transnormativität im Zusammenhang zur Medienberichterstattung: Austin H. Johnson: Transnormativity. A New Concept and Its Validation through Documentary Film About Transgender Men*, in: Sociological Inquiry, 86 (2016) H. 4, S. 465–491; Andre Cavalcante: Struggling for Ordinary. Media and Transgender Belonging in Everyday Life, New York 2018, S. 64–65; Im Hinblick auf die westdeutsche Medienberichterstattung: Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«?, S. 74, 80, 96–97.

34 Vgl. Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«?, S. 97.

35 Vgl. Cavalcante: Struggling for Ordinary, S. 64–65.

36 Vgl. Johanna Schaffer: Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung, Bielefeld 2008, S. 52.

37 Vgl. zur Heterosexualisierung durch die Sexualwissenschaften: Adrian de Silva: Im Spannungsfeld von Pathologisierung und Kampf um rechtliche Anerkennung. Entwicklungen der sexualwissenschaftlichen und rechtlichen Debatten zu Transsexualität und deren Verschränkungen in der Bundesrepublik Deutschland (1960er Jahre bis 1980), in: Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Fachbereich LSBTI (Hg.): Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980, Berlin 2018, S. 70; vgl. zum medialen Fokus auf operative Eingriffe: Cavalcante: Struggling for Ordinary, S. 65.

38 Vgl. Stefan Wiederkehr: Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport, in: Feministische Studien, 30 (2012) H. 1, S. 36.

39 Vgl. Wiederkehr: »Unsere Mädchen sind alle einwandfrei«, S. 276–279; ders.: Die Furcht vor dem sowjetischen Mannweib, S. 53–55, 59, 64.

40 Herlin: Befreit, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, 52.

Unterstellung des willentlichen Verschleierns eines anderen Geschlechts apostrophiert.

Diese Vorarbeiten und Hinweise berücksichtigend fragt der Beitrag nach den (hegemonialen) Beobachtungsmechanismen, den eingezogenen Geschlechterunterscheidungen und nach den Sichtbarkeitsordnungen von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in der westdeutschen Printberichterstattung. In diesem Zusammenhang sollen die originären Anschlusskommunikationen, die sich in medialen Aushandlungsprozessen über geschlechterambige Phänomene ausbildeten, herausgearbeitet werden. Dabei gilt das Interesse auch den von der *Neuen Revue* etablierten Semantiken und den mit der Diskussion verknüpften Funktionen, die über die konkreten Inhalte hinausweisen. Gleichsam sollen transnormative Kodierungen, die in der Berichterstattung eingeführt und (re-)produziert wurden und der Ordnungsbildung in (hegemonialen) Sinnverarbeitungsprozessen dienten, bestimmt werden. Zielsetzung ist es, einen Beitrag zu einer Queeren Zeitgeschichte der Bundesrepublik zu leisten, der Perspektiven auf eine lange Tradition der Medienberichterstattung über Trans- und Intergeschlechtlichkeit eröffnet.

Die Berichterstattung über Trans- und Intergeschlechtlichkeit in der *Neuen Revue*

Die Veröffentlichung in der *Neuen Revue* markiert eine Zäsur in der westdeutschen Medienberichterstattung. Ein vormals wenig beachtetes Thema erreichte (nicht nur) dank ihrer Berichterstattung fortan ein großes Publikum. Anders als in den 1950er Jahren – die Transition von Christine Jorgensen in Dänemark veranlasste die westdeutsche Presseberichterstattung schon einmal zu Debatten über Transgeschlechtlichkeit und ging mit einer Infragestellung ihrer Geschlechtsidentität einher –[41] spielte in den späten 1960er Jahren und in den 1970er Jahren der Blick auf die Bundesrepublik im Umgang mit trans Menschen eine zentrale Rolle, während

41 Vgl. Sabine Meyer: »Wie Lili zu einem richtigen Mädchen wurde«. Lili Elbe: Zur Konstruktion von Geschlecht und Identität zwischen Medialisierung, Regulierung und Subjektivierung, Bielefeld 2015, S. 13–14; dies.: Kämpfe um Respekt und Anerkennung. Zur Geschichte transgeschlechtlichen Lebens in den westlichen Besatzungszonen und der BRD zwischen 1945 und 1980, in: Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Fachbereich LSBTI (Hg.): Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980, Berlin 2018, S. 34; vgl. zur Rezeption in der US-amerikanischen Presse: Joanne J. Meyerowitz: How Sex Changed. A History of Transsexuality in the United States, Cambridge Mass., London 2002, S. 1–4, 52–53, 61, 98–101, 170, 184; vgl. zur Bedeutung der Geschlechtstransition von Christine Jorgensen für die Ausarbeitung des Konzeptes der Transsexualität: Josch Hoenes: Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken, Bielefeld 2014, S. 71.

inter Menschen im Vergleich seltener in den Fokus rückten. Vor dem Hintergrund eines binären Geschlechtermodells akzentuierte die Illustrierte das Fehlen adäquater Bearbeitungsroutinen in Westdeutschland. Für Personen, die sich nicht mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizierten, fehlten, so lautete die medial gestellte und wichtige Diagnose, dem Staat passende Antworten.

Die Inszenierung ärztlicher Expertise und chirurgischer Fähigkeiten hatte in den Printmedien der 1960er Jahre große Popularität.[42] Großformatige Detailaufnahmen operativer Eingriffe illustrierten die Reportagen und sollten die Kunstfertigkeit der Chirurgen[43] visualisieren. Den Leser*innen wurde ein Einblick in die als exzeptionell inszenierte Arbeit der Operateure gewährt. Neue medizinische Errungenschaften, die – so der Tenor in den auflagenstarken Illustrierten – sich in der Entwicklung und Durchsetzung von wegweisenden Operationsmethoden und in der Einführung von neuen Medikamenten offenbaren sollten,[44] beförderten eine große Euphorie im Hinblick auf die Möglichkeiten medizinischer Eingriffe und ließen den Glauben an die Korrekturfähigkeiten durch operative Methoden und arzneiliche Therapien wachsen. Die umfassende Diskussion der von Christiaan Barnard durchgeführten Herztransplantationen, er avancierte in den 1960er Jahren zum internationalen Medienstar, ist ein prominentes und herausragendes Exempel für diese enge Verzahnung von medizinischem Fortschritt und medialer Inszenierung.[45] Ferner trug die zunehmende Visualisierung chirurgischer Eingriffe zu einer Normalisierung bei, die den Leser*innen das medizinische Handlungsrepertoire und Vokabular nahe brachte, indem der Ablauf von Operationen ins Bild gesetzt

42 Vgl. Susan E. Lederer: Surgery and Popular Culture: Situating the Surgeon and the Surgical Experience in Popular Media, in: Thomas Schlich (Hg.): The Palgrave Handbook of the History of Surgery, London 2018, S. 350.

43 Auf das Gendern wird in einigen Fällen verzichtet, weil erkennbar bleiben soll, dass beispielsweise Handlungsmaximen in der Medizin spezifischen – auch ›männlichen‹ – Prägungen unterlagen und unterliegen. Hinzu kommt, dass die Medienberichterstattung Bilder von Ärzten und Chirurgen entwarf, die mit zeitgenössischen Konzepten von Männlichkeit in Verbindung stehen.

44 Vgl. exemplarisch zur medialen Propagierung von Östrogen als ›Lifestylemedikament‹: Robert A Wilson, übersetzt von E. H. G. Lutz, Östrogen macht alle Frauen jung. Der Frauenarzt Dr. Robert A. Wilson berichtet über seine sensationelle Behandlungsmethode, in: Quick, 02.01.1966, Jg. 19 Nr. 1, S. 32–40; Robert A Wilson, übersetzt von E. H. G. Lutz, Östrogen macht alle Frauen jung, in: Quick, 09.01.1966, Jg. 19 Nr. 2, S. 52–56; Robert A Wilson, übersetzt von E. H. G. Lutz, Östrogen macht alle Frauen jung. Der Bericht über eine medizinische Sensation, in: Quick, 16.01.1966, Jg. 19 Nr. 3, S. 37–41; o.V., Östrogen hat uns geholfen, in: Quick, 17.07.1966, Jg. 19 Nr. 29, S. 32–38.

45 Vgl. Lederer: Surgery and Popular Culture, S. 353–354; vgl. zur Bedeutung der Medienberichterstattung im Hinblick auf den Eingriff der Herztransplantation: Ayesha Nathoo: Hearts Exposed. Transplants and the Media in 1960s Britain, Basingstoke 2009, S. 1–2, 57.

wurde.[46] Durchweg sprach die Medienberichterstattung der Medizin eine hohe Kompetenz bei der Beseitigung von körperlichen und psychischen ›Abweichungen‹ zu.[47] Sukzessive etablierte sich also seit den späten 1960er Jahren die Annahme, dass der Körper grundlegend veränderbar sei.[48] Im Zweifel, so propagierten es neben den redaktionellen Artikeln auch die flankierenden Werbeannoncen, könne auch die kosmetische Chirurgie zu Rate gezogen werden.[49] Körper und Geist ließen sich in den Augen der medialen Beobachtungsinstanzen, welche die Haltung eines ausgeprägten medizinischen Fortschrittsoptimismus übernahmen,[50] umfangreich optimieren. Neben der Anpreisung von (hormonellen) Verjüngungskuren, der Einführung von Kontrazeptiva für Frauen – die Pille für den Mann wurde in der Printberichterstattung parallel gleich mehrfach angekündigt –[51] oder der Diskussion von neuen Partnerschaftsmodellen gewannen nunmehr Berichte über geschlechtsanpassende Operationen zunehmend an Bedeutung, die mit einer kritischeren Perspektive auf staatliche Zuordnungen korrespondierten.[52] So bildete die Medizin in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren den zentralen Referenzpunkt für die Diskussion von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in der Artikelreihe der *Neuen Revue*.

---

46 Vgl. für das Magazin Life: Bert Hansen: Picturing Medical Progress from Pasteur to Polio. A History of Mass Media Images and Popular Attitudes in America, New Brunswick, London, New Jersey 2009, S. 209.

47 Vgl. dazu exemplarisch: Ulrich Schippke, Hundert Schalter für die Seele, in: Stern, 12.05.1968, Nr. 19, S. 68–77; Carola Kleesiek, Ein neues Gesicht – ein neues Leben, in: Neue Revue, 18.03.1974, Nr. 12, S. 30.

48 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel: Langfristige Ursprünge und dauerhafte Auswirkungen. Zur historischen Einordnung der siebziger Jahre, in: Konrad H. Jarausch (Hg.): Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 322–323.

49 Vgl. Lederer: Surgery and Popular Culture, S. 361–362.

50 Vgl. für die Zeitungsberichterstattung, die sich durch Fortschrittsoptimismus und Wissenschaftsgläubigkeit auszeichnet: Becker: Im Zwischenraum der Geschlechter, S. 12.

51 Zur Einführung von hormonellen Kontrazeptiva und ihrer medialen Kommentierung: vgl. Eva-Maria Silies: Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960–1980, Göttingen 2010, vor allem S. 128–160; Zur Berichterstattung über die Pille für den Mann im Stern: Dieter Müller-Plettenberg, Babys nur noch nach Programm?, in: Stern, 07.07.1963, Nr. 27, S. 46–51.

52 Vgl. zu veränderten Partnerschaftsmodellen, die auf ihre praktische Umsetzung warteten: Frank Becker u. Elke Reinhardt-Becker: Semantiken der Liebe zwischen Kontinuität und Wandel – eine Skizze, in: dies. (Hg.): Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt a.M., New York 2019, S. 42–43; zur Medienberichterstattung über geschlechtsanpassende Operationen und zur wachsenden Kritik: vgl. Meyer: Kämpfe um Respekt, S. 40.

Die Serie *Befreit vom falschen Geschlecht,* die sich bei wöchentlichem Erscheinen insgesamt über acht Ausgaben vom Oktober bis in den Dezember 1968 erstreckte,[53] konnte neben jüngsten Ideen zu veränderten Geschlechterrollen, Familien- und Liebeskonzepten sowie zur sexuellen Orientierung also auch an die Thematisierung von chirurgischen und hormonellen Eingriffen in den Medien anknüpfen. Zugleich deutet die ausführliche Berichterstattung auf Grundsätzliches hin: Mit dem zunehmenden Interesse an Phänomenen geschlechtlicher Ambiguität gingen im Umbruch zwischen den 1960er und 1970er Jahren Veränderungen im medialen Umgang mit Trans- und Intergeschlechtlichkeit einher.[54] So sollte die Qualität der journalistischen Arbeit über eine Themenwahl ausgewiesen werden, die die *Neue Revue* als seriöse und zeitgemäße Informationsquelle auszeichnet. Zugleich stellte die Illustrierte die Bedeutung ihrer Arbeit selbstreferentiell aus, indem sie wiederholt behauptete, ihre Veröffentlichung erhalte großen Zuspruch und erreiche ein internationales Lesepublikum. So lässt sie mit voller Überzeugung verlautbaren:

> »Seit einigen Wochen berichtet NEUE REVUE über das Schicksal von Männern, die zu Frauen wurden. Das Echo ist weltweit. Denn kaum jemand wußte bisher, daß es Millionen von Menschen gibt, die unter ihrem naturgegebenen Geschlecht leiden. Täglich erreichen uns Hilferufe von Verzweifelten. NEUE REVUE wird sie zu Wort kommen lassen. NEUE REVUE wird weiter berichten vom tragischen Schicksal jener Männer, die dank Fortschritten der Medizin das werden konnten, wonach sie sich zeitlebens sehnten: Frauen.«[55]

---

53 Für die Heftausgaben Nr. 42–45 und 47 ist Hans Herlin als Autor nachgewiesen, für Heftausgabe Nr. 48 hat Wanja Überall die Aufzeichnung übernommen. Den Heftausgaben Nr. 46 und 49 fehlen entsprechende Angaben. Die textimmanenten Verweise legen nahe, dass der Artikel aus Heftausgabe Nr. 46 auch aus der Feder von Hans Herlin stammt. Nachfolgend eine vollständige Übersicht aller Beiträge der Artikelserie: Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Frau – dann Mann, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 52–56; Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Diese Frau ist der Vater von zwei Kindern, in: Neue Revue, 27.10.1968, Nr. 43, S. 27–30; Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Das schönste Mädchen von Paris war ein Junge, in: Neue Revue, 03.11.1968, Nr. 44, S. 84–90; Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Aus dem Schiffsjungen George wurde die schöne Lady Ashley, in: Neue Revue, 10.11.1968, Nr. 45, S. 34–39; o.V., Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Aus dem unbekannten Maurizio wurde das Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 28–32; Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Weder Mann – noch Frau. Abends wird ihr Mann zur schönen Frau, in: Neue Revue, 24.11.1968, Nr. 47, S. 54–56; Wanja Überall, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Frau – dann Mann. Ich war ein Mädchen – so wurde ich zum Mann, in: Neue Revue, 01.12.1968, Nr. 48, S. 61–63; o.V., Befreit vom falschen Geschlecht. Geschlechtsumwandlung in Deutschland. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55–57.

54 Vgl. Becker: Transgender und Boulevardmagazine, S. 490.

55 o.V.: Befreit, Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 29.

Das Bestreben der *Neuen Revue*, sich im umkämpften westdeutschen Medienmarkt gegenüber ihren Konkurrentinnen zu profilieren, ist in der Betonung, dass die Veröffentlichung ein weltweites Echo ausgelöst habe, zu erkennen.[56] Der Kauf der Illustrierten, so wurde den Leser*innen suggeriert, versorge mit Informationen, deren Relevanz das nationale Interesse bei weitem übersteige. Das zeige sich nicht zuletzt an der Rezeption im Ausland. Konnten die Publikumszeitschriften ihre Auflagenzahlen bis in die 1960er Jahre hinein steigern und stabilisieren, motivierten die einsetzenden Konzentrationsprozesse auf dem Medienmarkt zur Hervorhebung der exklusiven Inhalte, um die Käufer*innen an das eigene Blatt zu binden.[57] Das Lesen der *Neuen Revue* gewähre, so lautete das zentrale Versprechen, einen Wissensvorsprung und kläre über gesellschaftlich relevante Entwicklungen auf. Das Zitat akzentuiert darüber hinaus, dass sich die Illustrierte einer Verteidigung von trans Personen annehmen wollte und sich auf diesem Weg als ein Publikationsorgan inszenierte, das einen Raum für einen vermeintlich offenen Austausch über Phänomene geschlechtlicher Ambiguität bereitstellt. Indem sie die »Hilferufe von Verzweifelten«[58] zum Ausgangspunkt ihrer Berichterstattung erklärte, reklamierte sie für sich, wichtiges Sprachrohr dieser Personengruppe zu sein. So prononcierte die *Neue Revue*, dass ihr eine wichtige gesellschaftliche Funktion zukomme.

Durch den Verweis, dass »es Millionen von Menschen gibt, die unter ihrem naturgegebenen Geschlecht leiden«[59] konnte die eingangs beschriebene Normalisierung fortgesetzt werden, indem die Häufigkeit der Diskrepanz zwischen einem »naturgegebenen Geschlecht«[60] und der Geschlechtsidentität im gleich millionenfachen Vorkommen mehrfach hervorgehoben wurde. Demnach handelte es sich gerade nicht um ein Phänomen, das verschwiegen werden konnte, sondern um eines, dem längst ein Platz in der Medienberichterstattung hätte eingeräumt werden müssen. Wenn die Zahl an Menschen, die unter ihrem Geschlecht litten, so groß war, mussten sie mitten in der westdeutschen Gesellschaft, also auch mitten unter den Leser*innen, anzutreffen sein. Das Sprechen vom »tragischen Schicksal jener Männer«[61] ist als ein weiteres Element dieser Legitimationsstrategie zu

56 Vgl. zum zunehmenden Wettbewerb seit den späten 1960er Jahren: Enno Dreppenstedt: Das Publikumszeitschriftengeschäft von 1945 bis 2005 – Marktentwicklungen und Perspektiven, in: Mike Friedrichsen u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin, Heidelberg, New York 2007, S. S. 22.

57 Seit den 1970er Jahren bekamen die Publikumszeitschriften allmählich sinkende Auflagenzahlen zu spüren: vgl. Dreppenstedt: Das Publikumszeitschriftengeschäft, S. 38, 40–41; Zur hohen Marktbedeutung der Bauer Verlagsgruppe, Hubert Burda Media, des Springer-Verlags und Gruner + Jahr: vgl. Vogel: Der Trend zur Segmentierung, S. 52–53.

58 o.V.: Befreit, Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 29.

59 Ebenda.

60 Ebenda.

61 o.V.: Befreit, Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 29.

interpretieren, hatte sich das Individuum – in der Beschreibung des Artikels – doch seiner ›natürlichen‹ Bestimmung zu fügen. Neben der Normalisierung und Legitimierung wurde durch die Bedeutungszuschreibung in Form der Betonung der Ubiquität auch ein Leseappell lanciert, der zum Ausdruck brachte, dass es sich um ein gesellschaftlich (höchst) relevantes Thema handele, zu dessen Aufklärung die Artikelserie entscheidend beitrage. Darüber hinaus deutet sich die prominente Rolle der Medizin im Rahmen von geschlechtlichen Transitionen an, seien es vor allem ihre Fortschritte, die das Ausleben der Geschlechtsidentität ermöglichten. Der Rekurs auf biologisch-naturwissenschaftliche und psychische Erklärungsmuster in der Artikelserie zeigt auf, dass die Geschlechterzuordnung durch mediale Aushandlungsprozesse bestimmt und in der Beobachtung immer wieder neu hervorgebracht wurde.

Letztlich sind anhand des Zitats mediale Beobachtungsformen erkennbar, die mit machtvollen Asymmetrien operieren.[62] Grundlage der Darstellung ist eine dichotome Struktur, die den Fluchtpunkt einer Normalisierung in der Zuordnung von Mann und Frau zur Orientierung nimmt. Auf diese Weise wird ein binär konzipiertes Geschlechtermodell stabilisiert und (re-)aktualisiert, das die Beobachtungsformationen der *Neuen Revue* anleitet und mit ihren eingezogenen Unterscheidungen verschränkt ist. Des Weiteren drückt sich in der gleich mehrfachen Wiederholung, (allein) die *Neue Revue* sei es, die ausreichend dokumentiere, berichte und »zu Wort kommen lassen«[63] werde, deutlich aus, dass sie sich die Position eines zentralen Gatekeepers zuschrieb und sich in diese Rolle auch hineinzuschreiben versuchte. Die Illustrierte sollte über Sichtbarkeit und Darstellungsformen entscheiden. So oszilliert die Beobachtung von Trans- und Intergeschlechtlichkeit zwischen der Parteinahme für ›betroffene‹ Personen und den Mechanismen einer medialen Inkorporierung von trans Menschen, die auf Effekte vereindeutigender Transnormativität verweisen. Anders gesagt, bemächtigte sich die *Neue Revue* dem Thema Transgeschlechtlichkeit unter einem Diktum möglichst anschlussfähiger Semantiken und Kommunikationen, um ihr Modell einer liberalen Gesellschaft als ein valides und zeitgemäßes zu markieren. Das Leitmotiv einer liberalen Individualisierung ist zentrales Element dieser Konfiguration anschlussfähiger Semantiken als Teil der zeitgenössischen Berichterstattungspraxis.[64] Neben gesellschaftlichen und medialen Veränderungen im Umgang mit Trans- und Intergeschlechtlichkeit zeigt

62 Das zeigt Bayramoğlu auch für die Berichterstattung über Transgeschlechtlichkeit in der Bild-Zeitung: vgl. Bayramoğlu: Queere (Un-)Sichtbarkeiten, S. 101.

63 o.V.: Befreit, Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 29.

64 Für die Medienberichterstattung in Nordamerika der 1970er Jahre: vgl. Meyerowitz: How Sex Changed, S. 253.

sich in der Einführung und Nutzung dieses Leitmotivs, das auch noch in den folgenden Jahrzehnten von Bedeutung bleiben sollte, eine lange Kontinuität.[65]

Obwohl sich die Kategorien in der konkreten Beschreibung von Trans- und Intersexualität in der Artikelserie der *Neuen Revue* überlagerten, sind mit den geschlechterambigen Phänomenen in der westdeutschen Printberichterstattung je spezifische Beobachtungs- und Sichtbarkeitsordnungen verknüpft: Während Intergeschlechtlichkeit häufig geographisch als Phänomen der Anderen oder in Bezug auf die Bundesrepublik zeitlich als das Vergangene kodiert wird,[66] verweist Transgeschlechtlichkeit medial auf das Eigene und das Gegenwärtige der westdeutschen Gesellschaft. Anschlussfähige Semantiken generierte die Artikelserie in der *Neuen Revue* zum Ende der 1960er Jahre demnach über die Aktualitätswerte und resonanten Bezüglichkeiten von Transgeschlechtlichkeit. Gleichsam manifestierten sich in diesen medialen Zuschreibungen intelligible Geschlechter(-entwürfe). Geschlechtliche Ambiguität konnte in der medialen Beobachtung dabei über Zeit(-Codes) entparadoxifiziert und mit neuem Sinn synchronisiert werden. Das moderne Leben und die Fortschritte der Medizin erhielten in der medialen Diskussion von Transgeschlechtlichkeit ihre Konkretion. In Zeit gegossene Beobachtungsordnungen eines vermeintlich sichtbar materialisierten Körpers standen dabei dem Empfinden einer freien und individuellen Seele gegenüber.[67] Geschlechterambige Phänomene avancierten insgesamt zu medialen Beobachtungsfolien, durch die das Neue seinen Ort erhielt.

Der Artikel *Operation hinter verschlossenen Türen*[68], der Teil der Serie war, soll zum Ausganspunkt genommen werden, um im Folgenden weitere wichtige Semantiken und Sichtbarkeitsordnungen der westdeutschen Printberichterstattung in Bezug

65 Meyerowitz akzentuiert in diesem Zusammenhang auch den Einfluss von Ärzten, die sich im Zusammenspiel mit den Medien in einem ›liberalen‹ Selbstverständnis zur Geltung bringen. Zum Ende der 1970er resultiere daraus auch die Verabschiedung professioneller Behandlungsvorgaben im Hinblick auf geschlechtliche Transitionen: Ebenda, S. 254–255.

66 Vgl. zur Deutung von Intergeschlechtlichkeit als Zeichen der Anderen im Kontext des Kalten Krieges: Stefan Wiederkehr: ›We Shall Never Know the Exact Number of Men who Have Competed in the Olympics Posing as Women‹. Sport, Gender Verification and the Cold War, in: The International Journal of the History of Sport, 26 (2009) H. 4, S. 559–562, 566–567; Vgl. zum Wandel der Verortung intergeschlechtlicher Phänomene von einer Ost-West- hin zu einer Nord-Süd-Achse: Henriette Gunkel: Queer Times Indeed? Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya, in: Feministische Studien, 30 (2012) H. 1, S. 48.

67 Vgl. Annette Runte: Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität, München 1996, S. 70–74; Zur Bedeutung des Körper-Seele-Dualismus zur Plausibilisierung von Transsexualität: Robin K. Saalfeld: Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm, Bielefeld 2020, S. 113.

68 o.V.: Befreit. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55–57.

auf geschlechtliche Ambiguität in den späten 1960er Jahren zu bestimmen. Im Bemühen ihrem aufklärerischen Anspruch gerecht zu werden, versuchte sich die *Neue Revue* an einer Differenzierung, die den medizinischen und sexualwissenschaftlichen Thesen Rechnung trug. Staatliche Autoritäten sollten – das wurde an der Diskussion von Transgeschlechtlichkeit exemplarisch veranschaulicht – ihre Entscheidungen von neuen medizinischen Erkenntnissen leiten lassen. Ganz bildhaft machte es sich die Illustrierte ihrem für den Artikel gewählten Titel nach dabei zur Aufgabe, die Türen des verschlossenen Operationssaals im Sinne einer medialen Sichterweiterung für das Publikum zu öffnen. So wurde durch den Abdruck einer Aufnahme auf der Titelseite des Artikels, die einen Blick auf die chirurgische Arbeit gestattete, der auch im Text formulierte Anspruch, die Leistungen der Medizin einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, zugleich ins Bild gesetzt. Die Visualisierung entsprach der aufklärerischen Haltung und wurde von der folgenden Bildunterschrift flankiert:

> »Im Verborgenen, von der Öffentlichkeit unbemerkt, leisten deutsche Chirurgen Großtaten der Medizin. Sie befreien Unglückliche vom falschen Geschlecht – trotz der Tatsache, daß leider bei uns eine Geschlechtsumwandlung immer noch als sittenwidrig gilt. NEUE REVUE gibt den Medizinern in diesem Bericht das Wort«[69]

Der Aufbau des Artikels verfolgte durch die Kombination aus Text und Bild gleich mehrere Strategien medialer Inszenierung. Erstens gerierte sich die *Neue Revue* als eine fortschrittliche Beobachtungsinstanz. Den als ›Großtaten‹ bezeichneten Leistungen der Chirurgen verhelfe sie endlich zur angemessenen Sichtbarkeit. In der Betonung, dass es sich um deutsche Chirurgen handele, kam zudem eine Haltung zum Ausdruck, die die Leistungsfähigkeit der bundesrepublikanischen Medizin prononcierte und die Eingriffe auf diesem Weg legitimierte.[70] Demnach sei es nicht notwendig, Reisen ins Ausland zu unternehmen, um operative Eingriffe vornehmen zu lassen.

Die Berichterstattung reagierte damit auch auf die Angebote des in Casablanca praktizierenden Gynäkologen Dr. Georges Burou.[71] Er konnte sich durch seine

---

69 Ebenda, S. 55.

70 Vgl. zur Bedeutung, die der Medizin und Chirurgie in der Reihe beigemessen wurde: »Und nur eine Störung im Hormonhaushalt bewirkte, daß sie rein äußerlich wie Frauen erscheinen. Sie leiden unter diesem Zwiespalt. Alles in ihnen drängt danach, als wirklicher Mann zu leben. Sie wollen die Rolle spielen, die ihnen von der Natur her bestimmt wurde. Die natürliche Ordnung der Dinge ist gestört. Und sie kann nur wiederhergestellt werden durch eine Hormontherapie und einen chirurgischen Eingriff.« Siehe Herlin: Befreit, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 54.

71 Vgl. Aren Z. Aizura: Mobile Subjects. Transnational Imaginaries of Gender Reassignment, Durham 2018, S. 59.

mediale Präsenz als wichtiger Ansprechpartner für Fragen zu geschlechtlichen Transitionen etablieren und profitierte auch ökonomisch von seiner Popularität, weil er die Rolle als fähiger Chirurg erfolgreich ausfüllte. Nicht zuletzt durch die Behandlung französischer Showstars wuchs seine Bekanntheit.[72] Der explizite Verweis auf die Leistungen der »deutsche[n] Chirurgen«[73] akzentuiert demgegenüber das Bemühen der Artikelserie Transgeschlechtlichkeit nicht als das Andere im Sinne einer mystischen Reise in den ›Orient‹ zu deuten, wie es in den kolonialen Erzählweisen britischer Prägung beim Aufsuchen der Klinik in Casablanca der Fall sein konnte,[74] sondern als das Eigene und in der Bundesrepublik Verortbare: »Dank den Fortschritten der modernen Medizin muß heute kein Transsexueller mehr nach Casablanca reisen.«[75] In einem europäischen und historisch informierten Vergleich der Narrativierung von Transgeschlechtlichkeit wäre weiter darüber nachzudenken,[76] ob die medialen Abgrenzungen gegenüber der Behandlung in Casablanca in der westdeutschen Medienberichterstattung – neben anderen wichtigen Erzähltraditionen, die sich exemplarisch in spezifischen Reisediskursen zeigen – nicht auch Resultat spezifisch nationaler Sag-, Zeig- und Sichtbarkeiten beispielsweise einer kolonialen Geschichte waren, die das Sprechen über Transgeschlechtlichkeit determinierte.

Zweitens ergriff die Illustrierte durch Personalisierung und Individualisierung in der Betonung des (schicksalhaften) Unglücks Partei für ›betroffene‹ Personen.[77] Sie bediente damit ein gängiges Erzählmuster der Printberichterstattung, die human interest-Themen – nonkonforme Geschlechterrepräsentationen waren ein be-

72 Ebenda.

73 o.V.: Befreit. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55.

74 Vgl. Aizura: Mobile Subjects, S. 73.

75 o.V.: Befreit. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 57.

76 Für solch eine europäische Perspektive auf die mediale Auseinandersetzung mit Transgeschlechtlichkeit, die mit Blick auf die Bundesrepublik aber zeitlich noch weiter zurückreichen könnte: vgl. Danae Gallo González (Hg.): Trans* Time. Projecting Transness in European (TV) Series, Frankfurt a.M., New York 2021; Alexander Dhoest, Lukasz Szulc, Bart Eeckhout (Hg.): LGBTQs, Media and Culture in Europe, New York, London 2017; Mit einem Fokus auf queere Publikationen: Glyn Davis u. Laura Guy (Hg.): Queer Print in Europe, London, New York 2022.

77 Vgl. zu dieser Personalisierung und Individualisierung im Artikel das folgende Zitat: »Eine blutige Tragödie gab es in diesen Wochen im süddeutschen Ellwangen: An einem Sonntagnachmittag schloß sich ein 21jähriger junger Mann – verzweifelt und unter starken seelischen Depressionen – in das elterliche Badezimmer ein und entmannte sich mit einer Rasierklinge. Nur durch Zufall wurde er vor dem Tode gerettet.« siehe o.V.: Befreit. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55; vgl. dazu auch im ersten Artikel der Reihe: »Das erste, was sie [die Polizisten] fanden, war eine handgeschriebene Notiz: Ich kann nicht mehr weiter. In dieser Welt gibt es für Menschen wie mich doch nur Unglück.« siehe Herlin: Befreit, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 54.

liebter Gegenstand – in einem boulevardesken Stil personalisierte.[78] Drittens nahm sie eine Bewertung der juristischen Praxis als veraltet vor, indem sie die Einordnung von operativen Eingriffen durch das Recht, das laut der *Neuen Revue* in der Auseinandersetzung mit geschlechtsanpassenden Operationen nur die Antwort der Sittenwidrigkeit kannte, kritisierte. Die Zurückweisung der Rechtsprechung zeigt sich auch an anderer Stelle im Artikel und knüpft wieder an die Hervorhebung der Fähigkeiten der westdeutschen Medizin an:

> »Diese Ärzte und Wissenschaftler leisten ihre Arbeit verschwiegen, ängstlich darauf bedacht, daß nichts von ihren Möglichkeiten und Erfolgen an die Öffentlichkeit dringt. Denn von einer mittelalterlich anmutenden Rechtsprechung bedroht, dürfen sie heute immer noch nicht zugeben, operativ Geschlechtsumwandlungen erreicht zu haben.«[79]

Die drohenden strafrechtlichen Konsequenzen, so unterstellte die *Neue Revue* in der Artikelreihe, verhinderten die öffentliche und anerkennende Nutzung des medizinisch-technischen Fortschritts. Viertens ist im Text-Bild-Arrangement, wenngleich die Operationsszene in dieser Abbildung nur wenige Details preisgibt und damit den Leser*innen keine detaillierte Auskunft über die Methodik und den Ablauf geschlechtsanpassender Operationen erteilt, prinzipiell ein voyeuristischer Blick angelegt, der der Entlarvung eines vermeintlich ›wahren‹ Geschlechts dienen konnte und die asymmetrischen (Macht-)Verhältnisse zwischen Individuen und medialen Beobachtungsinstanzen akzentuiert. Das Mediensystem arbeitete in dieser Perspektive mit absichtsvollen Schließungen und Öffnungen von (medialen) Räumen, die als machtvolle Gesten ihre Geltung über die Individuen entfalteten. Im Text-Bild-Arrangement ist unter der Wahl des Titels *Operation hinter verschlossenen Türen* ein spezifisches Verhältnis von Medium, Körper und Raum angelegt. Der medial bereitgestellte und gleichsam sichtbarkeitseröffnende Zugang zum Operationssaal weist diesen als zentralen und konkreten Ort geschlechtsanpassender Eingriffe aus, der als konstitutives Element einer ›Korrektur‹ des ›Uneindeutigen‹ präsentiert wird. Die Proklamation operativer Maßnahmen avancierte damit zum zentralen Element der Behandlung des geschlechtlich Ambigen, indem ein schmaler (medizinischer) Korridor, der als Möglichkeitsraum und Bedingung eines zukünftig gelingenden Passings inszeniert wurde, seinen medialen Rahmen erhielt. Die *Neue Revue* stilisierte sich zum zentralen Beobachtungsorgan – zum Gatekeeper par excellence – ohne dessen mediale Aufmerksamkeit und Aufklärung,

78 Vgl. Monika Pater: »Gegen geile Männerpresse – für lesbische Liebe«. Der Andersen/Ihns-Prozess als Ausgangspunkt für das Coming-out von Lesben, in: Invertito – Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten, 8 (2006), S. 149.

79 o.V.: Befreit. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55.

so lautete die zentrale Behauptung, der medizinische Fortschritt ›Betroffenen‹ und der Bevölkerung in der Bundesrepublik vorenthalten bliebe.[80] Offensichtlich war die Illustrierte daran interessiert, die Unzulänglichkeit des Sinnprozessierens des Rechtssystems auszustellen und gleichsam eine Rolle als Anwältin zu übernehmen: »NEUE REVUE macht sich seit Wochen zum Anwalt jener Unglücklichen, die an ihrem falschen Geschlecht leiden.«[81] Die Berichterstattung wies die Untätigkeit des Rechtssystems und seine Verneinung von Handlungsbedarf als Ignoranz gegenüber medizinischen Fortschritten aus. Die explizit benannte Funktion als »Anwalt jener Unglücklichen«[82] behauptete somit nicht nur die Verteidigung von ›Betroffenen‹, sondern diente zugleich der Anklage einer in den Augen der medialen Beobachtungsinstanzen lethargischen Rechtsprechung. Übergeordnet zeigt sich die Koexistenz von Funktionssystemen – das Mediensystem beobachtete die Unterscheidungs- und Zuordnungsmechanismen des Rechtssystems –, die im Rahmen ihrer Sinnverarbeitungsprozesse beanspruchten, über Geschlechtszugehörigkeiten befinden zu können.

Die Berichterstattung in der *Neuen Revue* zeichnet sich insgesamt durch eine Aneignung der Codierung des Rechts aus. Die medialen Beobachtungsinstanzen kopieren in einer Beobachtung zweiter Ordnung die Unterscheidung von Recht/Unrecht in die mediale Sinnproduktion, um in einer das Recht ersetzenden Funktion Urteile über geschlechtliche Ambiguität zu fällen, die die Justiz (noch) nicht verkünden mochte. Diesem medialen Operationsmodus ist ein Machtanspruch inhärent, konkurrierten doch Deutungsangebote unterschiedlicher Instanzen über die Festlegung von legitimen Geschlechtszuweisungen und -identitäten. Das Zusammenfallen in der Funktion als Anwältin und (medial) richtender Instanz markiert das Mediensystem als Funktionssystem, das gesellschaftsrelevante Fragen stellt und zugleich ihre Antworten kennt. Dem Recht wird in der Bearbeitung geschlechtlicher Ambiguität demgegenüber eine ausgesprochene Fehler- und Mangelhaftigkeit attestiert, für die das Mediensystem in der Selbststilisierung geeignetere Lösungen parat hat. Die westdeutsche Printberichterstattung brachte sich in der Diskussion um Trans- und Intergeschlechtlichkeit wiederholt in Stellung und versuchte

80 Von einer ähnlichen Haltung geprägt, heißt es in einem redaktionellen Abschnitt, der einen Leserbrief des Bundestagsabgeordneten Dr. Rolf Meinecke im Hamburger Abendblatt ergänzt: »Als der Hamburger Bundestagsabgeordnete Dr. Arndt im März 1972 die ersten Fragen an die Bundesregierung zwecks rechtlicher Gleichstellung dieser Menschen richtete, fand dies keinen breiten öffentlichen Widerhall. Es war immerhin das Hamburger Abendblatt, das sich erstmals intensiv im Juni 1974 mit diesen menschlichen Problemen befaßte, als es über den Fall der Jane/James Morris und ihr Buch ›Conundrum‹ berichtete.« siehe Rolf Meinecke, Es geht um rechtliche Gleichstellung, in: Hamburger Abendblatt, 05.11.1976, Nr. 259, S. 29.

81 o.V.: Befreit. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 56.

82 Ebenda.

ihren Anspruch auf Definitionshoheit über die Frage, welche Geschlechtsidentitäten in Zukunft lebbar und rechtmäßig sein sollten, zu manifestieren. Ähnelten sich die Beschreibungen von Transgeschlechtlichkeit in den Illustrierten, kamen in der Zeitungsberichterstattung auch andere Positionen zum Ausdruck. Nicht zuletzt die dramatisierende Diffamierung in der Bild-Zeitung deutet auf eine Sensationalisierung hin, die mit ausgeprägten Abwertungen von trans Menschen operierte.[83] Die *Neue Revue* zumindest betonte die gesellschaftliche Bedeutung ihrer eigenen Sinnproduktion, indem sie wiederholt auf die Herstellung einer angemessenen Sichtbarkeit sowohl des medizinisch-technischen Fortschritts als auch von normabweichenden Geschlechterrepräsentationen unter dem Primat einer emanzipativen Individualisierung, die sich gut verkaufen und vermarkten ließ, hinwies. Der medial eröffnete Zugang zum Operationssaal exemplifizierte in diesem Verständnis jene Rechte, die dem Individuum in einem ›modernen‹ Staat zukommen sollten. Indem medizinische Semantiken protegiert und angeeignet wurden, entwickelte sich ein medizinisch-medialer Konnex, der großen Einfluss auf die gesellschaftliche Einordnung von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in den 1960er Jahren geltend machen konnte.[84]

In der gesamten Reihe schlossen die Artikel an das tradierte Narrativ von Körper und Seele an,[85] das aber nicht einer einheitlichen und stringenten Argumentation diente, sondern unterschiedliche Interpretationen und Erklärungsmuster begründete. Das Heranziehen des Körper-Seele-Dualismus korrespondierte mit dem beschriebenen Changieren zwischen Annahmen über Inter- und Transgeschlechtlichkeit, die sich häufig überkreuzten. Runte geht davon aus, dass diese Körper-Seele-Metaphorik die Grundlage für eine spätere Ausformulierung des Konzeptes der Geschlechtsidentitätsstörung bildet und insofern einen wichtigen medialen Vorläufer darstellt.[86] Eindrucksvoll ist in der Artikelserie das erkennbare Oszillieren zwischen divergierenden Begründungen und Erklärungen, was die Legitimation von Transgeschlechtlichkeit über Intergeschlechtlichkeit und vice versa inkludiert. Insgesamt resultierten daraus dichte und zugleich diffuse Beobachtungsprozesse, deren wechselseitige Resonanzen Versuche der eindeutigen Definition und Festlegung durchaus konterkarierten. Dieses fluide Changieren und Oszillieren, wenn nicht in Teilen auch von textimmanenten Inkonsistenzen zu sprechen ist, zeigt sich auch an den folgenden drei Zitaten aus der Artikelreihe:

---

83 Vgl. Bayramoğlu: Queere (Un-)Sichtbarkeiten, S. 99–101.

84 Es verwundert daher nicht, dass chirurgisch-medizinische Standards für die Behandlung von Transsexualität lange Zeit prägend bleiben sollten: vgl. Adrian de Silva: Negotiating the Borders of the Gender Regime. Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany, Bielefeld 2018, S. 63.

85 Vgl. Runte: Biographische Operationen, S. 15, 70, 73, 516; Vgl. dazu auch: Saalfeld: Transgeschlechtlichkeit und Visualität, S. 113.

86 Vgl. Runte: Biographische Operationen, S. 516.

> »Wer sind diese Menschen? […] Es sind Kranke, die unser Mitgefühl verdienen und die man nicht gedankenlos verachten oder verspotten sollte. […] Sie alle wollen anders werden, als sie von Natur aus sind. Sie fühlen, so der amerikanische Arzt Dr. John E. Hoopes, ›daß die Natur ihnen einen bösen Streich gespielt hat, als sie ihnen den falschen Körper gab.‹ Frauen mit dem falschen Körper, Frauen, die biologisch gesehen eigentlich Männer sind – sie machten in den letzten Jahren immer wieder Schlagzeilen: Sportlerinnen von internationalem Rang. Bei rund der Hälfte aller Rekordhalterinnen in der Leichtathletik besteht der Verdacht, daß sie dem ›dritten Geschlecht‹ angehören, also das sind, was die Mediziner ›Pseudo-Hermaphroditen‹ nennen. Das sind Frauen, die von der Erbanlage her eigentlich Männer sind.«[87]

> »Als Jean […] durch einen ärztlichen Eingriff eine Jeanette wurde, hatte er Frau und zwei Kinder. Er gehörte zu jenen unglücklichen Wesen, mit denen die Natur ein grausames Spiel treibt. Sie haben das falsche Geschlecht: äußerlich Männer doch seelisch und biologisch Frauen. Millionen solcher Zwitterwesen leben in der Welt.«[88]

> »Schicksale wie das der Jeanette […] lassen uns fragen: Löst die Operation die Probleme der Transsexuellen, jener Männer und Frauen des dritten Geschlechts?«[89]

Grundsätzlich verdeutlichen die Zitate den Zusammenhang einer weitreichenden Pathologisierung bei gleichzeitigem Plädoyer für das Aufbringen von Verständnis in der Formel, dass ›Kranke‹ Mitgefühl verdienen.[90] Die Textauszüge verweisen zudem auf mutable, in Teilen disparate, Argumentationsstrukturen, wenn zuerst erklärt wird, dass es sich um Menschen handele, die »anders werden [wollen], als sie von Natur aus sind«[91], um nur wenig später anzuschließen: »Frauen mit dem falschen Körper, Frauen, die biologisch gesehen eigentlich Männer sind – sie machten in den letzten Jahren immer wieder Schlagzeilen: Sportlerinnen von internationalem Rang.«[92] In der medialen Verdichtung entwickelte sich ein fließender Übergang zwischen unterschiedlichen geschlechterambigen Phänomenen. Rückten die

87 Herlin: Befreit, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 54.

88 Herlin: Befreit. Diese Frau ist der Vater, in: Neue Revue, 27.10.1968, Nr. 43, S. 27.

89 Ebenda, S. 30.

90 Vgl. zu dieser Pathologisierung, die gleichzeitig mit anderen Erzählformen einhergeht: Bayramoğlu: Queere (Un-)Sichtbarkeiten, S. 109; Vgl. für diesen Zusammenhang einer Pathologisierung und der Hoffnung auf eine Verrechtlichung: Livia Prüll: Das Selbstbild der transidenten Frau nach 1945 und die Konsequenzen für den Umgang mit Geschlechtsidentitäten, in: Maximilian Schochow, Saskia Gehrmann, Florian Steger (Hg.): Inter*- und Trans*identitäten. Ethische, soziale und juristische Aspekte, Gießen 2016, S. 47.

91 Herlin: Befreit, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 54.

92 Ebenda.

internationalen Sportlerinnen in den Fokus der Medienberichterstattung – darauf ist schon zu Beginn hingewiesen worden – wurde ihnen ihre Weiblichkeit vielmehr durch Fremdzuschreibungen aberkannt, als dass es sich um Personen handelte, die, wie kurz zuvor noch behauptet, eine Veränderung gegenüber der ›Natur‹ im Sinne des »wollen anders werden«[93] anstrebten. Das (medial vorgetragene) Argument bestand ja gerade in der Unterstellung, dass die Sportlerinnen ihre eigentliche ›Natur‹ entweder selbst verschleierten oder dass staatliche Autoritäten das Ziel verfolgten, diese zu eskamotieren.[94] Die Melange aus einer Ineinssetzung von Trans und Inter an den einen und dem Vorzug bestimmter Erklärungsmuster an den anderen Textstellen bestimmte die spannungsreichen Verschriftlichungs- und Visualisierungsformen der medialen Beobachtungsinstanzen in den späten 1960er Jahren und führt auf die identifizierte mediale Verhandlung des Anderen und des Eigenen in Situationen der Beobachtung des geschlechtlich Ambigen zurück. Es konstituierte sich ein Spannungsfeld aus divergierenden Zuschreibungen, die allesamt auf eine undeutlich bleibende Natur Bezug nahmen und sich von einer ›äußeren‹ Körper-Natur über eine ›innere‹ Biologie bis hin zum individuellen Seelenleben erstreckten.[95]

Darüber hinaus sind diese Zuschreibungen auch von der Vorstellung geprägt, dass die Natur als übergeordnete Instanz Inkongruenzen verantwortet und deshalb einen Bezugspunkt für den Körper, für die (innere) Biologie und für die Seele darstelle. Letzteres zeigt sich in der Betonung, dass der (abweichende) Körper einer kongruenten Seele und Biologie gegenübergestellt wird, wie im obigen Zitat zu lesen ist: »Er gehörte zu jenen unglücklichen Wesen, mit denen die Natur ein grausames Spiel treibt. Sie haben das falsche Geschlecht: äußerlich Männer doch seelisch und biologisch Frauen.«[96] Hier erscheint der Körper als unpassende äußere Hülle, die es an die eigentliche (innere) Biologie und Seele anzupassen galt. Das Exempel verdeutlicht, dass die Körper-Seele-Metaphorik in einer triadischen Struktur aus Körper, (innerer) Biologie und Seele aufgelöst werden konnte. Die Argumentation knüpfte insofern an das tradierte Muster der Seele im falschen Körper an, vollzog zugleich aber Anpassungen und Veränderungen dieser Dichotomie.[97] Es zeigt sich eindrücklich, dass über trans- und intergeschlechtliche Körper-Biologie-Seele-Konstituenten spezifische Erklärungsmuster eingeführt wurden, um den Leser*innen den medizinischen Handlungsbedarf und die ›Natürlichkeit‹ der beschriebenen Phänomene plausibel zu machen. Gleichzeitig rief die mediale Beobachtung von

93 Ebenda.

94 Vgl. Wiederkehr: »Mit zweifelsfreier Sicherheit… keine Frau«, S. 255, 261, 264.

95 Für eine systematische Historisierung dieser Verflechtung in medialen Aushandlungsprozessen über Transgeschlechtlichkeit siehe Runte: Biographische Operationen, S. 15, 70–74.

96 Herlin: Befreit. Diese Frau ist der Vater, in: Neue Revue, 27.10.1968, Nr. 43, S. 27.

97 Vgl. zu dieser Erzählformel: Reuter: Geschlecht und Körper, S. 127–128; zu einer kritischen Einordnung dieser Erzählformel: Hoenes: Nicht Frosch – nicht Laborratte, S. 47.

Trans- und Intergeschlechtlichkeit damit auch Fragen nach der Zuverlässigkeit der Unterscheidung zwischen Natur und Kultur auf, weil diese als eine artifizielle sichtbar werden konnte.[98] Das Changieren zwischen verschiedenen Erklärungsmustern, das wiederholte Verweisen auf die Natur und die textimmanenten Inkonsistenzen sind auch als Ausdruck irritierter Beobachtungsmechanismen zu deuten, die wiederholt den Versuch unternahmen, Sinn neu zu konfigurieren und zu (re-)stabilisieren. Anders gesagt, zeigen sich darin die Bemühungen, anschlussfähige Semantiken auszubilden und diese mit einer bipolaren Geschlechterordnung zu synchronisieren. Diese anschlussfähigen Semantiken konnten vor allem über die Medizin generiert werden. Indem den Leser*innen (chirurgische) Lösungen für die Effekte einer fehlerhaften Natur präsentiert werden konnten, avancierte die Diskussion geschlechterambiger Phänomene zur Repräsentationsfolie einer verheißungsvollen Modernisierung, die neue Gestaltungsmöglichkeiten in Aussicht stellte.

Die Bedeutung der Wissens- und Handlungsfelder Medizin, Recht und Sport ist schon an konkreten Beispielen erarbeitet worden. Darüber hinaus stellte das Referenzsystem der Popkultur ein weiteres wichtiges Wissens- und Handlungsfeld in der Auseinandersetzung mit geschlechterambigen Phänomenen dar. So eröffnete eine Ausgabe der Artikelreihe mit einer Titelseite, die Amanda Lear porträtierte.[99] Die Visualisierungsstrategien zur Darstellung ihrer Person, die Zeichen von Weiblichkeit, Schönheit und Mutterschaft bildlich zusammenbrachten, verdeutlichen die Bedeutung von Geschlechterstereotypen für die Auseinandersetzung mit Transgeschlechtlichkeit. Das Titelblatt präsentierte sie in freizügiger, bisweilen sexualisierender, Darstellung. Interessanterweise wurde sie den Leser*innen nicht in einem Einzelporträt gezeigt, sondern zusammen mit einem Kleinkind, das im Hintergrund das Bildgeschehen begleitete. Die Visualisierung erinnerte damit sowohl an die Familienporträts der Aufklärungsreportagen Oswalt Kolles als auch an die Darstellung von Stars und Ikonen wie Brigitte Bardot, mit der sich weibliche Schönheitsideale erfolgreich verkaufen ließen. Normative Definitionen von Weiblichkeit adressierte die *Neue Revue* auf der Bildebene und kontrastierte sie mit dem Verweis auf eine vermeintliche Vergangenheit als Mann auf der Textebene:

> »Die Männer von Paris liegen ihr zu Füßen. Jeder Franzose kennt ihre vollendeten Formen: Amanda Lear – Starmannequin und bestbezahltes Fotomodell Frankreichs, ist ein Zauberwesen. Ihre Verehrer sind zahllos. Die Zahl der Mitwisser ist gering, der Mitwisser jenes dunklen Geheimnisses, das die Kindheit dieser schönen Frau umgibt. Freizügig zeigt Amanda Lear als Top-Modell bekannter Wäschefirmen ihre hübschen weiblichen Formen – textilfrei und mit der Selbst-

98 Vgl. Reuter: Geschlecht und Körper, S. 137.

99 Vgl. o.V.: Befreit. Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 28–32.

> verständlichkeit eines Menschen, der stolz sein darf auf seine Schönheit. Doch eines zeigt Amanda nie: ihren Paß.«[100]

> »Die Tragik der Amanda Lear liegt nicht in ihr selbst. Denn sie hatte es bis zum Sommer vergangenen Jahres geschafft, ihr neues Leben als Frau in ihre geschickten, wohlgeformten Hände zu nehmen. Sie hatte ihre Vergangenheit als Mann bewältigt. Ein Zufall brachte die Wahrheit an den Tag. Und Zufälle spielen im Leben jener Unglücklichen, die durch eine Laune der Natur dem falschen Geschlecht angehören, eine entscheidende Rolle.«[101]

Reproduziert wurden gängige Erzählmuster von Transsexualität, die häufig mit jenen Gegenüberstellungen von Kindheit, Adoleszenz und Erwachsenenalter arbeiteten und mit der Suche nach nonkonformen Abweichungen korrespondierten.[102] Gleichsam bildeten sich durch die Visualisierung Formen von Transnormativität aus. Die Illustrierte inszenierte einen ästhetischen Körper als Idealbild von (trans)Frauen, der im Zusammenspiel mit der Darstellung des Kleinkindes den schriftlich wiedergegebenen Wunsch Amanda Lears, eine Familie zu gründen, visuell beglaubigte. Mechanismen einer diskursiven Normierung von Weiblichkeit kreuzten sich mit der Normalisierung von Transgeschlechtlichkeit. Zwar spielte die Artikelreihe dabei mit der Faszination für das Andere, hegte dieses zugleich aber ein, weil das Erfüllen weiblicher Schönheitsideale, denen Amanda Lear vollends entsprach, an tradierte Normen der medialen Repräsentation von Frauen anschließen konnte. Ergänzt um den Topos der Mutterschaft oszillierte der Artikel zwischen diesen normalisierenden Effekten und einem (diskriminierenden und denormalisierenden) Entlarvungsgestus, der das Offenlegen einer angeblich verheimlichten Vergangenheit insinuierte.

Fazit

Die untersuchte Artikelserie fällt im Hinblick auf Veränderungen der Geschlechterordnung in eine Phase, die, unter der Betonung eines Umbruchs oder der Hervorhebung langer Kontinuitäten,[103] wahlweise mit der Chiffre einer ›sexuellen

100 o.V.: Befreit, Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 29.

101 Ebenda, S. 30.

102 Vgl. Becker: Transgender und Boulevardmagazine, S. 489.

103 Vgl. Eder: Die lange Geschichte, S. 25–27; vgl. zur Kritik an der Einordnung der Prozesse als Form der ›Verbürgerlichung‹: Bänziger u.a.: Sexuelle Revolution?, S. 13; vgl. auch: Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 156. In diesem Zusammenhang gilt es zu betonen, dass von Hodenberg die Verknüpfung von ›Achtundsechzig‹ und ›sexueller Revolution‹ kritisch reflek-

Revolution‹ oder einer »bürgerlichen Sexualreform«[104] versehen wurde. So prägen Imperative einer vereindeutigenden Befreiungsrhetorik – darauf deutet schon der Titel der Artikelserie hin – die mediale Beobachtung von Transgeschlechtlichkeit als wichtiges Element eines selbstreferentiell inszenierten Aufklärungsparadigmas, das den Wert einer absichtsvollen Enttabuisierung im Rahmen medialer Aufmerksamkeitsökonomien erkennt. Die *Neue Revue* erklärt ihre Sichtbarkeitseröffnung in der Funktion eines zentralen Gatekeepers zum elementaren Beitrag einer sich auch medial artikulierenden Demokratie. Signaturen eines liberalen Aufbruchs kennzeichnen die mediale Diskussion von Transgeschlechtlichkeit um 1968 damit grundlegend. Das Beispiel aus der westdeutschen Printberichterstattung lässt erkennen, dass durch das Aushebeln von tradierten Beobachtungsroutinen und Unterscheidungspraktiken, deren Grundlage ein binär konzipiertes Geschlechtermodell ist, eine forcierte mediale Sinnproduktion einsetzt.

Insgesamt weist die Artikelserie in ihrer Text- und Bildgestaltung exemplarisch auf zentrale Charakteristika der bundesrepublikanischen Medienberichterstattung im Hinblick auf den Umgang mit geschlechtlicher Ambiguität in den späten 1960ern hin, die auch die Folgejahrzehnte als wiederkehrende Muster begleiten sollten. Paradigmatisch repräsentieren die Artikel mit der Veröffentlichung im Jahr 1968 den Tenor und das Selbstverständnis jener Illustrierten, die sich als ›liberale‹ Publikationsorgane zu inszenieren vermochten, indem sie sich wiederholt für die Rechte des Individuums einsetzten und gesellschaftliche Veränderungen in Bezug auf das Geschlechterverhältnis in ihre Berichterstattung integrierten. In dieser Hinsicht beförderten die Illustrierten in den späten 1960er und 1970er Jahren einen medialen Liberalisierungsdiskurs, der konservative Positionen, beispielweise die der christlichen Kirchen, zurückwies und unter Druck setzte.[105] Das Plädoyer für die rechtliche Anerkennung und Legitimation des nunmehr medizinisch Möglichen in Referenz auf geschlechtsanpassende Operationen diente demnach auch der Aufwertung der eigenen journalistischen Arbeit, die als eine gesellschaftlich relevante ausgegeben wurde.

Die Insignien der liberalen Demokratie fanden in den machtvollen medialen Sichtbarkeitslogiken und -ordnungen eine Anwendung auf trans Personen, indem das Individuum in das Zentrum eines Katalogs medizinischer Anpassungs- und Korrekturmöglichkeiten rückte, der einem ›liberalen‹ Anspruch an Normierung und Normalisierung folgte. Die funktionale Therapeutisierung und Optimierung des Körpers knüpften an die Popularisierung von Ärzten und ihren chirurgischen

---

tiert und die Entwicklungen seit den späten 1950er und frühen 1960er Jahren betont sowie auf die Verzahnung mit der sich zunehmend etablierenden Medien- und Konsumgesellschaft in der Bundesrepublik hinweist: vgl. ebenda, S. 183.

104 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 183.

105 Vgl. Eder: Die lange Geschichte, S. 47.

Fähigkeiten an, die sich auch auf die Verhandlung von medizinischen Fragen fernab von Trans- und Intergeschlechtlichkeit bezogen. In der Berichterstattung der *Neuen Revue* offenbart sich ein paradoxer Modus des Vereindeutigungsbestrebens und des Plädoyers für eine (befristete) Ambiguitätstoleranz als liberales Diktum eines bundesrepublikanischen Medienorgans, die letztlich auf eine Bestätigung eines binären Geschlechtermodells zuläuft. Die Artikelreihe in der *Neuen Revue* zelebrierte eine mediale Kunstfertigkeit der Vereindeutigung, die eine emanzipative Individualisierung selbstreferentiell diskursivierte. Anders gesagt, konnten im ambigen Aufbrechen von tradierten Sinngehalten neue mediale und gesellschaftliche Konfigurationen von Geschlechterbildern verarbeitet werden. Hier amalgamierten sich die ökonomischen Verkaufsinteressen einer Illustrierten, die sich über ein medial inszeniertes Programm des liberalen Aufbruchs befreiter Geschlechter politisch profilierte, mit Tendenzen einer individualisierenden Privatisierung von Geschlechtsidentitäten vor dem Horizont eines binären Geschlechtermodells.[106] Für dieses Programm anschlussfähige Semantiken generierte die *Neue Revue* über die Thematisierung von Trans- und Intergeschlechtlichkeit.

Ferner bediente die Medienberichterstattung in den späten 1960er Jahren das Interesse an voyeuristischer Sensation, einem ›modernen‹ Geschlechterverständnis und medizinischer Aufklärung häufig gepaart mit emotionalen Berichten über exzeptionelle Beziehungs- und Familienkonstellationen, die aus der geschlechtlichen Transition einer Person resultierten. Exemplarisch zeigt sich die Verflechtung unterschiedlicher Diskursstränge und das Zusammenwirken von Semantiken, die sich medizinischer, popkultureller und juristischer Anleihen bedienen und sich in der Berichterstattung über Transgeschlechtlichkeit in einer spezifischen Konstellation amalgamieren. Dabei handelt es sich auch immer um machtvolle mediale Sichtbarkeitsordnungen, die in ihren Beobachtungsformationen das Individuum regieren, indem mediale Körperaneignungen über Unterscheidungs- und Zuordnungsmechanismen manifestiert werden. Irritierte Beobachtungen und Unterscheidungen veranlassen die medialen Instanzen zur wiederholten Scharfstellung ihrer Beobachtungsmechanismen. Die Proklamation des Operationssaals als zentralem Eingriffsort ist nicht nur Ausdruck des Glaubens an die Korrekturmöglichkeiten durch chirurgische Eingriffe in Bezug auf das Geschlecht, sondern auch von der Überzeugung geprägt, dass die Gesellschaft auf mediale Beobachtungsinstanzen angewiesen ist, die notwendige Sichtbarkeiten herstellen und Aufklärung betreiben. Die Illustrierten folgen in dieser Logik einem allgegenwärtigen Aufklärungsparadigma, das für sie handlungsleitend ist. Mit der Zentralsetzung von Medizin und Chirurgie zeigt sich zugleich ein Verständnis, das davon ausgeht, soziale Integration ließe sich über chirurgisch-medizinische Maßnahmen realisieren.

106 Zu diesen Tendenzen einer Privatisierung, die sich sowohl sprachlich als auch in medizinischen Behandlungsformen manifestierten: vgl. Reuter: Geschlecht und Körper, S. 127–128.

Die Medienberichterstattung über Trans- und Intergeschlechtlichkeit ist Schauplatz von Resonanzen zwischen den verschiedenen Wissens- und Handlungsfeldern Medizin, Recht, Sport und Popkultur, die durch die mediale Beobachtung ihren Rahmen erhalten. Es handelt sich um einen Schauplatz, auf dem wiederholt dargestellt und verhandelt wurde, wie eine angemessene Rechtsprechung einer liberalen Bundesrepublik – medialen Individualisierungs- und Demokratisierungsthesen folgend – ausgestaltet sein müsste.[107] Beobachtungen zweiter Ordnung, die sich in der Medienberichterstattung über geschlechterambige Phänomene exemplarisch im Hineinkopieren des Codes von Recht/Unrecht in die eigene Sinnproduktion zeigen, ermöglichten eine Abgrenzungsbewegung gegenüber der Rechtsprechung und erlaubten die Aufwertung der medialen Sichtbarkeitsordnungen als einem modernen Leben entsprechende. Darüber hinaus konnten in diesen Situationen der ambigen Irritation neue Sinngehalte generiert und illustriert werden. Das wiederkehrende Narrativ der Befreiung kann in diesem Zusammenhang als hegemoniales Sinnprodukt einer medialen Beobachtung dechiffriert werden, die Effekte der Hochmoderne über Kodifizierungen von Transgeschlechtlichkeit zu plausibilisieren und aufzulösen suchte, indem das erwartete Andere dank medizinisch-technischer Fortschritte und einer medial inszenierten emanzipativen Individualisierung als das beobachtete Eigene inszeniert werden konnte. Das medial inkorporierte und fortwährend modifizierte Programm dieser Modernisierungseffekte wurde also über geschlechterambige Phänomene ausgespielt und in einem zeigbaren Sinnhorizont des medizinisch-chirurgisch anpassbaren Körpers konkretisiert. Das Imprägnieren von Inter- und Transgeschlechtlichkeit mit hegemonialen Zeitcodes von Vergangenem und Gegenwärtigem als Modus der Entparadoxifizierung von geschlechterambigen Phänomenen akzentuiert dabei die Bedeutung chrononormativer Zu(recht)weisungen, die zum sinnhaften Überschreiben der beobachteten Ambiguitätsirritation herangezogen werden konnten.

Literaturverzeichnis

Aizura, Aren Z.: Mobile Subjects. Transnational Imaginaries of Gender Reassignment, Durham 2018.

Augstein, Maria Sabine: Ein Abgeordneter kämpft für eine Minderheit. Dr. Claus Arndt und das Transsexuellengesetz, in: Annemarie Renger, Carola Stern, Herta

107 Trau zeigt mit Blick auf Petitionen an den Bundestag, dass sowohl die Rechtsprechung als auch das Politiksystem mit der Kritik einer mangelnden Unterstützung von trans Menschen konfrontiert wurden: vgl. Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«?, S. 95–96.

Däubler-Gmelin (Hg.): Festschrift für Claus Arndt zum 60. Geburtstag, Heidelberg 1987, S. 1–11.

Bänziger, Peter-Paul u.a: Sexuelle Revolution? Zur Sexualitätsgeschichte seit den 1960er Jahren im deutschsprachigen Raum, in: ders.u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 7–23.

Bayramoğlu, Yener: Queere (Un-)Sichtbarkeiten. Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse, Bielefeld 2018.

Becker, Frank: Im Zwischenraum der Geschlechter. Geschlechtliche Ambiguität im Mediendiskurs der Bundesrepublik, in: Unikate. Berichte aus Forschung und Lehre, 58 (2022), S. 8–17.

Becker, Frank: Transgender und Boulevardmagazine. Eine Reportage in der westdeutschen *Quick* von 1970, in: Oliver Scheiding u. Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 485–491.

Becker, Frank u. Elke Reinhardt-Becker (Hg.): Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt a.M., New York 2019.

Becker, Frank u. Elke Reinhardt-Becker: Semantiken der Liebe zwischen Kontinuität und Wandel – eine Skizze, in: dies. (Hg.): Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt a.M., New York 2019, S. 11–61.

Buske, Sybille: Die Debatte über »Unehelichkeit«, in: Ulrich Herbert (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 – 1980, Göttingen 2002, S. 315–347.

Cavalcante, Andre: Struggling for Ordinary. Media and Transgender Belonging in Everyday Life, New York 2018.

Davis, Glyn u. Laura Guy (Hg.): Queer Print in Europe, London, New York 2022.

Dhoest Alexander, Lukasz Szulc, Bart Eeckhout (Hg.): LGBTQs, Media and Culture in Europe, New York, London 2017.

Doering-Manteuffel, Anselm: Langfristige Ursprünge und dauerhafte Auswirkungen. Zur historischen Einordnung der siebziger Jahre, in: Konrad H. Jarausch (Hg.): Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 313–329.

Dreppenstedt, Enno: Das Publikumszeitschriftengeschäft von 1945 bis 2005 – Marktentwicklungen und Perspektiven, in: Mike Friedrichsen u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin, Heidelberg, New York 2007, S. 11–47.

Eder, Franz X.: Die lange Geschichte der »Sexuellen Revolution« in Westdeuschland (1950er bis 1980er Jahre), in: ders.u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 25–59.

Eder, Franz X. u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015.

Friedrichsen, Mike u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin, Heidelberg, New York 2007.

Gallo González, Danae (Hg.): Trans* Time. Projecting Transness in European (TV) Series, Frankfurt a.M., New York 2021.

Gunkel, Henriette: Queer Times Indeed? Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya, in: Feministische Studien, 30 (2012) H. 1, S. 44–52.

Hans-Bredow-Institut (Hg.): Medien von A bis Z, Wiesbaden 2006.

Hansen, Bert: Picturing Medical Progress from Pasteur to Polio. A History of Mass Media Images and Popular Attitudes in America, New Brunswick, London, New Jersey 2009.

Hartung, Uwe u. Elmar Schlüter: Die Darstellung von Sexualmoral in den Illustrierten Stern und Bunte 1962 bis 1977, in: Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung, 35 (1990) H. 3, S. 304–327.

Herbert, Ulrich (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 – 1980, Göttingen 2002.

Herbert, Ulrich: Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 – 1980, Göttingen 2002, S. 7–49.

Hilgenstock, Sabine: Die Geschichte der BUNTEN (1948–1988). Die Entwicklung einer illustrierten Wochenzeitschrift mit einer Chronik dieser Zeitschriftengattung, Frankfurt a.M. u.a. 1993.

Hodenberg, Christina von: Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte, München 2018.

Hodenberg, Christina von: Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973, Göttingen 2006.

Hodenberg, Christina von: Die Journalisten und der Aufbruch zur kritischen Öffentlichkeit, in: Ulrich Herbert (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 – 1980, Göttingen 2002, S. 278–311.

Hoenes, Josch: Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken, Bielefeld 2014.

Jarausch, Konrad H. (Hg.): Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008.

Johnson, Austin H.: Transnormativity. A New Concept and Its Validation through Documentary Film About Transgender Men*, in: Sociological Inquiry, 86 (2016) H. 4, S. 465–491.

Klöppel, Ulrike: XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität, Bielefeld 2010.

Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Fachbereich LSBTI (Hg.): Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980, Berlin 2018.

Lederer, Susan E.: Surgery and Popular Culture: Situating the Surgeon and the Surgical Experience in Popular Media, in: Thomas Schlich (Hg.): The Palgrave Handbook of the History of Surgery, London 2018, S. 349–367.

Liebeknecht, Moritz: Wissen über Sex. Die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung im Spannungsfeld westdeutscher Wandlungsprozesse, Göttingen 2020.

Malz, Arié, Stefan Rohdewald, Stefan Wiederkehr (Hg.): Sport zwischen Ost und West. Beiträge zur Sportgeschichte Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, Osnabrück 2007.

Meyer, Sabine: Kämpfe um Respekt und Anerkennung. Zur Geschichte transgeschlechtlichen Lebens in den westlichen Besatzungszonen und der BRD zwischen 1945 und 1980, in: Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Fachbereich LSBTI (Hg.): Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980, Berlin 2018, S. 30–51.

Meyer, Sabine: »Wie Lili zu einem richtigen Mädchen wurde«. Lili Elbe: Zur Konstruktion von Geschlecht und Identität zwischen Medialisierung, Regulierung und Subjektivierung, Bielefeld 2015.

Meyerowitz, Joanne J.: How Sex Changed. A History of Transsexuality in the United States, Cambridge Mass., London 2002.

Müller, Marion u. Christian Steuerwald (Hg.): »Gender«, »Race« und »Disability« im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya, Bielefeld 2017.

Nathoo, Ayesha: Hearts Exposed. Transplants and the Media in 1960s Britain, Basingstoke 2009.

Pater, Monika: »Gegen geile Männerpresse – für lesbische Liebe«. Der Andersen/Ihns-Prozess als Ausgangspunkt für das Coming-out von Lesben, in: Invertito – Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten, 8 (2006), S. 143–168.

Popp, Jutta: Bauer Verlag, in: Hans-Bredow-Institut (Hg.): Medien von A bis Z, Wiesbaden 2006, S. 44–47.

Prüll, Livia: Das Selbstbild der transidenten Frau nach 1945 und die Konsequenzen für den Umgang mit Geschlechtsidentitäten, in: Maximilian Schochow, Saskia Gehrmann, Florian Steger (Hg.): Inter*- und Trans*identitäten. Ethische, soziale und juristische Aspekte, Gießen 2016, S. 33–56.

Renger, Annemarie, Carola Stern, Herta Däubler-Gmelin (Hg.): Festschrift für Claus Arndt zum 60. Geburtstag, Heidelberg 1987.

Reuter, Julia: Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit, Bielefeld 2011.

Runte, Annette: Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität, München 1996.

Saalfeld, Robin K.: Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm, Bielefeld 2020.

Schaffer, Johanna: Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung, Bielefeld 2008.

Scheiding, Oliver u. Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022.

Schlich, Thomas (Hg.): The Palgrave Handbook of the History of Surgery, London 2018.

Silies, Eva-Maria: Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960–1980, Göttingen 2010.

Silva, Adrian de: Negotiating the Borders of the Gender Regime. Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany, Bielefeld 2018.

Silva, Adrian de: Im Spannungsfeld von Pathologisierung und Kampf um rechtliche Anerkennung. Entwicklungen der sexualwissenschaftlichen und rechtlichen Debatten zu Transsexualität und deren Verschränkungen in der Bundesrepublik Deutschland (1960er Jahre bis 1980), in: Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Fachbereich LSBTI (Hg.): Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980, Berlin 2018, S. 69–73.

Steinbacher, Sybille: Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik, München 2011.

Trau, Kim: Rechtswohltat oder »Schweinerei«? Die Diskussion des Transsexuellengesetzes in der Presse und in Petitionen an den Bundestag zwischen 1975 und 1982, in: Invertito – Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten, 17 (2015), S. 68–99.

Vogel, Andreas: Der Trend zur Segmentierung geht dem Ende zu – die Publikumspresse gestern, heute, morgen, in: Mike Friedrichsen u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin, Heidelberg, New York 2007, S. 49–64.

Wiederkehr, Stefan: Die Furcht vor dem sowjetischen Mannweib. Die Einführung von Geschlechtertest bei Olympischen Spiele im Kalten Krieg, in: Marion Müller u. Christian Steuerwald (Hg.): »Gender«, »Race« und »Disability« im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya, Bielefeld 2017, S. 51–75.

Wiederkehr, Stefan: Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport, in: Feministische Studien, 30 (2012) H. 1, S. 31–43.

Wiederkehr, Stefan: ›We Shall Never Know the Exact Number of Men who Have Competed in the Olympics Posing as Women‹. Sport, Gender Verification and the Cold War, in: The International Journal of the History of Sport, 26 (2009) H. 4, S. 556–572.

Wiederkehr, Stefan: »Mit zweifelsfreier Sicherheit… keine Frau«. Geschlechtertests im Spitzensport zwischen medizinischer Expertise und Technikeuphorie der Funktionäre, in: Technikgeschichte, 75 (2008) H. 3, S. 253–270.

Wiederkehr, Stefan: »Unsere Mädchen sind alle einwandfrei«. Die Klobukowska-Affäre von 1967 in der zeitgenössischen Presse (Polen, BRD, Schweiz), in: Arié Malz, Stefan Rohdewald, Stefan Wiederkehr (Hg.): Sport zwischen Ost und West. Beiträge zur Sportgeschichte Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, Osnabrück 2007, S. 269–286.

Quellenverzeichnis – Periodika

Die Zeit

Adolf Metzner, Nicht alle Sportlerinnen sind Frauen. Ein Symposium des Deutschen Sportärztebundes über Intersexualität, in: Die Zeit, 24.11.1967, Nr. 47, S. 47.

Adolf Metzner, Ärger mit den Frauen. Sind die Ärzte an allem schuld?, in: Die Zeit, 22.03.1968, Nr. 12, S. 44.

Hamburger Abendblatt

Rolf Meinecke, Es geht um rechtliche Gleichstellung, in: Hamburger Abendblatt, 05.11.1976, Nr. 259, S. 29.

Neue Revue

Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Frau – dann Mann, in: Neue Revue, 20.10.1968, Nr. 42, S. 52–56.

Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Diese Frau ist der Vater von zwei Kindern, in: Neue Revue, 27.10.1968, Nr. 43, S. 27–30.

Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Das schönste Mädchen von Paris war ein Junge, in: Neue Revue, 03.11.1968, Nr. 44, S. 84–90.

Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Aus dem Schiffsjungen George wurde die schöne Lady Ashley, in: Neue Revue, 10.11.1968, Nr. 45, S. 34–39.

o.V., Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Mann – dann Frau. Aus dem unbekannten Maurizio wurde das Star-Modell Amanda, in: Neue Revue, 17.11.1968, Nr. 46, S. 28–32.

Hans Herlin, Befreit vom falschen Geschlecht. Weder Mann – noch Frau. Abends wird ihr Mann zur schönen Frau, in: Neue Revue, 24.11.1968, Nr. 47, S. 54–56.

Wanja Überall, Befreit vom falschen Geschlecht. Erst Frau – dann Mann. Ich war ein Mädchen – so wurde ich zum Mann, in: Neue Revue, 01.12.1968, Nr. 48, S. 61–63.

o.V., Befreit vom falschen Geschlecht. Geschlechtsumwandlung in Deutschland. Operation hinter verschlossenen Türen, in: Neue Revue, 08.12.1968, Nr. 49, S. 55–57.

Carola Kleesiek, Ein neues Gesicht – ein neues Leben, in: Neue Revue, 18.03.1974, Nr. 12, S. 30.

Quick

Robert A Wilson, übersetzt von E. H. G. Lutz, Östrogen macht alle Frauen jung. Der Frauenarzt Dr. Robert A. Wilson berichtet über seine sensationelle Behandlungsmethode, in: Quick, 02.01.1966, Jg. 19 Nr. 1, S. 32–40.

Robert A Wilson, übersetzt von E. H. G. Lutz, Östrogen macht alle Frauen jung, in: Quick, 09.01.1966, Jg. 19 Nr.2, S. 52–56.

Robert A Wilson, übersetzt von E. H. G. Lutz, Östrogen macht alle Frauen jung. Der Bericht über eine medizinische Sensation, in: Quick, 16.01.1966, Jg. 19 Nr. 3, S. 37–41.

o.V., Östrogen hat uns geholfen, in: Quick, 17.07.1966, Jg. 19 Nr. 29, S. 32–38.

Stern

Dieter Müller-Plettenberg, Babys nur noch nach Programm?, in: Stern, 07.07.1963, Nr. 27, S. 46–51.

Ulrich Schippke, Hundert Schalter für die Seele, in: Stern, 12.05.1968, Nr. 19, S. 68–77.

»Dieses Mädchen ist ein Mann«

Ambige Geschlechtsidentitäten in der bundesdeutschen Illustrierten *Quick*

Frank Becker

Die heutige Debatte um Geschlechterrollen und Geschlechtsidentität, um den Umgang mit dem binären Geschlechtermodell gehört zu den wichtigsten gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen der Gegenwart.[1] Eine wachsende Zahl von Menschen empfindet das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht als ›falsch‹ und möchte die Möglichkeit erhalten, die eigene ›wahre‹ Geschlechtsidentität zu leben. Andere Menschen nehmen das binäre Geschlechtermodell insgesamt als Zwangskorsett wahr und wollen sich weder einseitig auf eine männliche noch weibliche Identität festlegen lassen. Stattdessen bezeichnen sie sich als *non-binary* und bewegen sich im Zwischenraum der Geschlechter.[2] Der Gesetzgeber hat in Deutschland 2019 auf diese Debatte reagiert, indem er neben männlich und weiblich die Kategorie divers in das Personenstandsrecht aufnahm.[3]

Diese Regelung bildete den vorläufigen Abschluss eines gesellschaftlichen Lernprozesses, der vor rund einem halben Jahrhundert begann – als sein Startpunkt gilt zumeist das *outing* von Gerda Hoffmann in der TV-Talkshow »Je später der Abend« und im Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL[4] im Jahr 1976.[5] Aber schon in der Dekade zuvor hatte eine öffentliche Thematisierung von Transgender-Phänomenen begonnen, die in der frühen Bundesrepublik noch überwiegend totgeschwiegen oder

---

1 Der vorliegende Beitrag ist entstanden im Teilprojekt »Geschlechtliche Ambiguität in der Medienberichterstattung der Bundesrepublik Deutschland von den 1970er Jahren bis zur Jahrtausendwende« (Frank Becker, Max Keilhau, Torben Trellenkamp) der 2019 eingerichteten DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« an der Universität Duisburg-Essen.

2 Christel Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen und über gelebte Pluralitäten, Bielefeld 2023.

3 Melanie Groß u. Katrin Niedenthal (Hg.): Geschlecht: divers. Die »Dritte Option« im Personenstandsgesetz – Perspektiven für die Soziale Arbeit, Bielefeld 2021.

4 Wie mit dem Fuchs, in: DER SPIEGEL Nr. 38 (13.09.1976), S. 81–84.

5 Udo Rauchfleisch: Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie, Göttingen ^{2}2009, S. 136.

mit dem Etikett des ›Krankhaften‹ versehen worden waren. Sicherlich spielte hierbei die Liberalisierung eine Rolle, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, gipfelnd in der 1968er-Bewegung, angestoßen wurde.[6] Aber auch der Blick ins Ausland gewann im Zuge der verstärkten Europäisierung, ja Internationalisierung des medialen und sozialen Wahrnehmungshorizonts an Bedeutung. Vor allem Stimmen, die aus den USA hörbar waren, wiesen in der Geschlechterpolitik neue Wege.[7]

Allerdings betrafen diese Veränderungen zunächst nur Teile der bundesdeutschen Öffentlichkeit. Den progressiven Tendenzen standen oft noch ausgesprochen traditionelle Sichtweisen gegenüber; das Fortschrittliche arbeitete sich gleichsam in kleinen Schritten aus dem Gehäuse des Althergebrachten heraus. Dies soll im Folgenden am Beispiel einer Mini-Serie von zwei Artikeln aus der Illustrierten *Quick* untersucht werden. Beide Artikel erschienen in einwöchigem Abstand im Januar 1970, also zu Beginn des Jahrzehnts, an dessen Ende das damals so genannte »Transsexuellen-Gesetz« von 1980 stand, welches Geschlechtsanpassungen, wenn auch unter massiven Auflagen, erlaubte.[8]

Illustrierten-Artikel bieten sich für die Analyse an, weil sie in höherem Maße als die Medien der Hochkultur den Mainstream der öffentlichen Meinung sichtbar machen – ein zu starker Dissens mit der Mehrheitsmeinung würde sich negativ auf die Verkaufszahlen auswirken. Gleichzeitig nehmen die auflagenstarken Illustrierten auch selbst auf die öffentliche Meinung Einfluss. Dabei vertrauen sie nicht nur auf ›schmissige‹ Texte, sondern ebenso – und teils sogar vorrangig – auf suggestive Bilder. Die den Illustrierten-Artikeln zugrundeliegenden Text-Bild-Kombinationen sind komplex: Zwischen den beiden Darstellungsformen von Realität entsteht ein Dialog, bei dem sich die Frage stellt, ob mit sprachlichen und visuellen Mitteln

6 Peter-Paul Bänziger u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015; Benno Gammerl: Queer: Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute, München 2023, S. 157–186. Allgemein auch Detlef Siegfried: 1968. Protest, Revolte, Gegenkultur, Ditzingen 2018.

7 Joanne Meyerowitz: How Sex Changed: A History of Transsexuality in the United States, Cambridge, MA. 22004.

8 Maria-Sabine Augstein: Zur rechtlichen Situation Transsexueller in der Bundesrepublik Deutschland, in: Friedemann Pfäfflin u. Astrid Junge (Hg.): Geschlechtsumwandlung. Abhandlungen zur Transsexualität. Stuttgart/New York 1992, S. 103–111. Mittlerweile sind große Teile dieses Gesetzes vom Bundesverfassungsgericht für grundgesetzwidrig erklärt worden. Siehe Kim Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«? Die Diskussion des Transsexuellengesetzes in der Presse und in Petitionen an den Bundestag zwischen 1975 und 1982, in: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 17 (2015), S. 68–99, hier 70. Im August 2023 beschloss das Bundeskabinett den Entwurf für ein rundum erneuertes »Selbstbestimmungsgesetz«.

übereinstimmende oder abweichende Deutungen des thematisierten Phänomens vermittelt werden.[9]

Die *Quick* erschien von 1948 bis 1992. Sie war eine illustrierte Publikumszeitschrift, deren bunte Themenauswahl Information, praktische Hilfe und Unterhaltung bot.[10] Nach liberalen Anfängen wurde ihr Kurs deutlich konservativer, als sie 1966 in den Besitz der Heinrich Bauer Verlagsgruppe wechselte. Aus dem Konzentrationsprozess der westdeutschen Illustrierten seit Ende der 1950er Jahre[11] ging sie als eine der »Großen Vier« hervor, die 1970 den Markt weitgehend unter sich aufteilten: neben der *Quick* die *Bunte*, die *Neue Revue* und der *Stern*.[12] Die Auflage der *Quick* lag im selben Jahr bei über 1,4 Millionen Exemplaren.[13] Die ›Sexwelle‹ seit Mitte der 1960er Jahre verschaffte dem Thema Sexualität in den Illustrierten starke Präsenz. Neben freizügigen Titelblättern, die vor allem zum Kauf animieren sollten, kamen auch Artikel zum Abdruck, die der Aufklärung des Publikums dienten[14]; *Quick* brachte zum Beispiel Bücher von Oswalt Kolle in Fortsetzungen ins Heft[15]. In dieser Hinsicht unterschieden sich die konservativen Illustrierten nicht wesentlich von ihren liberalen Pendants: Sexualität sollte nicht länger tabu, sondern unter den Bedingungen der Demokratie so zu leben sein, wie es dem grundsätzlichen Anspruch

9 Oliver Scheiding u. Sabina Fazli: Einleitung: Zeitschriften als Imaginationsraum und Anschauungsform der Gesellschaft, in: dies. (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 11–44, hier 24f; Jens Ruchatz: Bild-Schrift-Konstellationen. Die Multimedialität der Zeitschrift, in: Oliver Scheiding u. Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 109–129.

10 Horst Holzer: Illustrierte und Gesellschaft. Zum politischen Gehalt von Quick, Revue und Stern. Freiburg i.B. 1967, S. 45.

11 Enno Dreppenstedt: Das Publikumszeitschriftengeschäft von 1945 bis 2005. Marktentwicklungen und Perspektiven, in: Mike Friedrichsen u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin/Heidelberg 2007, S. 11–47, hier 38–41.

12 Horst Merschein: Medizin in Illustrierten. Berichterstattungs-Analyse von Bunte, Neue Revue, Quick und Stern. Bochum 1978, S. 48–50.

13 Sabine Hilgenstock: Die Geschichte der BUNTEN (1948–1988). Die Entwicklung einer illustrierten Wochenzeitschrift mit einer Chronik dieser Zeitschriftengattung. Frankfurt a.M. 1993, S. 112. Zur Marktmacht der Illustrierten allgemein auch Andreas Vogel: Der Trend zur Segmentierung geht dem Ende zu – die Publikumspresse gestern, heute, morgen, in: Mike Friedrichsen u. Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin/Heidelberg 2007, S. 49–64, hier 52f.

14 Zur Thematisierung von Sexualität in Illustrierten siehe als Forschungsbeitrag, wenn auch auf einen späteren Untersuchungszeitraum bezogen, vor allem Ute Schad: Sexualität zwischen Tabu und Öffentlichkeit. Eine Inhaltsanalyse der Berichterstattung von Bunte, Quick, Stern und Spiegel zum Thema AIDS, Diss. LMU München 1991.

15 Den Auftakt bildete »Dein Kind – das unbekannte Wesen«. Siehe Ankündigung der Fortsetzungsreihe in Quick 17 (19. Januar 1964), H. 3, S. 32. Die Reihe beginnt ab Heft 4. Am 1. Januar 1964 war Kolles gleichnamiges Buch im Münchner Südwest Verlag erschienen.

auf persönliche Freiheit entsprach – wobei deren Grenzen allerdings noch zu ziehen waren.

Den Auftakt zu der Mini-Serie der *Quick* zum Thema Transgeschlechtlichkeit bildete am 14. Januar 1970 ein Artikel über die gescheiterte Ehe eines britischen Aristokraten mit einer trans Frau.[16] Arthur Corbett und April Ashley, so die Namen der beiden Eheleute,[17] standen sich in London gerade vor einem Scheidungsgericht gegenüber; dieser Prozess bildete den Aufhänger für den Illustrierten-Beitrag. Konkret ging es darum, dass Arthur die Annullierung der Ehe mit dem Argument forderte, April sei nur scheinbar eine Frau, tatsächlich aber nach wie vor ein Mann, sodass die Ehe nach damaligem Recht, das die Heirat von Homosexuellen bzw. gleichgeschlechtlichen Partnern nicht zuließ, für ungültig zu erklären sei. Der Artikel verselbständigte sich allerdings gegenüber dem realen Fall; er verwandelte diesen gleichsam in eine basale Form von Literatur, die einen Plot entwickelte, welcher mit den beschriebenen Personen und ihrer gemeinsamen Geschichte nur in einem losen Zusammenhang stand. Anders formuliert: Wirklichkeit wurde in Kolportage transformiert.

Schon der Titel »Hilfe, meine Frau ist ein Mann!« verdeutlicht diese Tendenz. Der Ausruf wird dem Ehemann in den Mund gelegt – ohne jeden Beleg. Anschließend steigt der Artikel mit einer Schilderung der Hochzeitsnacht von Arthur und April ein. Hier habe sich dem Ehemann zum ersten Mal offenbart, dass seine Frau nach wie vor ein Mann sei. Jedenfalls sei es zum Geschlechtsverkehr in der von Arthur gewünschten Form nicht gekommen. Diese Enttäuschung habe die Ehe von vornherein zerrüttet. Nach sechs Jahren »getrennt von Tisch und Bett« (S. 18) sei der Ehemann schließlich vor Gericht gezogen. Der Artikel möchte offenbar auf die Pointe eines deftigen Schwanks nicht verzichten – ausgerechnet in der Hochzeitsnacht werden dem Ehemann die Augen geöffnet. Dass er zuvor keine Ahnung von Aprils körperlicher Beschaffenheit gehabt haben soll, ist unwahrscheinlich, wird aber damit begründet, dass die beiden Verliebten vor der Heirat zwei Jahre lang nur »an Spaniens Badestränden und in verschwiegenen Bars geflirtet« (S. 18) hätten. Die Anonymität des Strandlebens und die »Verschwiegenheit«, die den Bars attribuiert wird, weisen zudem darauf hin, dass sich das Paar in dieser Phase aus dem gesellschaftlichen Leben, ja aus der Gesellschaft insgesamt zurückgezogen hat. Damit

16 Hilfe, meine Frau ist ein Mann!, in: Quick 23 (14. Januar 1970), H. 3, S. 18f.

17 Corbett (1919–1993) war als 3rd Baron Rowallan ein reicher Erbe; Ashley (1935–2021) hat ihre Lebensgeschichte in mehreren autobiografischen Texten niedergelegt. Diese Lebensgeschichte war ausgesprochen leidvoll, was gar nicht zu dem schnoddrig-süffisanten Ton passt, den der *Quick*-Artikel anschlägt. Siehe vor allem April Ashley: The First Lady: I Was a Vogue Model and a National Celebrity but I Was Living With a Secret That Was to Shake the World, London 2006.

folgten Arthur und April einem Verhaltensmuster, das für romantisch codierte Liebesbeziehungen insgesamt typisch ist, wenn die Akzeptanz des sozialen Umfeldes in Frage steht[18] – was hier wegen der Ungewöhnlichkeit der Verbindung in zugespitzter Form der Fall gewesen sein könnte.

Nach dem schwankhaften Einstieg werden den Leser*innen aber auch Hintergrundinformationen geliefert. April Ashley habe sich vor der Eheschließung in Casablanca einem geschlechtsanpassenden medizinischen Eingriff unterzogen. Die Hafenstadt Casablanca im nordafrikanischen Marokko, wo der Chirurg Georges Burou wirkte, war in den 1950er und 1960er Jahren eine zentrale Anlaufstelle für operationswillige transgeschlechtliche Menschen. Deren Zahl, so der Artikel im weiteren Verlauf unter Berufung auf den US-amerikanischen Psychiater und Sexualreformer Harry Benjamin,[19] wachse stetig. Mit der Zitation Benjamins rekurriert die *Quick* sogar auf wissenschaftliche Expertise. Die hohe Zahl der Betroffenen ist dazu angetan, das Phänomen zu ›normalisieren‹, auch dies eine wichtige unterschwellige Botschaft des Textes. Teilweise seien die Betroffenen, so Benjamin, jedoch mit dem Ergebnis der Geschlechtsanpassung unzufrieden. Als Beispiel wird die trans Frau Jacqueline Charlotte Dufresnoi (1931–2006) genannt, die unter ihrem Bühnennamen Coccinelle in der Zeit der Veröffentlichung des Artikels zu den bekanntesten Entertainerinnen Frankreichs gehörte und ebenfalls – bereits 1958 – in Casablanca operiert worden war.[20] Auch dies kann als eine rhetorische Strategie zur Erhöhung der Akzeptanz von Transgeschlechtlichkeit interpretiert werden, wird diese doch mit einer erfolgreichen, prominenten und viel bewunderten Person in Verbindung gebracht.

Die Eheschließung von Arthur und April, so berichtet der Artikel weiter, fand in dem britischen Überseegebiet Gibraltar statt. Offenbar wählte das Paar diesen Ort, um von Verwandten und Bekannten möglichst unbehelligt zu bleiben, die aufgrund der Kenntnis von Aprils Lebenslauf unangenehme Fragen hätten stellen können. Auch die Behörden würden in so großer Entfernung vom Mutterland sicherlich bei der Heranziehung und Beurteilung von Dokumenten, die den Personenstand betrafen, großzügiger verfahren. Genauso »verschwiegen«, wie die Beziehung zuvor geführt worden war, sollte auch die Heirat erfolgen. Zu dem Ort der Eheschließung passte ebenfalls, dass die wichtigsten Stationen der Paarbeziehung am Mittelmeer lagen – an Spaniens Stränden war geflirtet worden, in Casablanca hatte die geschlechtsanpassende Operation stattgefunden. Im mediterranen Raum hatte

18 Elke Reinhardt-Becker: Seelenbund oder Partnerschaft? Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit, Frankfurt a.M. 2005, S. 87.

19 Harry Benjamin (1885–1986) hatte vier Jahre zuvor sein Buch *The Transsexual Phenomenon* publiziert und damit das Thema einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht.

20 Als Biografie der Künstlerin siehe Carlson Wade: She-male: the amazing true-life story of Coccinelle, New York 1963, als Autobiografie Coccinelle par Coccinelle, Paris 1987.

sich die Beziehung also ungehindert entwickeln können – Nordafrika und Spaniens maurischer Süden assoziieren sogar den vermeintlich sexuell so freizügigen Orient.[21] In London hingegen, in der Heimat mit ihren strengen Sitten und Gesetzen, kommt es zum Scheidungsprozess, der das Ende der Beziehung besiegelt.[22]

In diesem Prozess prallen die unterschiedlichen Sichtweisen der Eheleute laut *Quick* unvermittelt aufeinander. Alles dreht sich dabei um die Geschlechtsidentität von April. Arthur bestreitet, dass April tatsächlich zu einer Frau geworden sei – und beruft sich dabei auf ihre körperliche Beschaffenheit zum Zeitpunkt der Heirat: Die Operation sei unzulänglich gewesen. Deshalb sei ›normaler‹ Geschlechtsverkehr mit vaginaler Penetration unmöglich gewesen. April räumt ein, dass diese Form von Sex nicht stattgefunden habe, gibt als Ursache hierfür allerdings Arthurs fehlendes Wollen – oder seine fehlende Befähigung an. Im Prinzip sei solcher Verkehr möglich gewesen. Das Londoner Gericht musste sich also im Detail mit Aprils Anatomie befassen, um die Aussagen der streitenden Parteien überprüfen zu können. Sogar »Operationsfotos« (S. 18), vermeldet die *Quick*, seien im Prozess herangezogen worden.

Für die Illustrierte ist die Frage der Geschlechtsidentität also praktisch vollständig auf der körperlichen Ebene angesiedelt. Anatomische Merkmale entscheiden darüber, ob eine Person ein Mann oder eine Frau ist. Wenn April in der »Pubertätszeit plötzlich weibliche Gefühle verspürt hatte« (S. 18), so machte sie dies nicht zur Frau, sondern ließ nur den Wunsch entstehen, den langen Weg zu einer Geschlechtsanpassung zu beschreiten, der erst durch eine erfolgreiche Operation zu Ende gegangen war. Die Form, in der das Londoner Gericht den Fall behandelt, entspricht genau der Perspektive von *Quick*: Die Wahrheit über die Geschlechtsidentität der Ehefrau ist nur durch Fleischbeschau zu ermitteln. Das Selbstverständnis Aprils, die von ihr gewählte Geschlechtsidentität spielt keine Rolle. Der Ehemann hingegen hat das Recht, bei der Heirat eine körperlich angemessen ausgebildete Frau vorzufinden. Was immer die Eheleute vorher zueinander hingezogen und den Wunsch begründet hat, eine feste Lebensgemeinschaft zu schließen, wird absolut nachrangig gegenüber diesem Punkt.

---

21 Zu solchen Stereotypen der Orient-Wahrnehmung siehe bereits die klassische Studie von Edward Said: Orientalism, New York 1978.

22 Ein weiteres wichtiges Motiv für Arthur, die seit Jahren nur noch auf dem Papier bestehende Ehe nun auch juristisch-formal zu beenden, bestand freilich darin, dass er April kein Geld zukommen lassen wollte. Diese hatte Schwierigkeiten, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten; als Kind armer Eltern konnte sie auch nicht auf familiäre Ressourcen zurückgreifen. Der vermögende Arthur hätte sie ohne Probleme unterstützen können, versuchte sich aber jeder Zahlungspflicht zu entziehen. In der Beziehung der Eheleute spielte auch der Faktor *class* eine nicht unwesentliche Rolle – ein Aspekt, zu dem sich die *Quick* aber nicht weiter äußert.

Der gesamte Aufbau des Artikels unterstreicht diese auf Körper und Sex fixierte – man könnte auch sagen: reduzierte – Wahrnehmung.[23] Schon der »Lead«, der durch größere Buchstaben hervorgehobene Vorspann des Artikels, der sich auf ein direkt daneben abgedrucktes Foto bezieht, macht dies unmissverständlich klar: »Die Braut, die hier mit dem Engländer Arthur Corbett die Ehe schließt, war einmal ein Mann. Eine Operation sollte sie zur Frau machen. Doch im Ehebett ging alles schief« (S. 18). Das hier gemeinte Hochzeitsbild präsentiert die Eheleute in dezenter bürgerlicher Kleidung. Der Artikel ist jedoch noch mit zwei weiteren Fotos illustriert. Diese springen stärker ins Auge, weil sie in größeren Formaten abgedruckt sind – und weil sie Arthur und April in freizügiger Badekluft zeigen. Das eine dieser beiden Bilder nimmt ungefähr die Hälfte der ersten Seite des Artikels ein, das andere die zweite (und letzte Seite) komplett.[24]

Beide Fotos spielen darauf an, dass April – wie es auch im Text angegeben wird – nach ihrer Geschlechtsanpassung zunächst als Fotomodell und Mannequin arbeitete. Sogar in einem Spielfilm wirkte sie in einer kleinen Rolle mit.[25] Passend zu diesen Ambitionen nimmt sie auf dem ersten Bild geradezu die Pose eines Filmstars ein: Sie sitzt in legerer Badekleidung in einem Gartensessel, in ihrer rechten Hand baumelt eine Sonnenbrille, die nackten Beine werden den Betrachter*innen geradezu entgegengestreckt. Der geöffnete Bademantel offenbart ein enges Schwimmdress, das den Busen betont. Die Bildunterschrift bringt die Botschaft auf den Punkt: »April Ashley, die Frau, die ein Mann sein soll, geizt nicht mit ihren Reizen« (S. 18). Bemerkenswert ist, dass die Kernaussage des Textes – April Ashley ist ein Mann, der eine Frau sein will – hier umgekehrt wird: Die Seins-Aussage bezieht sich auf das weibliche Geschlecht, die Zuordnung zum männlichen Geschlecht (»die ein Mann sein soll«) erscheint dadurch fast schon wie eine Unterstellung. Die Unterschrift erliegt gleichsam der Suggestionskraft des Bildes, das April in einer extrem femininen Pose zeigt.

Das zweite Foto stilisiert April in ähnlicher Weise. Sie steht in einem knappen Bikini am Rand eines Swimmingpools; Pumps mit hohen Hacken betonen ihre langen Beine. Auch hier tritt den Betrachter*innen ein Fotomodell entgegen. Hochhackige

23 Den Zusammenhang von Medienbildern und vergeschlechtlichter Körperlichkeit behandeln die Beiträge in Birgit Riegraf, Dierk Spreen, Sabine Mehlmann (Hg.): Medien – Körper – Geschlecht. Diskursivierungen von Materialität, Bielefeld 2012, sowie Anja Michaelsen: Medien und Körper. Ansätze der medienwissenschaftlichen Geschlechterforschung, in: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Berlin 2019, S. 1367–1376.

24 Zur bildlichen Darstellung von trans Personen siehe grundlegend, wenn auch ohne Berücksichtigung von Illustrierten, Robin K. Saalfeld: Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm, Bielefeld 2020.

25 Kein Hinweis findet sich allerdings darauf, dass April schon 1961 von der Zeitung *Sunday People* geoutet wurde, was ihre Karriere jäh beendete, ja fast einem Berufsverbot für sie gleichkam.

Pumps sind beim Baden keineswegs funktional, sie werden getragen, um attraktive Weiblichkeit in Szene zu setzen. In Aprils unmittelbarer Nähe ist Arthur sichtbar, der gerade auf der kleinen Trittleiter steht, über die man in das Becken steigt oder es verlässt. Diese Position, die ihn im Vergleich zu der am Beckenrand stehenden April absenkt, führt dazu, dass sich sein Kopf exakt auf der Höhe von deren Genitalbereich befindet – wie um visuell zum Ausdruck zu bringen, dass Arthurs Wahrnehmung von Aprils Geschlechtsorgan im weiteren Verlauf der Beziehungsgeschichte eine entscheidende Rolle spielen wird. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die *Quick* ausgerechnet dieses Foto für die Illustration des Artikels ausgesucht hat. Auch die Bildunterschrift, diesmal nicht unter dem Bild, sondern rechts oben auf der Bildfläche selbst platziert, rückt die Liebe von April und Ashley wieder in eine vollkommen sexualisierte Perspektive: »Mit April Ashley ging Arthur Corbett baden. Das machte beiden Spaß. Sie hofften, auch als Eheleute viel Spaß miteinander zu haben. Vergeblich. Jetzt stehen sie vor dem Scheidungsrichter.« (S. 19) Der Anfangssatz spielt geschickt mit dem Doppelsinn der Formulierung »baden gehen«: Einerseits bildet sie die fotografierte Szene am Swimmingpool ab, andererseits steht sie metaphorisch für Scheitern und Untergang – und weist so auf das fatale Ende der Beziehung voraus.

Auch die Form, in der Arthurs Körper auf dem Swimmingpool-Foto inszeniert wird, ist aussagekräftig. Nur mit einer nassen Badehose bekleidet, ist er mehr aus- als angezogen. Seine Physis ist schlank und muskulös. Als weiteres Attribut ist ihm eine große Dogge beigegeben, die ebenfalls, direkt hinter April, am Beckenrand steht. Wie April als besonders feminine Frau gezeigt wird, so erscheint Arthur als besonders maskuliner Mann. Der Textteil des Artikels unterstützt diese Sichtweise: Der Protagonist wird als »hochdekorierter Kriegsheld« eingeführt.[26] Als wenn es schon darum ginge, Aprils Infragestellung der Potenz ihres Mannes zurückzuweisen, die erst am Ende des Artikels zitiert wird, wird den Leser*innen sogleich mitgeteilt, er habe mit seiner ersten, mittlerweile von ihm geschiedenen Ehefrau vier Kinder gezeugt. Dass Arthur Corbett tatsächlich in seiner Jugend zum Crossdressing neigte, wird dem Publikum verschwiegen. Der Protagonist soll als betont viril, als perfekter Vertreter einer traditionellen Männlichkeit erscheinen, um plausibel zu machen, dass es für ihn einen schweren Schock bedeutete, in der Hochzeitsnacht festzustellen, mit seiner Frau keinen vaginalen Sex haben zu können. Um die klamottenhafte Pointe der ›Überraschung im Brautbett‹ zu gewinnen,

26 Zu Männlichkeitskonstruktionen siehe in der historischen Forschung Ernst Hanisch: Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien u.a. 2005. Konkret zu Soldatentum und Männlichkeit auch Maja Apelt: Militär und Krieg: der kämpfende Mann, die friedfertige Frau und ihre Folgen, in: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Berlin 2019, S. 891–900.

biegt sich die *Quick* ihre Figuren nach Belieben zurecht. Über allem anderen steht die süffige Eingängigkeit der Story.

Bei einem Vergleich der von den Bildern transportierten Bedeutungen mit den Aussagen im Text fällt eine grundlegende Diskrepanz auf. Offensichtlich handelt es sich bei dem vorliegenden Artikel um ein Beispiel dafür, dass die sprachliche und die visuelle Botschaft durchaus in einem Spannungsverhältnis miteinander stehen können. Während der Text viele Botschaften sendet, die Aprils Weiblichkeit in Frage stellen – so gibt schon der Titel, wenn auch durch Anführungszeichen relativiert, Arthurs Perspektive wieder, und im zweiten Absatz wird die trans Frau sogar als »Ex-Matrose« (S. 18) bezeichnet, also mit einem besonders stark männlich konnotierten Beruf und Habitus in Verbindung gebracht[27] –, betonen die freizügigen Fotos demonstrativ die Weiblichkeit der Protagonistin. Dieser Befund lässt sich in unterschiedlicher Weise interpretieren.

Es ist durchaus möglich, dass die *Quick* mit dem beschriebenen Verfahren die Ambiguität von Aprils Geschlechtsidentität zusätzlich akzentuieren wollte: Ein kniffliger Fall, der die Londoner Scheidungsrichter ebenso herausfordert wie die Auror*innen und Fotoreporter*innen der Illustrierten – und letztlich auch die Leser*innen, die verschiedene Deutungsangebote präsentiert bekommen und selbst entscheiden müssen, wie sie mit der vorliegenden Uneindeutigkeit umgehen wollen. Andersherum, so eine zweite Interpretation, könnten die Bilder auch Arthurs Wahrnehmung spiegeln, konkret: die Täuschung plausibel machen, der er erlag. Wenn April sich so feminin in Szene zu setzen vermochte, wie es die beiden größeren Fotos zeigen, überrascht es nicht, dass der Bräutigam ihren Reizen erlag und keinen Verdacht schöpfte, mir ihrem Frau-Sein könne etwas nicht stimmen. In diesem Kontext ist auch zu beachten, dass die beiden Pool-Fotos nicht datiert sind, sodass unklar bleibt, zu welchem Zeitpunkt genau – und in welchem Stadium der Beziehung der beiden – April dieses Aussehen an den Tag legte. Auch im Text werden kaum Daten genannt, wahrscheinlich um den Plot nicht zu gefährden, Arthur habe es von Anfang an mit einer prononciert weiblich wirkenden April zu tun gehabt, die erst in der Hochzeitsnacht ihre ›Defizite‹ offenbarte.

Unter dem oben untersuchten Artikel »Hilfe, meine Frau ist ein Mann!« wurde in zwei groß und fett gedruckten Zeilen bereits der thematisch ähnliche Beitrag des nächsten Heftes beworben, und zwar mit den Worten: »Auch Japans schönstes Mädchen ist kein Mädchen« (S. 19). Bei aller inhaltlichen Nähe gab es aber doch einen wichtigen Unterschied in der Form der Präsentation: Der zweite Artikel der Mini-Serie, überschrieben mit »Der Junge, der als Mädchen glücklich ist«, war in der

27 Bei dieser Gelegenheit nennt die *Quick* auch Aprils vollständigen Geburtsnamen, praktiziert also unverblümt das, was später von Betroffenen als *deadnaming* scharf kritisiert worden ist. Im Grunde wiederholte die Illustrierte damit das ungewollte *outing*, das 1961 die *Sunday People* vorgenommen hatte, neun Jahre später vor einer deutschen Leserschaft.

Quick-Ausgabe Nr. 4 vom 21. Januar 1970 die Titelgeschichte.[28] Das Thema kam also nicht nur in einem dreiseitigen illustrierten Beitrag, sondern auch auf dem Titelblatt des Heftes zur Darstellung. Dort war die Büste einer Person zu sehen, die auf den ersten Blick eine junge Frau zu sein schien. Eine verführerische Pose, mehr noch aber ein glitzernder Stirnreif, vermittelten den Eindruck einer Diva, ja eines Vamps aus dem Hollywoodkino der 1920er Jahre; kupferrot-silbriges Haar, extravagant frisiert, schmal gezupfte Augenbrauen und ein Kleid, das aus demselben schimmernden Material zu bestehen schien wie der Stirnreif, unterstützten diese Wahrnehmung. Gleichzeitig deuteten ein Kanzashi, ein japanischer Kopfschmuck, der mit einer Nadel im Haar befestigt wird, und der Schnitt der Augen an, dass es sich um eine aus Ostasien stammende Person handeln müsste. Daraus resultierte eine erste Irritation: Wie passte das (überwiegend) westliche Styling zu dieser Herkunft? Handelte es sich um eine Person mit Einwanderungshintergrund, die in Hollywood Karriere gemacht hatte? Oder zeugte das Foto vielmehr von einer Art westlicher Vintage-Mode, die in einem ostasiatischen Land gepflegt wurde?

Eine weitere Irritation wurde von einem Textfeld ausgelöst, das plakativ in der Form eines Pfeils neben dem Porträt positioniert war und das Lesepublikum mit der Aussage überraschte: »Dieses Mädchen ist ein Mann.« Hierauf folgte noch der – kleiner und weniger fett gedruckte – Nachsatz: »Lesen Sie den Bericht über den schönsten Zwitter der Welt«. Schon diese wenigen Worte machen deutlich, welche Probleme die *Quick* damit hatte, überhaupt erst einmal eine Sprache zu finden, mit der Menschen, die sich nicht in das binäre Mann-Frau-Schema einordnen ließen, benannt werden konnten. Die erste Aussage impliziert, es gebe nur Männer und Frauen; jede Person sei entweder das eine oder das andere; wenn das Mädchen kein wirkliches Mädchen sei, dann eben ein Mann. Im Widerspruch dazu ist im zweiten Satz von ›Zwitter‹[29] die Rede. Wäre die porträtierte Person so eindeutig ein Mann, wie der erste Satz behauptet, könnte sie nicht gleichzeitig ein Zwitter sein. Außer-

28 Die folgenden Ausführungen greifen auf und erweitern den Beitrag von Frank Becker: Transgender und Boulevardmagazine. Eine Reportage in der westdeutschen *Quick* von 1970, in: Oliver Scheiding u. Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 485–491. Für wichtige Hinweise zur Interpretation dieses *Quick*-Artikels danke ich Patricia Plummer und Cinja Bösel aus dem Teilprojekt »Unveiling Orientalism: Ambiguität im britischen Reisediskurs des langen 18. Jahrhunderts« der DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« an der Universität Duisburg-Essen.

29 Der despektierliche Begriff Zwitter wurde damals für intersexuelle Personen verwendet. Zur Intersexualität siehe grundlegend Ulrike Klöppel: XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität, Bielefeld 2010, S. 163–234, sowie Joris Atte Gregor, Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie, Bielefeld 2015.

dem zeigt sich an dieser Stelle, dass die *Quick* offenbar nicht imstande war, zwischen Intersexuellen und trans Personen zu unterscheiden.

Schlägt man das Heft auf und liest den angekündigten Bericht, so entpuppt sich dieser im Wesentlichen als Interview. Diese Referenz auf einen Interviewpartner als reale Person darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch der zweite Artikel der Mini-Serie seine(n) Protagonisten weitgehend fiktionalisiert, mithin als eine basale Form von Literatur aufzufassen ist. Gegenstand dieser Stilisierung ist der 1952 geborene japanische Unterhaltungskünstler ›Peter‹, mit bürgerlichem Namen Shinnosuke Ikehata, der 1969 sein Debüt als Schauspieler unter der Regie von Toshio Matsumoto in dem mit dokumentarischen Szenen angereicherten, experimentellen Film »Pfahl in meinem Fleisch«[30] gegeben hatte, wo er einen Crossdresser namens Eddie verkörperte. Diese Filmrolle verwandelte Peter anschließend in eine Kunstfigur, die er dauerhaft in der japanischen Unterhaltungsszene etablierte. Den Spitznamen Peter – abgeleitet von Peter Pan – verdankte er seinen Auftritten als Tänzer in Clubs, bei denen er hautenge Hemden und Hosen trug. Heute ist Shinnosuke Ikehata eine der bekanntesten Drag Queens Japans.

Die Anspielung auf Peter Pan unterstreicht das Changieren des Protagonisten zwischen östlicher und westlicher Kultur, mit dem schon das Titelblatt arbeitet. Eine weitere Ambiguität, nämlich diejenige zwischen Kindheit und Erwachsensein, ruft der Umstand auf, dass die literarische Figur Peter Pan nicht erwachsen werden kann: Möglicherweise hat der japanische Teenager Peter seine Geschlechtsidentität noch nicht gefunden. Zudem war es bei Bühnenstücken oder Filmen zum Peter Pan-Stoff üblich, die Hauptfigur mit Mädchen bzw. jungen Frauen zu besetzen, was die geschlechtliche Ambiguität der Figur in der öffentlichen Wahrnehmung noch weiter verstärkte.[31] Generell ist bemerkenswert, dass Peter von der *Quick* zu einer mehrfach ambigen Figur stilisiert wird. Die Verunklarung der Zuordnung zur westlichen und östlichen Kultur sowie zur Kindheit und zum Erwachsenenalter flankieren und forcieren die Irritation hinsichtlich seiner bzw. ihrer Geschlechtsidentität.

Dabei war und ist es in Japan durchaus beliebt, Ikonen der westlichen Popkultur zu imitieren. Auch Peters Kleidung auf der Titelseite der *Quick* folgt diesem Trend. Was der Satz neben dem Titelbild so apodiktisch klargestellt hatte – »Dieses Mädchen ist ein Mann« –, wird im Artikel allerdings wieder problematisiert. Der anonyme Verfasser arbeitet sich an dem Versuch ab, Peter zu kategorisieren. Ist er als Mann oder ist er als Frau zu bezeichnen? Weibliche Kleidung, Make-up, eine weiche Stimme und feminine Bewegungen widersprechen dem männlichen

30 Die englische Übersetzung des Filmtitels lautet: »Funeral Parade of Roses«. Später erhielt Peter auch noch weitere Filmrollen, so die des Narren Kyoami in dem auch im Westen bekannten Spielfilm »Ran«, 1985 gedreht von Akira Kurosawa.

31 Zur Peter Pan-Figur siehe grundlegend die psychohistorische Studie von Rosalind Ridley: *Peter Pan and the Mind of J. M. Barrie*, Cambridge 2016.

Geschlecht, das der Vorname Peter markiert. Der Interviewer macht Bemerkungen wie: »Aber Ihrem Äußeren nach sind Sie doch zumindest kein normaler Mann. Eher eine Frau«, »Also fühlen Sie sich als Frau?«, »Nur sollte man wenigstens selbst wissen, ob man nun Mann oder Frau ist« (S. 22), worauf Peter antwortet, es wäre ihm lieber, als Mann angesehen zu werden. Während der Protagonist im Text mit dem Pronomen »er« bezeichnet wird, gibt es auf Seite 21 eine Bildunterschrift, die angibt, für das Make-up brauche »er (sie) täglich zwanzig Minuten« – der einzige Versuch des Textes, geschlechtlicher Ambiguität sprachlich gerecht zu werden, in diesem Fall durch die Dopplung des Pronomens.

Der Artikel ist weit davon entfernt, trennscharf zwischen biologischem Geschlecht und erlebter Geschlechtsidentität zu unterscheiden. Darüber hinaus wird Peter auch im Artikel, wie schon auf der Titelseite, fälschlich als ›Zwitter‹ kategorisiert. Tatsächlich ist er ein Crossdresser.[32] Das aber ist für den Reporter nur Zeichen einer nicht-heteronormativen Sexualität. Daher fragt er Peter mehrmals, ob dieser homosexuell sei. Als die Antwort negativ ausfällt, lässt er von diesem Thema nicht ab, sondern fragt immer aufdringlicher nach Peters Begehren und seinen sexuellen Erfahrungen.

Die Irritation, die der Protagonist auslöst, indem er sich einer einfachen Kategorisierung entzieht, spiegelt sich in einem chaotischen Gebrauch von Anführungszeichen. Zwitter wird auf dem Titelblatt ohne, auf S. 20 mit Anführungszeichen geschrieben; auch der Name Peter wird teils in Anführungszeichen gesetzt (S. 20); später im Text erscheint die Bezeichnung »Homo« – wohlgemerkt: ebenfalls in Anführungszeichen –, was die Unsicherheit verrät, die auch bei dieser Einordnung besteht. Vor allem die Divergenz zwischen Peters Äußerem und seinem biologischen Geschlecht wird im Artikel zu einer Quelle der Irritation. Immer wieder flüchtet der Reporter in paradoxe Formulierungen. Schon in der Überschrift heißt es, Peter sei ein Junge, der als Mädchen glücklich ist; im Text finden sich mehrmals Wendungen wie »dieses Mädchen ist ein Mann« oder »ein Mädchen namens Peter« (S. 20).

Sowohl auf der Text-, als auch auf der Bildebene wird Peters Schönheit hervorgehoben. Der Artikel konstatiert, »Kein Mädchen Japans ist so hübsch« (S. 20), und mehrere Fotos zeigen ihn mit laszivem Make-up, in betont femininen Posen und/oder nur leicht bekleidet. Doch auch in der Bildsprache wird das ›sowohl – als auch‹ akzentuiert, indem ein Filmstill gezeigt wird, der Peters Männlichkeit fast schon karikativ betont: Er steht in Lederjacke am Pissoir.[33] Wenn ihm im weiteren Verlauf des Interviews die Frage gestellt wird, ob es ein sonderbares Gefühl sei,

32 Zu diesem Begriff siehe Anne-Berenike Rothstein (Hg.): Kulturelle Inszenierungen von Transgender und Crossdressing. Grenz(en)überschreitende Lektüren vom Mythos bis zur Gegenwartsrezeption, Bielefeld 2021.

33 Zur geschlechtlichen Codierung von Kleidungsstücken siehe allgemein Cordula Bachmann: Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis, Bielefeld 2008.

»sich so zwischen Frauen zu mischen« (S. 22), und er sich überdies dazu äußern soll, wie diese Frauen auf ihn reagieren, so scheint es, als würde der Text bei seinen Leser*innen die Frage provozieren, ob Peter möglicherweise zu den Männern gehört, die vor allem deshalb weiblich konnotierte Kleidung und Make-up tragen, um sich in die Gesellschaft von Frauen ›einschleichen‹ zu können.

Dass Peter in Japan lebt, während der Interviewer aus Deutschland stammt, wirkt sich ebenfalls auf die Beobachtungsweise aus. So wird der Crossdresser als »ein Wesen« beschrieben, »das genauso aussieht, wie sich europäische Touristen einen fernöstlichen Urlaubsflirt vorstellen« (S. 20). Er soll also eine auf Exotismus basierende sexuelle Anziehung besitzen. Ferner heißt es: »Es wäre falsch, diesen ungewöhnlichen Zwitter mit der Elle europäischer Vorurteile zu messen« (S. 22), was zwar eine tolerante Haltung auszudrücken scheint, gleichzeitig aber, diesmal deutlicher als im ersten Artikel der Mini-Serie, orientalisierende Stereotype abruft, indem es das Bild eines ebenso fremdartigen wie erotisch abgründigen Ostens heraufbeschwört.[34] Im gleichen Stil behauptet der Reporter, »der Sittenkodex des Japaners« kenne »keine moralische Wertung« (S. 22) und sei deshalb permissiv gegenüber Homosexualität, Intersexualität und Crossdressing. Das zentrale Strukturprinzip der japanischen Gesellschaft sei der »absolute Gehorsam gegenüber der höheren Gesellschaftsklasse«, was dazu führe, dass andere Differenzen, so auch geschlechtliche, in den Hintergrund träten (S. 22). Die Homosexualität, von der die *Quick* glaubt, sie sei als »Modeartikel« aus »Europa und Amerika« nach Japan »importiert« worden (S. 22), könne dort folglich – so wird impliziert – weit ungezügelter ausgelebt werden.

Ein solches *Othering*, eine solche Zuweisung sexueller Abweichungen an eine fremde Kultur, bewirkt freilich das Herausrücken des Beobachteten aus dem Bereich dessen, was in der westlichen Welt als ›normal‹ gelten kann.[35] Auch in der Frage des Interviewers, wie sich Peters Aufwachsen in einem Frauenhaushalt – »Peter: Vaterliebe kenne ich nicht« (S. 22) – auf seine Persönlichkeit ausgewirkt habe, lässt sich diese Strategie des De-Normalisierens erkennen. Offenkundig unternimmt der Reporter einen Ausflug in die (Trivial-)Psychoanalyse, der Peters Crossdressing auf eine von ungewöhnlichen Verhältnissen geprägte Kindheit und Jugend zurückführen und damit in der Tendenz pathologisieren will.

Bei der generellen Beurteilung von Peters Wechsel in die Frauenrolle legt sich der Artikel nicht fest. Einerseits wird dieser Wechsel nicht als Teil seiner Persönlichkeit, sondern nur als künstlich bzw. als Inszenierung gedeutet. In demselben Duktus,

34 Zur Verbindung von Orientalismus und Erotik siehe insbesondere Joan DelPlato u. Julie F. Codell (Hg.): Orientalism, Eroticism and Modern Visuality in Global Cultures, London/New York 2016.

35 Zum *Othering* siehe auch die Beiträge in Kerstin Gernig (Hg.): Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen, Berlin 2011.

wie Homosexualität in der oben zitierten Passage als Modeartikel bezeichnet wird, stellt der Beitrag Peters Leben als Frau einer vermeintlichen Realität entgegen, in welcher diese »aufregende Frau« ein »Mann« (S. 21) ist und »Shinnosuke Ikehata« (S. 20) heißt: »Weiblich sind an Peter nur Kleidung und Schminke« (S. 20). Andererseits werden am Schluss des Artikels verschiedene Meinungen dritter Personen über Peter und dessen Geschlechtszugehörigkeit zitiert, die in eine abweichende Richtung weisen. Sein Regisseur sage, bei Peters Weiblichkeit sei »sicher nicht alles nur gespielt« (S. 22); japanische Hausfrauen, die sich bei einer Fernsehdiskussion zwei Stunden lang stritten, »ob Peter nun wie ein Mann auf sie wirke oder wie eine Frau« (S. 22), kamen zu keinem Resultat. So lässt der Reporter die Frage letztendlich doch offen, ob bei Peter wirklich zwischen Sein und Schein unterschieden werden kann, oder ob nicht der Versuch der Einordnung seiner Person in das bestehende binäre und heteronormative Geschlechtersystem zum Scheitern verurteilt ist.

Das Lesepublikum bleibt mit Zweifeln zurück. Die Eindeutigkeit, welche die Aussage auf der Titelseite – »Dieses Mädchen ist ein Mann« – suggerierte, wird durch den Bericht gleichsam dementiert. Widersprüche und Unklarheiten in so großer Zahl können aber kaum unbeabsichtigt in die Darstellung hineingeraten sein. Eher ist zu vermuten, dass hiermit, und zwar bei diesem Artikel im Gleichklang von Text- und Bildebene, die schillernde Unbestimmbarkeit des Gegenstands selbst gespiegelt werden sollte. Auch bei dem zweiten Transgender-Thema ließ die Quick immerhin eine gewisse Offenheit zu.

Im Unterschied zum ersten Artikel der Mini-Serie war die *Quick* sogar bereit, die Selbstwahrnehmung der trans Person zu thematisieren. Peter konnte sich in einem Interview äußern, während April nur als Objekt der Beobachtung anderer in den Blick kam. Zudem wurde bei April die körperliche Beschaffenheit zum praktisch einzigen Kriterium der Geschlechtszugehörigkeit gemacht, während bei Peter auch die empfundene Geschlechtsidentität und das erlebte Begehren eine Rolle spielten. Insgesamt wurde die Geschichte von Arthur und April noch stärker boulevardesk verzeichnet, als es bei der Biografie des erst achtzehnjährigen Peter der Fall war; der leidvollen Lebensgeschichte von April wurde die *Quick* nicht im Ansatz gerecht.

Gemeinsam sind beiden Artikeln viele despektierliche Begriffe und Formulierungen, sowie auch die Ausflüge in den Mittelmeerraum und nach Japan, die sich als Distanzierung, ja als Bedienung alter orientalistischer Klischees lesen lassen. Und die Vermutung, der Illustrierten sei es bei der kompletten Mini-Serie weniger um sachliche Information als um die Bedienung eines voyeuristischen Leser*innen-Interesses gegangen, ist ebenfalls kaum von der Hand zu weisen. Dennoch ist es für die Entstehungszeit der Artikel durchaus bemerkenswert, dass Transgender-Phänomene überhaupt Erwähnung fanden, anstatt sie zu tabuisieren, und dass darauf verzichtet wurde, Aprils und Peters Abweichungen von der Norm des etablierten Sexualverhaltens grundsätzlich zu verurteilen. Anders formuliert: Wenn sich ein auf-

lagenstarkes Boulevardblatt wie *Quick* bei solchen Themen zu einem Lavieren entschloss, so zeigte dies an – und trug dazu bei –, dass der einschlägige öffentliche Diskurs seit Beginn der 1970er Jahre in Bewegung geriet.

Literaturverzeichnis

Apelt, Maja: Militär und Krieg: der kämpfende Mann, die friedfertige Frau und ihre Folgen, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Berlin 2019, S. 891–900.

Augstein, Maria-Sabine: Zur rechtlichen Situation Transsexueller in der Bundesrepublik Deutschland, in: Friedemann Pfäfflin/Astrid Junge (Hg.): Geschlechtsumwandlung. Abhandlungen zur Transsexualität. Stuttgart/New York 1992, S. 103–111.

Bachmann, Cordula: Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis, Bielefeld 2008.

Bänziger, Peter-Paul/Beljan, Magdalena/Eder, Franz X./Eitler, Pascal (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015.

Baltes-Löhr, Christel: Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen und über gelebte Pluralitäten, Bielefeld 2023.

Becker, Frank: Transgender und Boulevardmagazine. Eine Reportage in der westdeutschen Quick von 1970, in: Oliver Scheiding/Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 485–491.

Coccinelle par Coccinelle, Paris 1987.

DelPlato, Joan/Codell, Julie F. (Hg.): Orientalism, Eroticism and Modern Visuality in Global Cultures, London/New York 2016.

Der Junge, der als Mädchen glücklich ist (1970). In: Quick 23 (21. Januar 1970), H. 4. S. 20–22 (und Titelblatt).

Dreppenstedt, Enno: Das Publikumszeitschriftengeschäft von 1945 bis 2005. Marktentwicklungen und Perspektiven, in: Mike Friedrichsen/Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift. Berlin/Heidelberg 2007, S. 11–47.

Ewert, Felicia: Trans. Frau. Sein.: Aspekte geschlechtlicher Marginalisierung, Münster 2018.

Gammerl, Benno: Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute, München 2023.

Gernig, Kerstin (Hg.): Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen, Berlin 2011.

Groß, Melanie/Niedenthal, Katrin (Hg.): Geschlecht: divers. Die »Dritte Option« im Personenstandsgesetz – Perspektiven für die Soziale Arbeit, Bielefeld 2021.

Hanisch, Ernst: Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien u.a. 2005.

Hilfe, meine Frau ist ein Mann!, in: Quick 23 (14. Januar 1970), H. 3, S. 18f.

Hilgenstock, Sabine: Die Geschichte der BUNTEN (1948–1988). Die Entwicklung einer illustrierten Wochenzeitschrift mit einer Chronik dieser Zeitschriftengattung, Frankfurt a.M. 1993.

Hoenes, Josch und Schirmer, Utan: Transgender/Transsexualität. Forschungsperspektiven und Herausforderungen, in: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Berlin 2019, S. 1203–1212.

Holzer, Horst: Illustrierte und Gesellschaft. Zum politischen Gehalt von Quick, Revue und Stern. Freiburg i.B. 1967.

Gregor, Joris Atte: Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie, Bielefeld 2015.

Klöppel, Ulrike: XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität, Bielefeld 2010.

Merschein, Horst: Medizin in Illustrierten. Berichterstattungs-Analyse von Bunte, Neue Revue, Quick und Stern, Bochum 1978.

Meyerowitz, Joanne: How Sex Changed: A History of Transsexuality in the United States, Cambridge, MA. ²2004.

Michaelsen, Anja: Medien und Körper. Ansätze der medienwissenschaftlichen Geschlechterforschung, in: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Berlin 2019, S. 1367–1376.

Rauchfleisch, Udo: Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie, Göttingen ²2009.

Reinhardt-Becker, Elke: Seelenbund oder Partnerschaft? Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. Frankfurt a.M. 2005.

Ridley, Rosalind: Peter Pan and the Mind of J. M. Barrie, Cambridge 2016.

Riegraf, Birgit, Spreen, Dierk, Mehlmann, Sabine (Hg.): Medien – Körper – Geschlecht. Diskursivierungen von Materialität, Bielefeld 2012.

Rothstein, Anne-Berenike (Hg.): Kulturelle Inszenierungen von Transgender und Crossdressing. Grenz(en)überschreitende Lektüren vom Mythos bis zur Gegenwartsrezeption, Bielefeld 2021.

Ruchatz, Jens: Bild-Schrift-Konstellationen. Die Multimedialität der Zeitschrift, in: Oliver Scheiding/Sabina Fazli (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 109–129.

Saalfeld, Robin K.: Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm, Bielefeld 2020.

Schad, Ute: Sexualität zwischen Tabu und Öffentlichkeit. Eine Inhaltsanalyse der Berichterstattung von Bunte, Quick, Stern und Spiegel zum Thema AIDS, Diss. LMU München 1991.

Scheiding, Oliver, Fazli, Sabina: Einleitung: Zeitschriften als Imaginationsraum und Anschauungsform der Gesellschaft, in: dies. (Hg.): Handbuch Zeitschriftenforschung, Bielefeld 2022, S. 11–44.

Siegfried, Detlef: 1968. Protest, Revolte, Gegenkultur, Ditzingen 2018.

Steffen, Thomas: Sexualität in Illustrierten. Eine quantitativ-qualitative Themenanalyse, Münster 1991.

Trau, Kim: Rechtswohltat oder »Schweinerei«? Die Diskussion des Transsexuellengesetzes in der Presse und in Petitionen an den Bundestag zwischen 1975 und 1982, in: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 17 (2015), S. 68–99.

Vogel, Andreas: Der Trend zur Segmentierung geht dem Ende zu – die Publikumspresse gestern, heute, morgen, in: Mike Friedrichsen/Martin F. Brunner (Hg.): Perspektiven für die Publikumszeitschrift, Berlin/Heidelberg 2007, S. 49–64.

Wade, Carlson: She-male: the amazing true-life story of Coccinelle, New York 1963.

Wie mit dem Fuchs, in: DER SPIEGEL Nr. 38 (13.09.1976), S. 81–84.

Laboratorium TV-Serie

Transidentität und Liebe (2004–2023)

Elke Reinhardt-Becker

TV-Serien haben sich in den letzten 25 Jahren immer stärker von einem Unterhaltungs- zu einem Reflexionsmedium entwickelt. Im Mittelpunkt stehen oft die Suche nach »Mr. and Mrs. Right« und/oder nach der eigenen Identität und dem *richtigen* Platz in der Gesellschaft. Neben die weitverbreiteten Flexi-Dramen mit ihrem »case or monster of the week« sind Serials getreten, in denen die Protagonist*innen über viele Staffeln auf ihrem Lebensweg begleitet werden. Zu beobachten ist zunächst eine scharfe Trennung zwischen im Schwerpunkt heteronormativ geprägten und queeren Serien. In den mittleren 2010er-Jahren lässt sich dabei ein Wendepunkt ausmachen: Immer häufiger werden hetero und gay Themen und Erzählstränge miteinander verbunden, wie in »You Me Her« (USA: JJS Entertainment u.a., 2016–2020), »The Bolde Type« (USA: Universal u.a., 2017–2021)[1] und jüngst in »Sex Education« (GB: Eleven Film, 2019–2023) – wobei der Anteil queerer Figuren und Themen stetig steigt. Nachdem transidentitäre Figuren anfangs vornehmlich in LGBT-Serien Teil des Casts waren, wie in »The L Word« (USA: Showtime, 2004–2009), oder als Nebenfiguren auftraten, so in frühen Staffeln von »Grey's Anatomy«[2] (USA: ABC, seit 2005), sind sie mittlerweile in Produktionen wie »Hit & Miss« (GB: AbbottVision u.a., 2012) und »Transparent« (USA: Amazon Prime Video, 2014–2019)[3] auch in der Hauptrolle zu sehen.

Das Thema Identität wird so zum elementaren Element des Dramas, denn die Suche nach dem eigenen Ich umfasst nicht mehr ›nur‹ die Entdeckung des eigenen Charakters, der eigenen Fähigkeiten, der politischen, beruflichen, sexuellen Orientierung sowie der kulturellen Zugehörigkeit, sondern setzt noch viel grundsätzli-

1 Vgl. Elke Reinhardt-Becker: Zum Wandel von Liebes-, Geschlechter- und Körperdiskursen in nordamerikanischen TV-Serien, in: Der Deutschunterricht: Liebesarten (2021) 4, S. 68–81.

2 Staffel 3, Folge 7: Unter Männern (2006) u. Staffel 9, Folge 14: Pegasus (2013).

3 Zunächst radikal und kontrovers – wie bei Streaminganbietern üblich (hier Amazon Prime) – für ein bestimmtes Zielpublikum entwickelt, fand die Serie schnell ein breiteres Publikum, was auch durch die Verleihung zweier Golden Globes in der Kategorie »Beste Serie – Komödie oder Musical« befördert wurde. Siehe Oliver Schütte: Fernsehen ist tot – Es lebe das Geschichtenerzählen. Ausblick auf Film und Fernsehen im Jahr 2020, Berlin 2017.

cher bei der Geschlechterrolle an: Protagonist*innen machen die Erfahrung, dass ihr *biologisches* Geschlecht quer zu ihrem *wahren* Geschlecht steht. Die Entsprechung von sex und *gender*, die seit dem 18. Jahrhundert Grundlage jeder Identitätsbildung ist, und die damit verbundene binäre Codierung als Mann oder Frau mit den jeweils zugehörigen Eigenschaften und Verhaltensnormen greifen nicht. Gleichzeitig leben die Figuren nicht jenseits der herrschenden Diskurse; so entstehen innere und äußere Konflikte – was auf der Ebene der filmischen Darstellung mit geschlechtlicher Ambiguität einhergeht, die aus der Innenperspektive heraus in unterschiedlichen Selbstbildern, in der Außenperspektive in Form von Fremdbildern sichtbar wird. Diese manifestieren sich in den Blicken verschiedener handelnder Figuren, aber auch in denen der Zuschauer*innen. Dabei können die entstehenden Zuschreibungen des geschlechtlichen Seins übereinstimmen oder differieren.

Die Transition zum eigentlichen Geschlecht und die ersehnte Bestätigung der eigenen Identität wird zum handlungstreibenden Problem der Narrationen. Zentrale Austragungsorte der begleitenden Konflikte sind Familie und Partnerschaft. Gerade die Partnerschaft hat eine zentrale Funktion, denn hier kommt eine kulturelle Tradition von größter Bedeutung zum Tragen: Das Leitbild der romantischen Liebe, das seit mehr als zweihundert Jahren die Paarliebe als zentralen Katalysator von Selbsterkenntnis und -werdung begreift. Deswegen soll es an dieser Stelle kurz vorgestellt werden.

Das Kulturprojekt der Romantik reagierte um 1800 mit der Erfindung der romantischen Liebe auf die Herauslösung des Individuums aus der gesellschaftlichen Ständeordnung. Der einzelne Mensch wusste nicht mehr qua Geburt, wer es selbst war und zu sein hatte, sondern musste sich selbst finden und stabilisieren.[4] Die Erlösung aus diesem Mangelzustand wurde idealtypisch in dem 1799 erschienenen Roman *Lucinde* von Friedrich Schlegel beschrieben: Die Liebe zwischen den beiden Hauptfiguren Julius und Lucinde ist exklusiv und ewig, geistig und körperlich, sie verbindet Freundschaft, Sexualität und (Natur-)Ehe. All das dient dem Ziel, dem fragmentierten Individuum Julius die Ansicht seines vollständigen Selbst zu ermöglichen, sein eigenes Ich, seine eigene Identität als ein stabiles Ganzes, als Einheit zu erfahren. Möglich wird dieses Einheitserlebnis, weil Lucinde Julius versteht: Er erzählt ihr seine Lebensgeschichte, sie hört ihm zu und in ihrem Echo erblickt er sein Bild im Spiegel, erkennt er sich selbst.[5] Und dieses Erzählen über das eigene Leben,

4 Siehe Frank Becker u. Reinhardt-Becker: Semantiken der Liebe zwischen Kontinuität und Wandel – eine Skizze, in: Frank Becker u. Elke Reinhardt-Becker (Hg.): Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2019, S. 11–61, hier 19.

5 Vgl. Niklas Luhmann: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M. 1982, S. 15f; Elke Reinhardt-Becker: Seelenbund oder Partnerschaft? Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit, Frankfurt a.M. 2005, S. 79f.

über die eigene Weltsicht und die stetig gemachten Erfahrungen wird zum zentralen Element romantisch codierter Beziehungen. Immer wieder muss das eigene und das Selbst des Gegenübers bestätigt, müssen die Perspektiven gewechselt und nachvollzogen werden. Gesteigert wird das Verstehen im rauschhaften Zustand der sexuellen Vereinigung; dort erleben die Liebenden nicht nur die sinnlichste Seite der Liebe, sondern auch ihre geistigste. Fast erscheint es so, als wäre auch die geistige Einheit nie stärker spürbar als während des körperlichen Aktes. Schlegel resümiert: »Es ist alles in der Liebe: Freundschaft, schöner Umgang, Sinnlichkeit und auch Leidenschaft; und es muß alles darin sein, und eins das andre verstärken und lindern, beleben und erhöhen.«[6]

Dieses Modell der romantischen Liebe wird in den ausgewerteten TV-Serien von den trans Figuren unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oft bevorzugt, weil ihre Identität so ausgesprochen prekär ist und deshalb in ganz besonderem Maße die Stabilisierung durch den liebenden Anderen braucht. Letztlich hängt davon auch das Scheitern oder Gelingen der Liebesbeziehungen ab. Die anderen Protagonist*innen lieben vielfältig: idealisierend, passioniert, romantisch, sachlich, polyamor, seriell-monogam, polygam.[7] Abhängig ist dies von der Funktion, die die Liebe für sie hat. Soll sie ebenfalls der Ich-Bildung dienen, also im romantischen Sinne Individualität herstellen? Oder treffen Individuen aufeinander, die ihr Ich bereits im Sinne von Selbstbildung konstituieren und stabilisieren, also auf romantische Liebe nur bedingt angewiesen sind? Eine weitere Möglichkeit ist, dass die Liebeswilligen schon so weit postindividualistische (Massen-)Menschen sind, dass sie nur noch im Wohlergehen und im wechselseitigen Beistand bei der Alltagsbewältigung das Ziel der Liebe sehen. Und zu guter Letzt gibt es noch den Typus des postmodernen *Multividuums*, das seine Identität als ständig im Fluss begreift, also immer wieder neue Ich-Facetten kreiert.[8]

Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden die Darstellung der Identitätsproblematik von trans Figuren in ausgewählten US-amerikanischen TV-Serien sowie einzelnen Produktionen aus Großbritannien untersucht. Dabei sollen wiederkeh-

6 Schlegel: Lucinde, S. 61.

7 Vgl. Reinhardt-Becker: Körperdiskurse; dies: Amour, relations amoureuses et femmes dans téléséries nord-américaines, in: Chiara Piazzesi u.a. (Hg.): Intimités et sexualités contemporaines: changements sociaux, transformations des pratiques et des représentations, Montreal, CA 2020, S. 111–130; dies.: A never ending story? Romantic love in north-american TV series, in: Sociologia e Politiche Sociali 22 (2019) 3, S. 5–24 u. dies.: Romantik und kein Ende? Liebessemantiken in US-amerikanischen Fernsehserien, in: Christof Hamann u. Filippo Smerilli (Hg.): Sprachen der Liebe in Literatur, Film und Musik. Von Platons »Symposion« bis zu zeitgenössischen TV-Serien, Würzburg 2015, S. 315–346.

8 Siehe Reinhardt-Becker: Seelenbund, S. 323f.

rende Narrationen identifiziert und Entwicklungen des Identitäts- und Liebesdiskurses nachgezeichnet werden.[9]

Outing, trans Identität, soziale und körperliche Transition in bestehenden Partnerschaften

Eine Frage, die schon sehr früh thematisiert wird, ist diejenige nach den Folgen, die eine Transition für eine heteronormative Ehe hat. Die Partner haben eine für sie eindeutig gegengeschlechtliche Person geheiratet, sich in sie verliebt und mit ihr gelebt. Vicki, die in der 3. Staffel von »Grey's Anatomy« ihren *Ehemann Daniel* (gespielt von Alexandra Billings) zu einer *Geschlechtsumwandlung*[10] begleitet, kann sich nur schwer mit Daniels/Donnas eigentlicher geschlechtlichen Identität anfreunden. In einem Gespräch mit der jungen Ärztin Meredith, die von der gesamten Situation sichtlich überfordert ist, mehrfach misgendert und Deadnaming betreibt, berichtet Vicki von ihrer Reaktion auf Donnas Outing:

> *Vicki*: Ich bin ausgezogen. Anfangs, als sie (kurze Pause) als er es mir sagte (ruhige melancholische Musik im Hintergrund) – man plant eine gemeinsame Zukunft (stockt) mit Kindern und plötzlich kann man das alles vergessen. Plötzlich ist der Ehemann diese andere Frau im Haus, die meinen Eyeliner benutzt und sich die Beine rasiert.
> *Meredith*: Aber sie kamen zurück. Wieso?
> *Vicki*: Also, um ganz ehrlich zu sein, ich habe keine Ahnung.
> *Meredith*: Mmh.
> *Vicki*: (lehnt sich zurück und seufzt) Ich werde den Penis vermissen.[11]

Später reflektiert Vicki dann doch, warum sie bei Donna bleibt: Es sei ihre gemeinsame Liebe, auf die sie nicht verzichten wolle, denn Donnas Liebe sei für sie von existenzieller Bedeutung. Als Meredith sie in Donnas Krankenzimmer wieder trifft, erklärt Vicki ihre Entscheidung: »Sie ist mein bester Freund. Sie kennt mich. Sie liebt mich. Sie ist mein Ehemann. Und letzten Endes ist sie Donna, auch wenn sie mir weh tut, auch wenn ich sie hasse.«[12] Voraussetzung für dieses angedeutete Hap-

9 Obwohl es sich um englischsprachige TV-Serien handelt, findet die deutsche Synchronisation Verwendung, da diese die Rezeption in den deutschsprachigen Ländern beherrscht und damit (eingeschränkt) Rückschlüsse auf das zulässt, was zu einer bestimmten Zeit noch als angemessene sprachliche Gestaltung der Thematik gilt.

10 Kursiv werden im Folgenden Formulierungen aus den Filmen gesetzt, die als historisch angesehen werden.

11 Grey's Anatomy, ABC, Staffel 3, Folge 7: Unter Männern, 2005, 12.12-13.02.

12 Ebenda 37:00-38:21.

py End ist jedoch, dass Vicki Donna so liebt, wie sie ist – als Frau – und den Ehemann vergisst, was recht unwahrscheinlich anmutet. Aber wie im Flexi-Drama für den Fall der Woche üblich, erfahren die Zuschauer*innen nichts über das weitere Schicksal des Ehepaars. Serials haben hier eindeutig mehr Möglichkeiten, solche Problematiken komplexer darzustellen.[13]

In »Transparent« wird ein ähnlicher Konflikt zu einem zentralen Erzählstrang, der immer wieder aufgegriffen wird. Die überaus erfolgreiche Serie stellt das Leben und in Rückblenden die Geschichte der jüdischen Familie Pfefferman von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart dar.[14] Im Mittelpunkt stehen die Eltern, Shelly und Mort(on)/Maura, mit den drei erwachsenen Kindern: Sarah, zweifache Mutter, zunächst verheiratet mit einem Mann und auf der Suche nach ihrer (bi)sexuellen Identität, Josh, als Jugendlicher von der älteren Babysitterin missbraucht, der alles probiert, um die »Eine« zu finden, bei der er zur Ruhe kommen kann und Ali, die Jüngste, die ihrer Mapa (Maura/Mort) am ähnlichsten ist, denn sie wird als genderfluid inszeniert und hat von ihr/ihm das »Depressionsgen« geerbt.[15] Dieses Figurenensemble garantiert Verwicklungen und Differenzen, mit denen es das 30-minütige Comedyformat gekonnt sprengt.

Ausgangspunkt und Problemstellung der ersten Staffel ist Mauras Entscheidung, nach ihrer Emeritierung als Politikprofessor*in endlich als Frau zu leben. Erlebt hat sie sich von frühester Kindheit an als Mädchen, was von ihrer Mutter und Großmutter nicht[16], von ihrem Stiefgroßvater jedoch sehr wohl sanktioniert

13 So hebt Véronique Sina hervor, dass gerade TV-Serien besonders geeignet sind, den langwierigen Prozess einer Transition darzustellen. Siehe dies.: Transparent. Jewish Queerness in Serie, in: Lea Wohl von Haselberg u. Lucy Alejandra Pizana Pérez (Hg.): Jüdischer Film. Ein neues Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum, München 2022, S. 155–170, hier 156.

14 Zum Aspekt des Jüdischen in »Transparent« siehe Sina: Jewish Querness, S. 155–170 und Hannah Süss: Judentum als ›drittes Geschlecht‹? Zur Intersektionalität von Judentum und Queerness in der Serie »Transparent«, in: SYN, Magazin für Theater-, Film- und Medienwissenschaft 14 (2017), S. 15–23. Krauß weist darauf hin, dass nicht nur Gendergrenzen in »Transparent« fluide werden, sondern auch die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie Realität und Traum. Dies lasse sich als postmoderne Erzählweise beschreiben, die gängige Formen des Filmischen dekonstruiere und damit als queere Intervention gelesen werden könne. Siehe Florian Krauß: Female gaze, queer gaze, trans gaze. Transparent als queere Intervention, in: Navigationen. Zeitschrift für Medien und Kulturwissenschaften 18 (2018) 1, S. 59–75, hier 70.

15 Dazu auch Elena Meilicke: Filmkolumne: Frauen, Serien. Postpatriarchalisches Fernsehen aus den USA, in: Merkur 70 (2016) 10, S. 53–59, hier 55f.

16 In verschiedenen Rückblenden wird deutlich, dass Mutter und Großmutter in Mort/Maura Gershon/Gittel wiedererkennen, seinen/ihren in der Shoah ums Leben gekommenen Onkel – eine bekennende trans Frau aus dem Umfeld von Magnus Hirschfeld. Damit wird angedeutet, dass es nicht nur ein Trauma-Gedächtnis (Shoah), sondern auch ein generationenübergreifendes trans Gedächtnis gibt. Siehe Astrid Fellner: Trans Television Culture: Queer Politics, Gender Fluidity, and Quality TV, in: Océanide 9 (2017), S. 5.

wurde. So wird er/sie gemäß der patriarchalischen Ordnung der 1950er- und 60er-Jahre zu einem jungen Mann, der sich stets fremd im eigenen Körper fühlt und mit 25 Jahren, wie er/sie sagt, diejenige heiratet, die zufällig neben ihm/ihr saß.[17] Seit den frühen 1990er-Jahren fährt er/sie in Camps für männliche Crossdresser, um seine/ihre weibliche Seite zumindest ansatzweise zu leben. Einige Crossdresser werden von ihren Frauen begleitet, was ihn/sie ermutigt, auch Shelly davon zu berichten: »Eine wunderbare Gemeinschaft. Ich würde das gerne mit dir teilen.« Worauf Shelly ausstößt: »Um Himmels willen. Oh Gott.« Sie schlägt die Hände vor dem Gesicht zusammen, die Szene wird ausgeblendet.[18] Nach ca. 14 Minuten wird der Erzählstrang wieder aufgegriffen und Maura zeigt sich Shelly im Kleid:

> *Maura*: Shell, ich bleib' doch ich, Shell. Ich liebe dich.
> *Shelly*: Wie lange bist du schon so? Warst du am Anfang auch schon so? In unserer Hochzeitsnacht, warst du da auch schon so?
> *Maura*: Ja.
> *Shelly*: Ich kann das nicht. Das macht mich fertig. (Abblende)[19]

Zunächst versucht das Paar zusammenzubleiben, doch für Shelly ist der Schritt zu groß. Sie will eine heteronormative Ehe und einen cis Mann, den sie in Ed findet, der für die drei Kinder zum akzeptierten Stiefvater wird. Trotzdem schwindet ihre Liebe zu Mort/Maura nie, was deutlich wird, nachdem diese/r sich geoutet hat und Ehemann Nummer 2 verstorben ist. Kurzzeitig lebt Maura bei Shelly, sie schlafen in einem Bett und auch ihre sexuelle Beziehung lebt wieder auf. Shelly scheint zufrieden und fragt Maura: »Mache ich dich glücklich, mein Schatz?«[20] Maura bejaht dies, meint es aber nicht ernst, denn sie nimmt sich alle Freiheiten, kommt und geht wie es ihr beliebt und taucht in die queere Community ein. Obwohl sie weiterhin Frauen liebt, gibt es kein Zurück zu Shelly, denn in deren Augen ist sie durch die gemeinsame Vergangenheit als Mann festgelegt, egal, wie sehr Shelly sich anstrengt, Maura als Frau wahrzunehmen.

Auch für queere Paare ist die Transition eine Herausforderung, was das lesbische Paar Moira und Jenny in der dritten Staffel von »The L Word« verdeutlicht. Jenny ist eine jüdische Autorin[21], die von Beginn an zum Cast der Serie gehört. Sie zieht zu ihrem Freund nach Los Angeles, lernt über ihre lesbischen Nachbarinnen eine ganze

17 Vgl. Transparent, Staffel 1, Folge 2, 18.00.
18 Transparent, Staffel 1, Folge 9: Aufschauen, 2:32-2:43.
19 Ebenda 16.40-16.56.
20 Transparent, Staffel 2, Folge 4: Hineni, 1:08.
21 Die unsympathische Figurendarstellung hat den Serienmacher*innen Antisemitismusvorwürfe eingetragen. Siehe Debora Antmann: Warum »The L-Word« mir das Herz gebrochen hat. Die Darstellung von Jenny Schecter war für unsere Kolumnistin ein Schlag ins Gesicht, in: Missy Magazin (19.02.2019).

Freundinnen-Clique kennen und verliebt sich selbst in eine Frau. Nach psychischen Problemen, einem Klinikaufenthalt und dem vorübergehenden Rückzug in ihr Elternhaus kehrt sie mit Moira/Max nach L. A. zurück. Für diese/diesen wird die Stadt zum Ort für die sukzessive soziale und körperliche Transition.

Zunächst noch von der Butch Shane als Mannweib gelesen, outet sich Max in der 8. Folge als trans Mann, was ihm im lesbischen Freundinnenkreis anfangs in eine Außenseiterposition bringt.[22] Die afroamerikanische Sängerin und Barbetreiberin Kit befürchtet, dass sich viele starke und selbstbewusste Frauen aufgeben würden, um ein Mann zu werden. Max versucht ihr zu verdeutlichen, dass er sich schon immer in seinem Körper unwohl gefühlt habe.

> *Kit*: Und deine Brüste zu entfernen und dich in einen Mann zu verwandeln, das ist die Lösung deines Unwohlseins?
> *Max*: Nein, ich weiß, dass das so nicht klappt. Aber dann muss man mich als das sehen, was ich auch bin. […] Ich folge doch nicht einem Trend.
> *Kit*: Wie wäre es denn, wenn ich mich innerlich weiß fühlen würde. Und dann wache ich eines Morgens auf und verändere die Farbe meiner Haut und verändere alles, um weiß zu werden. Würdest du mich darin unterstützen?
> *Max*: Ich weiß es nicht. Aber fühlst du dich denn innerlich weiß?
> *Kit*: Was ist denn innerlich weiß? Und was ist männlich, von innen gesehen und was ist weiblich, frage ich? Wieso kannst du nicht der obermaskulinste Mensch von der Welt sein? Und deinen Körper behalten?
> *Max*: Weil das für mich keine Einheit ist. Damit das Äußere mit dem Inneren zusammenpasst.
> *Kit*: Dann gibst du das Wertvollste weg, was du hast.
> *Max*: Was, meine Titten? (mit Tränen in den Augen)
> *Kit*: Nein, deine Weiblichkeit.[23]

Die konstruktivistische Argumentation kann Max nicht überzeugen, denn sie spricht nur den Verstand, aber nicht das Gefühl und die Erfahrung an. Schon im Alter von zehn Jahren habe er sich zum ersten Mal das Leben nehmen wollen. »Ich dachte, wenn ich draufgehe und wiederkomme, packt Gott mich in den passenden Körper.«[24] Für Jennys Freundinnen wird er jedoch zum Feind. Damit gestaltet sich die Zugehörigkeit zur Gruppe für ihn immer schwieriger. Man wirft ihm vor, er

22 Der Erzählstrang um Moira/Max ist in der Forschung als überfrachtet kritisiert worden; zudem gehe die Transition zu schnell vonstatten. Vgl. Mirijam M. Frotscher u. Gesine Wegner: Von Max zu Maura. Auf der Suche nach Trans*gressiver Elternschaft im US-amerikanischen Fernsehen, in: Anja Besand, Mark Arenhövel, Olaf Sanders (Hg.): Väter allerlei Geschlechts. Generationenverhältnisse und Autoritätsfiguren in Fernsehserien, Wiesbaden 2017, S. 77–96, hier 81.

23 The L Word, Staffel 3, Folge 9: Speed-Dating, 8.23-8.35; 8.48-9.30.

24 The L Word, Staffel 3, Folge 8: Wirrungen, 50.45.

würde sich an die Heteros überanpassen, zu denen er nie wirklich gehören könnte, denn er wäre und bliebe immer anders und stehe auf der queeren Seite.[25]

Als seine körperliche Anpassung durch die Hormongabe langsam voranschreitet, wird Max' Beziehung zu Jenny immer schwieriger. Nachdem sie ihn zunächst emotional unterstützt hat, sind die beiden zu Beginn der 4. Staffel getrennt: Jenny insistiert, sie sei eine Lesbe und habe nur Sex mit Frauen, indes er keine Frau mehr sei, sondern ein hetero Mann. Das passe nicht zusammen.[26] Das Geschlechterkonzept der homosexuellen Jenny ist ebenso rigide wie das der heterosexuellen Shelly. Beide Frauen verlieren die Person hinter dem Geschlecht aus den Augen, als sich für sie das falsche Geschlecht vor den/die Geliebte/n schiebt und das Begehren erlischt. Die sexuelle Orientierung dominiert; die ganzheitliche romantische Liebe, die den anderen so akzeptiert, wie er ist, und die als dynamisches System durchaus Raum für Veränderungen bietet, scheitert. Der in der Transition befindliche Partner erlebt einen schmerzvollen Liebesverlust. In beiden Fällen spielen auch die Normen und Werte der jeweiligen gesellschaftlichen Umwelt eine große Rolle, denn sie stabilisieren die eigenen Vorstellungen von Normalität. Für die lesbische Jenny fühlt sich die Beziehung zu einem heteronormativ lebenden trans Mann falsch an.

Auch in der Miniserie »Stadtgeschichten« (USA: Sweatpants Production u.a., 2019) gerät das Weltbild der lesbischen Margot ins Wanken, als ihre Geliebte ihre/seine Transition abgeschlossen hat. Das Paar läuft, gemeinsam eine übergroße Pappschachtel tragend, auf dem Gehweg und Margot ist sichtlich irritiert.

Jake: Alles ok?
Margot: Hast du die Frau gehört? Ich mein' die in der Bäckerei?
Jake: Ob wir Kinder haben? Ja.
Margot (mit panischem Unterton): Sie dachte, wir wären hetero, Jake.
Jake: Und wenn, ist mir doch egal.
Margot: Du hättest es gern.
Jake: Nein, hätt' ich nicht.
Margot: Das ist Passing und du hättest es gerne.
Jake: Jetzt hab' dich nicht so. (schaut weg)
Margot: Ich schwöre es dir, wenn du jetzt mit deinem Gender ist ein Konstrukt -Gequatsche kommst, schmeiß‹ ich den Kuchen nach dir.
Jake: Ich, ich mein' doch nur. Wir beide sind queer und das kann uns niemand nehmen.
Margot: Wenn zwei Queere spazieren gehen und keiner sieht das, sind sie dann noch queer?[27]

25 Vgl. The L Word, Staffel 3, Folge 12: Mannweiber, 49:50.
26 Vgl. The L Word, Staffel 4, 2007, Folge 1: Kidnapping, 13:30.
27 Stadtgeschichten, Staffel 1, Folge 1: Willkommen zu Hause, 6:49-7:22.

Hier zeigt sich sehr anschaulich, dass Identität immer auch von der Wahrnehmung der anderen abhängig ist. Margot fühlt sich durch den heteronormativ-normalisierenden Blick in ihrer queeren Identität bedroht. Sie sieht die Zuordnung Jakes zum männlichen Geschlecht negativ und wirft ihm vor, das Passing genossen zu haben, was gewiss nicht von der Hand zu weisen ist. Denn endlich ist er im richtigen Körper angekommen. Dass er nun auch richtig gelesen wird, ist für ihn als trans Mann ein positiver Effekt.

Seine queere Identität bewahrt er jedoch auf eine andere Weise, als er seiner Freundin gegenüber behauptet. Denn mit dem neuen Körper habe sich nicht nur sein Äußeres verändert, beichtet er der trans Frau Rose, die kurz vor ihrem 90. Geburtstag steht. Die Welt stelle sich ihm nun völlig anders dar und er fühle sich von Männern angezogen. Rose rät ihm, gegenüber Margot ehrlich zu sein, denn die Wahrheit sei das Einzige, was zähle.[28] Als er Margot seinen Wunsch gesteht, Männer zu küssen oder »so etwas in der Art«, reagiert sie wenig begeistert: Sie wolle keine offene Beziehung, sie sei altmodisch und stehe auf Monogamie. Polyamorie sei für sie kein akzeptabler Weg. Damit ist das Ende der Beziehung vorgezeichnet, denn Jake kann sein schwules Begehren nicht unterdrücken.[29] Nur in einer homosexuellen Beziehung sieht er seine männliche Geschlechtsidentität ausreichend bestätigt. Wie für Vicki, Shelly und Jenny ist Jakes Transition auch für Margot ein Verlust. Ihr weiterhin lesbisch codiertes Verlangen findet nicht mehr den ersehnten Gegenpart, sie empfindet sich mit ihm als aus der queeren Welt gefallen.

Bemerkenswert ist, dass in den TV-Serien die meisten Figuren, die sich vor ihrer Transition heteronormativ in Bezug auf ihr biologisches, falsches Geschlecht verhielten, also als Männer cis Frauen liebten, (zunächst) daran festhalten (Daniel, Mort), dann aber – im Fall von Maura – ihr heterosexuelles Begehren als trans Frau entdecken. Wer vorher queer war, mithin als biologische Frau in lesbischen Beziehungen gelebt hat, wie Jake und Max, entdeckt als trans Mann oft ebenfalls, dass sich seine Sehnsucht einem neuen Geschlecht zuwendet, wobei gleichzeitig die homosexuelle Neigung erhalten bleibt.[30]

Dies wird teilweise, wie in den »Stadtgeschichten«, biologisch erklärt – durch den neuen Körper habe sich ›etwas‹ verändert –, aber häufiger wird eine psychologische Deutung der Veränderung angeboten, die sich auf einer Metaebene mit Blick auf die vorherrschende romantische Liebessemantik auch kultursoziologisch analysieren lässt. Die trans Charaktere suchen sich nach der ersten Krise, die durch

28 Siehe ebenda 38:00-38:40.

29 Siehe Stadtgeschichten, Staffel 1, Folge 2: Sie ist das pure Chaos, 7:40-10:41.

30 Florian Krauß formuliert den Befund, dass der dominierende filmische trans Genderdiskurs die Protagonist*innen eindeutig mit Homosexualität korreliere und »Transparent« durch Mauras vorläufiges Festhalten an ihrer Liebe zu Frauen eine Intervention gegen die üblichen Narrative darstelle. Siehe Krauß: Transparent, S. 62.

das Outing, die soziale und (teilweise) biologische Angleichung, ausgelöst wurde, Partner*innen, die sie nicht nur in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihren Interessen und Neigungen, sondern auch in ihrem geschlechtlichen Sein so weitreichend wie möglich bejahen können. Die Akzeptanz der wahren Geschlechtszugehörigkeit wird zum Dreh- und Angelpunkt der sich neu anbahnenden Beziehungen. Deren Gelingen und Scheitern sind davon abhängig.

Nach der Transition – auf der Suche nach dem neuen Liebesglück

Für Mia aus der britischen Miniserie »Hit & Miss« (GB 2012) stellt sich die Suche nach der Liebe, die sie in ihrer trans Identität als Frau bestätigt, als besonders schwierig dar. Nicht nur die Tatsache, dass sie als Auftragsmörderin ungewöhnliche Arbeitszeiten hat, auch die besonderen familiären Umstände, in denen sie sich plötzlich nach dem Tod ihrer früheren Freundin Wendy als alleinerziehende/r Mutter/Vater wieder findet, tragen dazu bei. Die Schauspielerin Chloë Sevigny benutzt in der Rolle eine Penisprothese, um die teilweise vorgenommene körperliche Anpassung ihres Charakters überzeugend darzustellen. Gelesen wird die Figur auf den ersten Blick durchgängig als Frau, nur ihr Chef Eddy und die Kinder Ryan, Riley und Levi wissen von ihrer Vergangenheit.

In der Dorfkneipe lernt Mia den Lehrer Ben kennen. Die beiden verlieben sich, aber Mia versucht, ihre geschlechtliche Ambiguität zu verbergen, denn sie will von ihm als Frau geliebt werden. Für den hetero Mann ist es eine große Herausforderung, als er feststellt, dass er sich in eine trans Frau verliebt hat. Er ist verwirrt, flieht aus der Beziehung, kehrt aber in der letzten Folge zurück und gesteht Mia seine Liebe.

> *Mia*: Es kann nicht funktionieren, oder? (Er schüttelt verzweifelt den Kopf. Küsst sie.)
> *Ben*: Ist mir egal. (Sie schauen sich lächelnd tief in die Augen.)[31]

Die Serienmacher deuten hier – jedoch mit einem großen Fragezeichen – an, dass in einer möglichen weiteren Staffel, die nie produziert wurde, Bens Liebe zu Mia so umfassend sein könnte, dass er sie vollständig als Frau lesen und begehren würde.

In den anderen ausgewerteten TV-Serien bleibt ein solches ›happy end‹ für die trans Personen (meist) ein Wunschtraum. Der Versuch, die Liebe einer heteronormativ lebenden Figur zu gewinnen, sorgt für Konflikte, Spannungen und Enttäuschungen.

---

31 Hit & Miss, GB 2012, Staffel 1, Folge 6, 39:57.

Als Max aus »The L Word« beginnt, Brooke, die Tochter seines Chefs, zu daten, punktet er zunächst mit seiner weiblichen Seite, denn er kann sich in die Perspektive von Frauen und deren Machtlosigkeit gegenüber Männern einfühlen. Brooke ist begeistert: Sie habe noch nie einen Mann getroffen, der das verstehen könne.[32] Belohnt wird Max mit dem obligatorischen Kuss am Ende eines gut verlaufenen ersten Dates. So ermutigt, will er ihr bei einem nächsten Restaurantbesuch sein Geheimnis verraten, denn nur dann wäre der Normalverlauf US-amerikanischer Beziehungsanbahnungskultur, die ab dem dritten Treffen die Inklusion von Sexualität vorsieht und alles andere als Abweichung kennzeichnet, annähernd möglich.

(Max stochert in seinem Essen herum, schaut Brooke tief in die Augen.)
Max: Äh, Brooke, ich kann dich wirklich gut leiden. (sie nimmt seine Hand)
Brooke: Ich mag dich auch sehr, Max. Ich meine – äh – noch nie wollte mich ein Mann erst kennenlernen, bevor wir miteinander schlafen.
Max: Es gibt etwas, das ich dir über mich sagen muss. Und, ich will es dir unbedingt erklären, weil ich fühle, dass du etwas Besonderes bist. Und dass es zwischen uns Geheimnisse gibt, will ich nicht.
Brooke: Sag's mir nicht. Lass mich raten: Du bist ein entflohener Sträfling auf der Flucht vor dem Gesetz. (Max lächelt, schüttelt den Kopf und schlägt die Augen nieder)
Max: Nein. (er schluckt und kämpft sichtlich) Ich, ich vertrau' dir sehr. Verstehst Du? Und das alles ist für mich neu. Die ganze Sache. Und ich will, dass du das weißt.
Brooke: Was willst Du mir sagen?
Max: Ich hab' mich immer als Mann gefühlt. Ehrlich, mein ganzes Leben lang. Und jetzt, da ich weiß, wie sich das anfühlt, werde ich auch körperlich einer.
Brooke: Ich fürchte, ich verstehe nicht so richtig, was du mir sagen willst.
Max: Ähm. Ich mache 'ne Umwandlung durch. Ich nehme seit einem Jahr Testosteron und ich bin in ärztlicher Betreuung. Ich lebe schon eine Weile als Mann und bald werde ich auch körperlich einer sein. (Brooke und Max sind abwechselnd zu sehen, ihr Gesichtsausdruck wird ernster. Max atmet tief ein.) Geboren wurde ich als Mädchen und im Moment ist mein Körper noch der einer Frau, obwohl ich ein Mann bin. (Brooke zieht ihre Hand weg, schaut nach unten.)
Brooke: Meine Güte. (Sie steht auf.)
Max: Warte Brooke. Hör zu. Ich weiß, das ist ganz schön viel. (Fällt ihm ins Wort.)
Brooke: Du bist ein Freak. Und ich gehe nicht mit Freaks aus. Was denkst du dir eigentlich, du Lügner. (Sie greift ihre Tasche.)
Max: Warte.
Brooke: Eine Frage: Wofür hältst du mich? (Sie wendet sich ab, geht.) Scheiße, so'n Mist.
Max: Stopp.

32 Siehe The L Word, Staffel 4, Folge: X-Ray, 19:11-20:09.

> *Brooke*: (im Herausgehen) Du beschissener Freak. (Max bleibt im Hintergrund sitzen, sie verlässt das Lokal, Abblende.)[33]

Schmerzlich erfährt Max, dass seine Freundinnen recht hatten. Obwohl er sich nichts anderes wünscht, denn als Mann gesehen und geliebt zu werden, steht ihm sein Körper im Weg, zumindest wenn er sich eine Partnerin außerhalb des queeren Spektrums wünscht. Zwar wäre die Bestätigung des eigenen Geschlechts in ihrer Wirkung durch eine hetero cis Frau maximal, aber 2007 erscheint dies – selbst in der Fiktion – unrealistisch.

In »Transparent« wird die bittere Erfahrung von trans Personen, dass mit dem eigentlichen Geschlecht, selbst nach einer vollständigen körperlichen Anpassung, in der Zuschreibung von außen etwas nicht stimmt, in verschiedenen Episoden aufgegriffen. Shea, eine Freundin Mauras, gespielt von der amerikanischen Schauspielerin Trace Lysette, nimmt Hormone, hat sich einer brustaufbauenden, einer vaginalplastischen und verschiedenen verweiblichenden Gesichtsoperationen unterzogen, und lebt seit unbestimmter Zeit als Frau. Trotzdem spricht sie vornehmlich Männer an, die transamourös sind, also gezielt trans Frauen suchen und sexuell bevorzugen.

Bei Mauras 70. Geburtstag lernt sie dessen Sohn Josh kennen. Nachdem Joshs ehemalige Babysitterin und Mutter seines Sohnes Cotton gestorben ist, begleitet Shea ihn auf einem Roadtrip, um Cotton über den Tod der leiblichen Mutter – er lebt in einer Adoptivfamilie – zu informieren. Im Vorspann der Folge fährt Joshs BMW auf die Kamera zu, wir sehen einen Highway, umgeben von einer Sandlandschaft mit niedrigem Bewuchs und Hochspannungsmasten. Dann verändert sich der Blickwinkel, die Landschaft und die Straße werden aus Joshs Perspektive gezeigt und er kommt ins Bild. Es wirkt, als wäre er allein. Erst signifikant verzögert wird die schlafende Shea sichtbar. Dies scheint eine Vorausdeutung auf das Kommende zu sein.

Nach einer Motelübernachtung in getrennten Zimmern sprechen die beiden über ihre Jobs. Shea berichtet über ihre Arbeit als Stripteasetänzerin, Josh versucht Nähe herzustellen, indem er das Musikbusiness, in dem er tätig ist, als strukturell verwandt beschreibt. Sie stellen fest, dass sie beide Kokoswasser mögen. Josh reflektiert darüber, dass er sich in seiner Jugend Erfolg anders vorgestellt hätte, Shea erzählt von ihrer wilden Zeit, in der sie stoned Auto gefahren ist. Beide lächeln sich an.[34] Dies ist eine typisch romantisch codierte Unterhaltung, in der die umeinander Werbenden Gemeinsamkeiten konstruieren und sich wechselseitig aus ihrem Leben erzählen.

In der nächsten Szene stolpern die beiden in ein Diner, in dem gerade ein Open Mic stattfindet. Er hält ihr gentlemanlike die Tür auf. Ein alter Mann sitzt auf der

---

33 The L Word, Staffel 4, Folge 4: Lust auf was Neues, 19:36-21:42.

34 Vgl. Transparent, Staffel 3, Folge 6: Eine andere Welt, 3:00-4:04.

Bühne und liest aus einem Prosatext. Sie wollen zunächst nur etwas essen, doch dann verschwindet Josh kurz und kehrt mit seiner Gitarre zurück. Er geht auf die Bühne, stellt sich als Kevin Johnson aus Dallas vor und beginnt zu spielen.

> We can make it in another world,
> Where money doesn't equal time,
> Time is not a number on the wall,
> Wall don't keep what's your for mine.
>
> We can make it in another world,
> Where who we are not the same as what we do
> And what we do comes from love,
> Love is a language and the words are true.
>
> Make a map to another world,
> Set your clock for another time,
> The here, the now is chiming,
> Do you hear it chiming?
>
> Make a map to another world,
> Set your clock for another time,
> The here, the now is chiming,
> Do you hear it chiming?

Immer wieder blickt er in Sheas Richtung, die ihn aufmerksam und mit steigender Verliebtheit anschaut. Dazwischen geschnitten sind Ansichten der trostlosen amerikanischen Provinz, in der sie unterwegs sind. Sie sind sichtbar außerhalb ihrer vertrauten Welt und könnten als sich liebendes Paar eine neue Welt erschaffen, in der andere Regeln gelten, in der die Wege anders verlaufen, in der es eine andere Zeit gibt – sie müssten nur das Zeichen hören. Shea fühlt sich sichtlich angesprochen.[35]

Ihr nächstes Gespräch findet während der Weiterfahrt statt. Shea sitzt am Steuer und hat gerade über eine verflossene Liebe gesprochen. »Ja, und das war's dann mit Jack.«[36] Josh murmelt bestätigend, sie greift den Faden auf, um von Doug zu berichten. Er stellt kürzere Nachfragen, scheint aber zugeknöpft und fast peinlich berührt. Resigniert bilanziert Shea ihre Erfahrungen mit Männern:

> *Shea*: Als Transe was mit Männern zu haben, ist der letzte Scheiß. Wenn du dir die Muschi nicht machen lässt, bist du für einen Haufen schwanzgeiler Freier nichts als Fetisch und wenn du sie dir machen lässt, bist du trotzdem weiter stigmatisiert. Egal, wie, du kannst nur verlieren. Alle meine Freundinnen haben mir gesagt, ich

35 Siehe ebenda 7.02-10.49.

36 Ebenda 13:40.

soll mir meine Muschi-OP sparen, weil ich sonst meine Geldmaschine verlieren würde.
Josh: (sichtlich betreten) Herrjemine.[37]

Irritiert fragt er sie, ob sie glaube, immer im Rotlichtmilieu arbeiten zu müssen: »Was ist denn dann, keine Ahnung, wenn du mal eine Familie haben willst?«[38] Sie bricht das Gespräch unter einem Vorwand ab.

Mitten im Nirgendwo entdecken sie ein leerstehendes, halb verfallenes Schwimmbad, brechen ein und beginnen es zu erkunden, sind ausgelassen, verfolgen sich wechselseitig. Die Spannung zwischen den beiden ist geradezu mit Händen zu greifen. Dann schlägt die Stimmung zum ersten Mal um.

Josh: Da schwirrt mir was durch meinen Kopf.
Shea (lächelt): Und was schwirrt da?
Josh (lächelnd): Ähm. Wenn ein Mann mit einer Frau Sex hat, dann hat er immer im Hinterkopf, ›vielleicht wird sie von mir schwanger‹. Nicht guuut. (Sheas Blick wird ernster, Josh senkt die Stimme etwas.) Aber, was bei dir ja nicht möglich sein würde, da würde es ja ganz entspannt sein (Sheas Blick ist voller Enttäuschung) und man kann sich gehen lassen.
Shea (runzelt die Stirn): Hey, wie, was?
Josh: Ich mein' ja nur.
Shea: Hast du ›n Arsch offen?
Josh: Warte wieso? Das ist doch was Positives.
Shea (erstaunt): Darauf willst du hinaus? Dass das etwas Positives ist?
Josh (verwirrt, gestikuliert wild): Das ist etwas Positives, ich will damit ja nur sagen, ich meine, ich weiß überhaupt nicht für wen das negativ sein würde. Ich find' das wirklich großartig. Ich meine ….
(*Shea* verdreht die Augen und geht. Josh merkt, dass er etwas Unangemessenes gesagt hat und kneift die Lippen zusammen, läuft Shea hinterher.).
Josh (leise zu sich selbst): Ich bin so blöd. (Erreicht Shea und fasst sie am Arm): Tut mir leid.
Shea: Es ist so, so scheiß‹ dämlich so was zu sagen.
Josh: Ich bin auch scheiß dämlich, okay? Hallo.
(Josh streichelt Shea den Arm, sie kommen sich näher und küssen sich schließlich bis Shea ihn wegschubst.)
Shea: Blöder Heini![39]

Hatte sich bei Shea die Hoffnung geregt, dass Josh sie nicht stigmatisieren und marginalisieren würde, was sich durch seine Frage, was wäre, wenn sie Familie haben

37 Ebenda 14:05-14:32.
38 Ebenda 15:00.
39 Ebenda 17.56-19:43.

wollte, nochmals vertieft hat, zeigt er sich jetzt als Mann, der sie doch nur als trans Frau sieht, nicht als Frau, nicht als gleichwertige Partnerin, sondern einzig als Objekt einer folgenlosen Begierde.

Aber sie gibt die Hoffnung noch nicht auf. Als ihr Flirt an Fahrt gewinnt, bremst sie ihn und offenbart ihm, dass sie HIV-positiv ist. Die Virenlast sei jedoch nicht nachzuweisen und er durch ein Kondom vollständig geschützt. Dies kühlt ihn sichtlich ab. Als sie vorschlägt, vielleicht vor dem ersten Sex zunächst einen Arzt aufzusuchen, um es langfristig anzugehen, also offenbart, dass sie die Situation als den Beginn einer dauerhaften Beziehung sieht, wird er sauer und blockt ab. Ihre Enttäuschung bricht sich nun Bahn:

> *Shea* (wird laut): Scheiße, was hab' ich mit dir hier verloren?
> *Josh*: Wir sind beide hier gelandet, weil ich dachte, dass wir hier n bisschen Spaß haben würden.
> *Shea*: Was? Spaß?
> *Josh*: Spaß, ganz genau!
> *Shea* (wird noch lauter): Spaß in der Art, wie man ihn nur mit Nutten haben kann, Jooosh?
> *Josh*: O.K. Wenn du schon damit anfängst, ich zahle ja wirklich für all das hier.
> *Shea*: Fick dich, Josh!
> (Josh schaut berührt, Shea hat Tränen in den Augen und brüllt.)
> *Shea*: Du brauchst 'ne Frau bei dir, um deinem Sohn zu sagen, dass seine Mutter in den Tod gesprungen ist? (Josh greift sich an den Kopf.) Ich habe dich durchschaut (Josh wendet sich ab) und ich bin nicht dein verfluchtes Abenteuer. Ich bin ein Mensch, okay? Ich bin kein verfluchtes Abenteuer. Wird' erwachsen, du ewiges Kind. Fick dich. (Shea dreht sich weg und Josh scheint sichtlich ergriffen.)[40]

Die andere Welt, von der Josh gesungen hat, in der die Sprache der Liebe gesprochen wird, erscheint nun wie ein Teil seiner Verführungstaktik. Als Partnerin kam sie für ihn nie infrage, nur als kurze Affäre in einer für ihn emotional schwierigen Situation. Was sie empfindet, welche Sehnsüchte er durch sein Verhalten weckt, darüber hat er nicht nachgedacht.

Auch Davina, Mauras zweite enge trans Freundin, muss sich mit einem Mann arrangieren, der sie finanziell aushält, weil er transamourös ist. Sol hatte als junger Mann vornehmlich one night stands, bis er eines Tages merkte, dass er Liebe und Sex nicht trennen muss. »Und jetzt bin ich froh, dass ich ganz offen sein kann, wie ich bin«, gesteht er Maura.[41] Doch auch dies ist keine Beziehung auf Augenhöhe, er sieht trans Frauen als Material und sich als Michelangelo, der zum Beispiel aus Shea ein Kunstwerk gemacht habe. »Ich wollte ihr meinen Namen auf den Arsch

40 Ebenda 25:40-26:24.
41 Transparent, Staffel 2, Folge 6: Verwundbar.

schreiben.«[42] Maura bietet er seine Hilfe an, er habe schon Ideen für eine Feminisierung, ein Lifting hier, Implantate dort. Maura ist zunehmend irritiert und fühlt sich immer unwohler, zumal das Gespräch in ihrem Schlafzimmer stattfindet, denn sie hatte nach ihrem Auszug bei Shelly bei Davina Unterschlupf gesucht und ist nun der Hausgast des Paares.

Als sie Davina von dem Gespräch erzählt und sich über Sol beschwert, reagiert ihre Freundin beleidigt: »Ach, du meine Güte. Maura. Was glaubst du eigentlich, mit wem du redest? Jetzt hör' gut zu. Ich möchte dir einmal etwas sagen. Kümmer' dich lieber um deine Angelegenheiten. Du hast kein Recht. Wir haben nicht alle 'ne Familie und soviel Geld wie du. Ich bin 53 und 'ne Ex-Prostituierte, HIV-positive Frau mit 'nem Schwanz. Ich weiß genau, was ich brauche und ich weiß, was ich will.«[43] Aber Sol ist kein fürsorglicher Partner. Als Davina immer häufiger krank ist und nicht so funktioniert, wie er sich das vorstellt, also zum Beispiel nicht für ihn kocht, wird er zunehmend aggressiv und wirft sie raus.[44] Maura, die mittlerweile wieder in ihrem eigenen Haus wohnt, nimmt sie auf und gibt ihr das Einlieger-Apartment. Zum ersten Mal in ihrem Leben muss Davina sich nicht verbiegen, um ein Dach über dem Kopf zu haben.[45]

Ihre Freundin Maura, die sich in der dritten Staffel von »Transparent« aus gesundheitlichen Gründen endgültig von dem Wunsch verabschieden musste, ihre Transition auch auf ihren Körper auszuweiten, kann dies mit einer heteronormativen neuen Liebe kompensieren. An dem Tag des niederschmetternden Arztgesprächs besuchen Maura und Davina einen Szeneclub. Sie haben sich aufgebrezelt, gehen auf die Tanzfläche. Maura wird von Donald angetanzt und angesprochen. Er nimmt Tuchfühlung auf, was ihr sichtlich schmeichelt, auch wenn sie dabei etwas skeptisch ausschaut.[46] In der nächsten Szene taumeln die beiden küssend in den Restroom, wobei Donald ihre Schönheit preist und den Wunsch äußert, ihren »großen Kitzler [zu] schmecken.«[47] Hier wird schon deutlich, dass er der Partner sein könnte, der ihre Weiblichkeit umfassend bestätigt. In einem Gespräch mit ihrer Tochter Ali berichtet Maura von ihrem neuen Freund.

> *Maura*: Er ist wundervoll, sieht gut aus, ist freundlich und witzig und er gibt mir das Gefühl, dass ich eine Frau bin. Naja, bei ein paar Sachen bin ich mir noch etwas unsicher. Er wohnt in Northridge.
> *Ali*: Oh (zuckt mit den Achseln).

---

42 Transparent, Staffel 2, Folge 7: Das Buch des Lebens, 5:51.

43 Ebenda, 12:04-12:29.

44 Siehe Transparent, Staffel 4, Folge 5: Wiedergeburt, 13.20.

45 Siehe ebenda, 15:13.

46 Siehe Transparent, Staffel 3, Folge 9: Aus dem Raster, 23:14-24:40.

47 Siehe ebenda 28:03-28:21.

Maura: Und es ist kein Buch in seiner Wohnung zu sehen. Donnie ist keine Leseratte.
Ali: Soll ich dir was sagen? Und wenn schon.
Maura: Und wenn schon, ich kann für uns beide lesen.[48]

Obwohl die beiden intellektuell in keiner Weise harmonieren, wenige gemeinsame Interessen haben und Donalds Wohnort auf einen sehr konservativen Lebenszuschnitt verweist, ist das Entscheidende, dass er Maura in ihrer Ganzheit, geistig und körperlich, als Frau adressiert, ihre primären und sekundären Geschlechtsmerkmale mit weiblichen Begriffen belegt, dass er sie so sieht, wie sie es selbst tut. Gemeinsam konstruieren sie ihren Körper als Frauenkörper, jenseits harter biologischer Fakten.

Dies war der springende Punkt, an dem Mauras Beziehung zu Vicki scheiterte. Die beiden lernten sich bei einem feministischen Frauenmusikfestival kennen, zu dem Maura ihre Töchter Sarah und Ali begleitet hatte, ohne zu wissen, dass das Grundsatzprogramm nur Frauen zulässt, die im biologischen Sinne als solche geboren wurden. Vicki stärkt ihr aber den Rücken und betont, dass sie überzeugt sei, dass auch trans Frauen jedes recht hätten, das Festival zu besuchen.[49] Mauras Wunsch nach einer körperlichen Transition unterstütze sie jedoch nicht, denn sie liebe sie so, wie sie sei, alles an ihr, auch ihren Penis.[50]

Bei einem gemeinsamen Besuch von Mauras Mutter Rose im Altenheim und dem sich anschließenden abendlichen Zusammensein mit Bryna, Mauras Schwester, und Simon, ihrem Neffen, kommt das Gespräch auf ihre geplante *Geschlechtsumwandlung*, so Brynas Formulierung. Sie fragt Vicki, ob sie nicht Angst habe, dass etwas schiefgehen könne: »Ich hab's ihr einmal gesagt. Ich hab's ihr tausendmal gesagt. Dass sie perfekt ist, so wie sie ist.« Maura steht mit zweifelndem und missbilligendem Blick in der Tür.[51] Als sie den geselligen Abend beendet haben und zum Auto gehen, beginnen Maura und Vicki zu streiten.

Maura (empört und vorwurfsvoll): Du hast gesagt, es sei alles bestens mit mir, genauso wie ich bin.
Vicki: Oh (spitz). Ist das ein Verbrechen?
Maura (unterschwellig aggressiv und verzweifelt): Es ist kein Verbrechen, aber so bin ich nicht. Es ist einfach nicht das, was ich will.[52]

48 Transparent, Staffel 4, Folge 3: Kids on top, 4:39-5:01.
49 Siehe Transparent, Staffel 2, Folge 9: Mann im Revier, 5:11-6:57.
50 Siehe Transparent, Staffel 3, Folge 4: Hineni, 25:08-25:46.
51 Siehe Transparent, Staffel 3, Folge 7: Kult und Sühne, 13:55-14:11.
52 Ebenda, 16:12-16:20.

Die Szene endet damit, dass die beiden schweigend nebeneinander im Auto sitzen. Sie sehen die Welt und Maura unterschiedlich. Auf den ersten Blick erscheint es paradox, dass ihre Liebe daran scheitert, dass Vicki Maura in ihrem sozialen (Frau) und ihrem körperlichen Sein (Mann) vollständig bejaht, aber für Maura ist das soziale vom körperlichen Geschlecht nicht zu trennen. Selbst als sie erfährt, dass die Operation ein zu großes gesundheitliches Risiko für sie birgt, gibt es keinen Weg zurück zu Vicki, denn diese liebt sie als Frau mit männlichem Körper. Erst in der heteronormativ codierten Beziehung zu Ronald, der ihren Körper als weiblich liest, kann sie ganz sie selbst sein.

Entscheidend ist also das ganzheitliche Passing. Für Max aus »The L Word« scheint zunächst die Operation der einzige Weg zu sein, um seine Transition zu komplettieren. Oft steht er nackt vor dem Spiegel und betrachtet gequält und mit Abscheu seinen weiblichen Körper.[53] Zudem war er als trans Mann vielen Diskriminierungen ausgesetzt: von den schlechten Erfahrungen mit Brooke über das Mobbing durch Kollegen bis zur Ausgrenzung aus der eigenen Familie. Wie bei Ronald und Maura wirkt jedoch Sexualität im Verbund mit Sex-Talk als Katalysator, um sein Selbstbild und seine Selbstakzeptanz zu verändern.

Das erlebt er bei einem romantischen Abend zu Hause mit seiner neuen Freundin Grace. Als die sexuelle Spannung steigt, bittet sie ihn sich auszuziehen, was er zunächst ablehnt – er fühle sich nicht wohl und wolle diesen Schritt erst nach seiner OP in vierzehn Tagen gehen.

> *Grace*: Versteck' dich nicht vor mir. Ich will deinen Körper spüren.
> *Max*: Das ist nicht mein Körper. Das wird erst in zwei Wochen mein Körper sein. Wenn ich, wenn ich die OP hatte. Aber weißt du, wir könnten …
> *Grace*: Eben warst du scharf auf mich, oder nicht?
> *Max*: Ja.
> *Grace*: Das war dein Körper. Er fühlte sich gut an.
> *Max*: Ich fühle mich damit nicht wohl.
> *Grace*: Ich schon.
> *Max*: Ja, echt?
> *Grace*: Ja. (küsst ihn) Ich finde dich so geil. Und ich würde so gerne deinen Schwanz lutschen. Du machst mich total an. Komm schon. Darf ich? (zieht seine Jeans aus und liebkost die Unterhose, in der sich sein Packer befindet) Spürst du das? (stimuliert ihn mit der Hand)
> *Max*: Ja.
> *Grace*: Fühlt sich gut an, oder? (Sie entfernt den Packer, zieht ihm die Unterhose aus). Ich möchte, dass du in meinem Mund kommst.[54]

53 Siehe The L Word, Staffel 4, Folge 5: Der Artikel.

54 The L Word, Staffel 4, Folge 11: Lästermäuler, 27:40-30:05.

Max' Körper wird von Grace als männlich adressiert und so für ihn auch als männlich erlebbar. Und dies nicht nur während des aufregenden ersten Sexes, sondern dauerhaft, denn er nimmt von der Operation Abstand.[55] Im Gespräch mit zwei Freundinnen erklärt er seine Beweggründe:

> »[Bei der Mastektomie] besteht die Gefahr, dass das Gefühl in den Brustwarzen verloren geht. Das wollte ich nicht riskieren. Ich meine, manche Männer fühlen sich irgendwie unwohl, wenn ihre Brust nicht ganz männlich geformt ist, es ist ihnen dann unangenehm, ihr Hemd auszuziehen. Und äh. Aber bei mir ist es anders, ich fühle nicht wie eine Frau, ich lass' es einfach so wie es ist und deswegen ist eine Operation gar nicht nötig.«[56]

Dieses mit sich selbst und seinem Körper eins sein scheint jedoch von der Beziehung zu Grace abzuhängen. Als Max, die ehemals lesbische Moira, sich in den schwulen Tom verliebt, also ihre queere sexuelle Orientierung wiederentdeckt, sehen die Dinge plötzlich wieder ganz anders aus. Zwar liest Tom Max als – zugegeben weiblichen – Mann, als »hübschen Bengel«, aber der Wunsch nach der körperlichen Transition wird bei Max wieder stärker. Doch die Autor*innen der TV-Serie haben für Max eine besondere Herausforderung vorgesehen. Als er die letzten OP-vorbereitenden Untersuchungen absolviert, konfrontiert seine Ärztin ihn im Abschlussgespräch mit einer überraschenden Diagnose.

> *Dr. Mandy*: Max.
> *Max*: Ja?
> *Dr. Mandy*: Ich befürchte, dass wir da ein Problem haben.
> *Max* (erschrocken): Was für ein Problem denn?
> *Dr. Mandy* (schaut ihn ernst und betroffen an): Sie sind schwanger.
> *Max* (verschlägt es zunächst die Sprache): Nein, ich kann nicht schwanger sein, ich nehme Testosteron.
> *Dr. Mandy*: Hatten sie Geschlechtsverkehr?
> *Max*: Ich…
> *Dr. Mandy*: Hatten sie und Tom ungeschützten Sex?
> *Max*: Ja, aber wir haben einen HIV-Test gemacht und monogam leben wir auch.*Dr. Mandy*: Max, wenn sie und Tom Vaginalsex hatten – ich weiß, dass sie es nicht so nennen – äh – aber das ändert nichts daran, dass es nun mal so funktioniert und das Testosteron legt den Fortpflanzungsapparat nicht einfach still.[57]

55 Siehe The L Word, Staffel 4, Folge 12: Klare Fronten, 24:00.
56 The L Word, Staffel 5, Folge 1: Heimaturlaub, 15:35-15:58.
57 The L Word, Staffel 6, Folge 2: Unwahrscheinlich, 15:22-16:01.

Max hofft noch darauf, die Operation trotz der Schwangerschaft in der nächsten Woche oder spätestens nach einem Abbruch durchführen lassen zu können, aber er ist schon im 4. Monat. Tom nimmt die Nachricht zunächst nicht gut auf, sie streiten sich, später aber entschuldigt er sich und schlägt vor, das Kind gemeinsam zu bekommen und ein schwules Elternpaar zu werden: »Wir beide schaffen das. Wir verdienen beide gut. Wir lieben uns und wir wollen unser Leben miteinander verbringen.« Max ist verunsichert, will aber darüber nachdenken.[58]

Die lesbische Clique nimmt die Nachricht teilweise verständnisvoll auf, indem sie auf viele Männerpaare mit Kindern verweist und eine Babyparty für Max veranstaltet. Teilweise ist die Reaktion aber auch unsensibel, so etwa, wenn Jenny sich erkundigt, wie es der »werdenden Mutter« gehe und ihm sagt, dass »sie« schwanger sei und deswegen keine Medikamente nehmen könne, also Max bewusst misgendert. Insgesamt zeigen sich die Freundinnen jedoch als sehr unterstützend, vielleicht gerade deshalb, weil Max' biologisches Frausein in den Vordergrund rückt. Für Toms Liebe ist die Feminisierung seines Freundes jedoch zu viel. Als er Max zum Geburtsvorbereitungskurs begleitet und erlebt, wie der Partner als Frau angesprochen wird und sie beide dadurch rhetorisch zu einem hetero Paar werden, verlässt er Max und ändert sogar seine Telefonnummer.[59]

Für Max ist das Fortschreiten der Schwangerschaft sichtlich eine Qual. Dafür spricht auch eine Szene, in der er mit nacktem Oberkörper und Babybauch vor dem Badezimmerspiegel steht und sich skeptisch anblickt. Das darauffolgende Abrasieren seines Bartes scheint eine Kapitulation vor seinem weiblichen Körper zu sein.[60] Auch sein Selbstbild ist ohne die Bestätigung durch das liebende Gegenüber offenbar brüchig geworden.[61] Sein weiteres Schicksal bleibt nach dem Serienfinale offen. In dem Nachfolgeprojekt »The L Word: Generation Q« (2019–2023) wird ihm jedoch noch ein Happy End beschert: In der dritten Staffel sieht er als trans Vater von vier Kindern seine alten Freund*innen wieder. Für den trans Mann Micah wird er zum Rollenvorbild und bekräftigt dessen Kinderwunsch, indem er ihm Fragen zu trans parenting beantwortet und ihm das Familienglück sichtbar vorlebt.[62]

58 Siehe ebenda 37:38-38:06.

59 Siehe The L Word, Staffel 6, Folge 4: Bye-bye L.A., 8:07-10:02. Dazu auch Frotscher: Max, S. 83f.

60 Siehe The L Word, Staffel 6, Folge 6: Intolerant, 17:37-18:32. Ähnlich die Analyse von Frotscher: Max, S. 85.

61 Frotscher und Wegner sprechen mit Blick auf Max' Schicksal im Anschluss an Halberstam von der queeren Kunst des Scheiterns (siehe Frotscher: Max, S. 83).

62 Siehe »The L Word Generation Q«, Staffel 3, Folge 4: Last to know.

Ausblick und Fazit: Die neue Unabhängigkeit?

Eine neue Qualität erhält der trans Liebesdiskurs in Familienserien wie »The Forsters« (USA: Nuyorican Porduction u.a., 2013–2018) oder jüngst in Coming of Age-Produktionen wie »Heart Stopper« (GB: See-Saw Films, seit 2022). Die dort gezeigten Figuren scheinen bei ihrer Identitätsbildung weniger abhängig von einem liebenden Gegenüber und verbalen Zuschreibungen zu sein. So reagiert der trans Junge Aaron, der bereits eine Mastektomie hinter sich hat, irritiert, als seine Freundin Callie ihn in einer intimen Situation als »starken«, »heißen Mann« bezeichnet und ihm versichert, dass sie seine Bartstoppeln liebe.[63] Er sucht gerade keine Bestätigung seines Ichs von ihr, sondern baut vielmehr sie auf, denn sie wisse nicht genau, wer sie wirklich sei.[64] Und das sei auch kein Problem, »denn niemand weiß immer genau, wer er ist.«[65] Aaron plädiert für Gelassenheit und ein fluides Selbstbild, das sich aus sich selbst heraus entwickelt und verändert.

Auch Elle aus »Heartstopper« vollzieht zunächst ihre soziale Transition zur Frau, wechselt von der Jungen- zur Mädchenschule, bevor sie zum ersten Mal die Liebe sucht. Ganz bewusst will sie keinen Partner, der klischeehafte Vorstellungen von einer heteronormativen Beziehung mit einem trans Mädchen wahr macht. Elle ist in ihren besten Freund Tao verliebt (was auf Gegenseitigkeit beruht), der mit seinen langen Haaren, seinem exzentrischen Look und Wesen eher queer wirkt. Bei ihrem ersten Date ruiniert er fast alles, indem er sich als ›richtiger‹ Junge inszeniert und u.a. mit einem Kurzhaarschnitt erscheint.[66] Sie braucht diese Bestätigung als ›richtiges‹ Mädchen nicht, ja ist davon geradezu abgeschreckt. Elle ist sich ihres Geschlechts sicher, ihre Peer Group akzeptiert sie so wie sie ist, die Zeiten von Nichtakzeptanz und Mobbing liegen hinter ihr. Als Zuschauer*innen erfahren wir davon nur noch in Andeutungen, die in den Gesprächen ihrer Freund*innen fallen. Elles Deadname ist wirklich tot, er findet keine Erwähnung mehr. Vielmehr geht es um ganz normale Teenagerprobleme: Neue und alte Freunde, Missverständnisse, Eifersucht, die Suche nach dem richtigen Weg für sie als Künstlerin, vielleicht durch einen neuerlichen Schulwechsel auf eine Kunstakademie.

Diese Beobachtungen zu TV-Serien aus der jüngsten Vergangenheit deuten an, dass es signifikante Veränderungen bei der Darstellung von trans Figuren gibt. Nachdem sie anfangs als Außenseiter*innen der Gesellschaft gezeigt wurden, die als Auftragsmörderin[67] oder Prostituierte[68] ihr Geld verdienen, als Folge der kör-

63 Siehe The Forsters, Staffel 5, Folge 4, Schritt für Schritt, 26:55-27:19.
64 Siehe The Forsters, Staffel 5, Folge 7: Lass es zu, 29:00.
65 Ebenda 30:00.
66 Siehe Heartstopper, Staffel 2, Folge 3: Versprechen.
67 Mia in »Hit & Miss« (2012).
68 Shea in »Transparent« (2016).

perlichen Anpassung krank werden (Brustkrebs durch Östrogen[69], aggressiv durch Testosteron[70]) oder darum kämpfen, in ihrem eigentlichen Geschlecht gesehen und akzeptiert zu werden, scheinen sie neuerdings mehrdimensionaler, sozial integrierter und unabhängiger zu werden – so unabhängig, dass auch die Bestätigung der angepassten geschlechtlichen Identität durch eine Liebesbeziehung keineswegs mehr nötig ist.

Dieser Wunsch war in den TV-Serien, die hier ausführlich untersucht worden sind, ein Haupterzählstrang. Bestehende Partnerschaften scheiterten häufig. Die Ehe- und Liebespartner*innen waren meist nicht gewillt, die sich in Transition Befindenden in ihrem aus ihrer Perspektive ›neuen‹, aber wahren Geschlecht zu bestätigen (Shelly und Maura, Margot und Jake, Jenny und Max). Der wichtigste Grund dafür war die sexuelle Orientierung, die entweder gegen- oder gleichgeschlechtlich war, jetzt aber nicht mehr ›passte‹, sodass das Begehren versiegte. Plötzlich sollten die angestammten Partner*innen nicht mehr hetero- oder homosexuell lieben, das heißt, sie hätten ihrer eigenen sexuellen Identität untreu werden müssen. Dies war für die Mehrzahl der Liebenden nicht möglich; ein nicht zu unterschätzendes Manko, denn die Rolle von Sexualität im romantischen Verstehensprozess ist bedeutend.

Für den trans Teil des Paares waren oft die gemeinsame Geschichte und damit die jahrelange, nicht selten jahrzehntelange Festschreibung des falschen Geschlechts ausschlaggebend für die Trennung, denn es schien unmöglich, diese Festschreibung auf beiden Seiten zu überwinden, was sich zum Beispiel in misgendering und deadnaming zeigte. Zudem richtete sich auch beim trans Teil das Begehren – seiner sexuellen Orientierung entsprechend – auf ein neues Geschlecht. Die trans Frau, die in einer heteronormativen Ehe mit einer Frau gelebt hatte, fand die umfassendste Selbstbestätigung in der Liebe zu einem cis Mann (Maura und Donald); der trans Mann, der zuvor als lesbische Frau Beziehungen zu Frauen hatte, erreichte Erfüllung und die Stabilisierung seines männlichen Ichs in der schwulen Liebe zu einem cis Mann (Max und Tom).

Einfach wurde es den Protagonist*innen freilich nicht gemacht, eine neue Liebe zu finden. Gerade der Versuch, aus der queeren Community auszubrechen und als trans Mann eine heteronormativ lebende cis Frau zu daten (Max und Brooke), war mehr oder weniger zum Scheitern verurteilt. Aber auch im umgekehrten Fall war den Figuren kein Liebesglück vergönnt (Shea und Josh). Heteronormative Liebesbeziehungen werden zwar gezeigt, sind aber davon abhängig, dass der/die cis Partner*in transamourös ist (Davina und Sol, Maura und Donald). Ein Happy End erleben die wenigsten.

Dies scheint sich in der TV-Serienwelt aber neuerdings zu ändern, wie oben schon angemerkt worden ist. Die trans Charaktere werden zum integralen Teil ei-

69 Donna in »Grey's Anatomy (2005).

70 Max in »The L Word« (2006).

ner queer-freundlichen Gesellschaft. Folglich stehen auch die Transition und ihre direkten Folgen nicht mehr unbedingt im Mittelpunkt der Narrationen. Und je mehr Passing die trans Personen erleben, desto weniger sind sie auf die umfassende Bestätigung ihres körperlichen und geistigen Seins durch eine romantisch codierte Liebesbeziehung angewiesen. Sie werden stattdessen freier in der Wahl des bevorzugten Liebesmodells; vielleicht lernen wir in naher Zukunft im queeren ebenso wie im heteronormativen Quality-TV vielfältig liebende Charaktere kennen: passioniert, sachlich-partnerschaftlich oder polyamor.[71]

Literaturverzeichnis

Antmann, Debora: Warum »The L-Word« mir das Herz gebrochen hat. Die Darstellung von Jenny Schecter war für unsere Kolumnistin ein Schlag ins Gesicht, in: Missy Magazin (19.02.2019).

Becker, Frank u. Reinhardt-Becker, Elke: Semantiken der Liebe zwischen Kontinuität und Wandel – eine Skizze, in: dies. (Hg.): Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2019, S. 11–61.

Fellner, Astrid: Trans Television Culture: Queer Politics, Gender Fluidity, and Quality TV, in: Océanide 9 (2017), 9 Seiten.

Frotscher, Mirijam M. u. Gesine Wegner: Von Max zu Maura. Auf der Suche nach trans*gressiver Elternschaft im US-amerikanischen Fernsehen, in: Anja Besand, Mark Arenhövel u. Olaf Sanders (Hg.): Väter allerlei Geschlechts. Generationenverhältnisse und Autoritätsfiguren in Fernsehserien, Wiesbaden 2017, S. 77–96.

Krauß, Florian: Female gaze, queer gaze, trans gaze. Transparent als queere Intervention, in: Navigationen. Zeitschrift für Medien und Kulturwissenschaften 18 (2018) 1, S. 59–75.

Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M. 1982.

Meilicke, Elena: Filmkolumne: Frauen, Serien. Postpatriarchalisches Fernsehen aus den USA, in: Merkur 70 (2016) 10, S. 53–59.

Reinhardt-Becker, Elke: Seelenbund oder Partnerschaft? Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit, Frankfurt a.M. 2005.

Reinhardt-Becker, Elke: A never ending story? Romantic love in north-american TV series, in: Sociologia e Politiche Sociali 22 (2019) 3, S. 5–24.

Reinhardt-Becker, Elke: Amour, relations amoureuses et femmes dans téléséries nord-américaines, in: Chiara Piazzesi, Julie Lavigne, Martin Blais, Catherine Lavoie Mongrain (Hg.): Intimités et sexualités contemporaines: changements

71 Vgl. Reinhardt-Becker: Körperdiskurse.

sociaux, transformations des pratiques et des représentations, Montreal, CA 2020, S. 111–130.
Reinhardt-Becker, Elke: Romantik und kein Ende? Liebessemantiken in US-amerikanischen Fernsehserien, in: Christof Hamann und Fiippio Smerilli (Hg.): Sprachen der Liebe in Literatur, Film und Musik. Von Platons »Symposion« bis zu zeitgenössischen TV-Serien, Würzburg 2015, S. 315–346.
Reinhardt-Becker, Elke: Zum Wandel von Liebes-, Geschlechter- und Körperdiskursen in nordamerikanischen TV-Serien, in: Der Deutschunterricht: Liebesarten (2021) 4, S. 68–81.
Schlegel, Friedrich: Lucinde [1799], Frankfurt a.M. 1985.
Schütte, Oliver: Fernsehen ist tot – Es lebe das Geschichtenerzählen. Ausblick auf Film und Fernsehen im Jahr 2020, Berlin 2017.
Sina, Véronique: Transparent – Jewish Querness in Serie, in: Lea Wohl von Haselberg u. Lucy Alejandra Pizana Pérez (Hg.): Jüdischer Film. Ein neues Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum, München 2022, S. 155–170.
Süss, Hannah: Judentum als ›drittes Geschlecht‹? Zur Intersektionalität von Judentum und Queerness in der Serie »Transparent«, in: SYN, Magazin für Theater-, Film- und Medienwissenschaft 14 (2017), S. 15–23.

TV-Serien

»Grey's Anatomy«[72] (USA: ABC, seit 2005)
»Heart Stopper« (GB: See-Saw Films, seit 2022)
»Hit & Miss« (GB: AbbottVision u.a., 2012)
»Sex Education« (GB: Eleven Film, 2019–2023)
»Stadtgeschichten« (USA: Sweatpants Production u.a., 2019)
»The Forsters« (USA: Nuyorican Porduction u.a., 2013–2018)
»The L Word – Generation Q« (USA: Showtime, 2019–2023)
»The L Word« (USA: Showtime, 2004–2009)
»Transparent« (USA: Amazon Prime Video, 2014–2019)
»You Me Her« (USA: JJS Entertainment u.a., 2016–2020)
»The Bolde Type« (USA: Universal u.a., 2017–2021)

72 Staffel 3, Folge 7: Unter Männern (2006) u. Staffel 9, Folge 14: Pegasus (2013).

Gender-Kontroversen in der »Regenbogennation« Südafrika

Menschenrechte, Lebensrealitäten und Ausdrucksformen von sexuellen Minderheiten

Rita Schäfer

Weltweit verbreitete Fotos von der strahlenden Mokgadi Caster Semenya, der Weltmeisterin und Olympiasiegerin im 800-Meter-Lauf der Frauen, mit der bunten Landesfahne und anderen nationalen Emblemen erwecken den Eindruck, als ob Südafrika das selbst gesteckte und idealistische Ziel einer Regenbogennation erreicht habe.[1] Sogar auf Brand South Africa, der offiziellen Webseite zur Verbreitung und Vermarktung eines positiven Images vom Land am Kap der guten Hoffnung, wird mit Semenya und Regenbogenemblemen geworben. Ausschlaggebend dafür ist ein neuer Nationalismus basierend auf dem Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Hautfarben und Herkunft – eine christlich geprägte Vision, die der frühere anglikanische Erzbischof von Kapstadt, Desmond Tutu, propagierte. Diese Bezugnahme auf den Regenbogen als Symbol nationaler Einheit umfasst auch die Akzeptanz von Menschen verschiedener Geschlechtsidentität und -orientierung, für die sich Friedensnobelpreisträger Tutu im Zuge der politischen Wende hin zur Demokratie unter Präsident Nelson Mandela ab 1994 ebenfalls einsetzte.[2] Mit dieser Ausrichtung wurden multiple sozio-ökonomische Differenzen, rassistische Ausbeutungsverhältnisse sowie die Kontrolle über Sexualität und die Regulierung von *Gender*-Zuschreibungen, die das Kolonialsystem und der Apartheidstaat im Rahmen ihrer Biopolitik geschaffen hatten, von staatlicher Seite zwar nicht negiert, aber die Mandela-Regierung bot kaum Möglichkeiten, sie systematisch

1 Um Caster Semenya entbrannte ein jahrelanger, juristisch geführter Kampf in der Sportwelt und darüber hinaus, ob sie angesichts erhöhter Testosteronwerte bei Wettkämpfen in der Gruppe der Frauen mitlaufen durfte oder nicht; diese Kontroverse wird am Ende dieses Beitrags erörtert.

2 Adriaan van Klinken: Desmond Tutu's long history of fighting for gay and lesbian rights, in: The Conversation, 17. Februar 2020. https://theconversation.com/desmond-tutus-long-history-of-fighting-for-lesbian-and-gay-rights-131598 [letzter Zugriff am 27. September 2023]

aufzuarbeiten und zu reduzieren.[3] Um so wichtiger waren zivilgesellschaftliche Akteur*innen, die grundlegende rechtliche und soziale Veränderungen während der Wende zur Demokratie einforderten und diese oftmals auch selbst initiierten. Seitdem engagieren sie sich für die systematische Umsetzung umfassender legaler und gesellschaftlicher Reformen.[4]

Im Folgenden wird anhand des menschenrechtlichen Aktivismus für Gleichberechtigung und unter Bezug auf einzelne, die Debatten prägende Persönlichkeiten, deren (Selbst)Verortungen jenseits der Heteronormativität sowie der Kontroversen über ambigue Positionen ergründet, inwieweit die offizielle Selbstdarstellung Südafrikas als inklusiver *Rainbow-Nation* der Realität standhält. Dabei finden Rechtreformen Beachtung, beispielsweise die auf dem afrikanischen Kontinent erstmalig verfassungsmäßig verankerte rechtliche Gleichstellung und der Schutz vor Diskriminierung seit 1996, die Anerkennung von Trans*-Rechten und entsprechende Änderungen im Personenstandsrecht 2003, das Recht sexueller Minderheiten auf Eheschließungen 2006 und die Adoption von Kindern seit 2002 bzw. 2005 sowie das Gesetz zur Verhinderung und Strafverfolgung von Hassgewalt und Hassreden 2023.[5] Untersucht werden bedeutende zivilgesellschaftliche Initiativen und Diskussionsimpulse von Südafrikaner*innen unterschiedlicher Geschlechtsidentität und -orientierung, denn daran kann analysiert werden, wie sexuelle Minderheiten und ihre eigenen Interessenvertretungen das demokratische Post-Apartheid-Südafrika hinsichtlich rechtlicher Gleichstellung, Lebensalltag und Toleranz oder Homo-/Transphobie bewerten. In dem Kontext ist aus praxeologischer Perspektive von Interesse, wie sie im Sinne eines *Doing Gender* mit zugewiesener und erlebter Ambiguität umgehen, indem sie diese beispielsweise selbst künstlerisch gestaltend bzw. performativ überzeichnen oder vorgegebene binäre Kategorien, aber auch Zuschreibungen und Einordnungen gemäß englischer Begriffe *wie gay, lesbian, trans* subversiv in Frage stellen.

In Kritik an reduktionistischen Identitätszuschreibungen, die sich ausschließlich oder vor allem auf *Gender* beziehen, nutzen Künstler*innen, Aktivist*innen für Menschenrechte von sexuellen Minderheiten und Forscher*innen in Südafrika einen intersektionalen Ansatz, der von der dortigen, marxistisch inspirierten

3 Henriette Gunkel: The cultural politics of female sexuality in South Africa, New York 2011.

4 Jacklyn Cock: Engendering gay and lesbian rights. The equality clause in the South African Constitution, in: Women's Studies International Forum, vol. 26 (2003) no. 1, S. 35–45.

5 Gustavo Gomes da Costa Santos: Decriminalisation in Africa. Lessons from the South African experience, in: Corinne Lennox u. Matthew White (Hg.): Human rights, sexual orientation and gender identity in The Commonwealth. Struggles for decriminalisation and change, London 2013, S. 313–337; Melanie Judge, Anthony Manion, Shaun de Waal: To have and to hold. The making of same-sex marriages in South Africa, Johannesburg 2008; Tracy Morison, Ingrid Lynch, Vasu Reddy (Hg.): Queer kinship. South African perspectives on the sexual politics of family-making and belonging, London 2020.

Sozialgeschichte bzw. Soziologie entwickelt wurde und die historisch geprägte Mehrfachdiskriminierung mit den wechselseitigen Verstärkereffekten von Unterdrückungs- und Ausbeutungsmechanismen auf der Basis von *race, class* und *gender* in der rassistischen Siedler- und Sklavenhaltergesellschaft als *patterns of patriarchy* erfasst.[6] Schließlich sind ältere Menschen mit den rassistischen Klassifikationen nach Hautfarben und Herkunft und der damit verbundenen systematischen und gesetzlich festgeschriebenen Diskriminierung als *Schwarze, Colourds* und *Inder/-innen* sowie den gleichzeitigen umfassenden Privilegien als *Weiße* während der Apartheid (1948–1994) aufgewachsen. Diese wirken sich bis heute auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Bildung, Arbeitswelt und Wohnen aus.[7]

Für das Selbstverständnis nicht-*weißer* sexueller Minderheiten ist die Tatsache relevant, dass sie keineswegs nur gegenwartsbezogen ihre Interessen vertreten oder zukunftsorientiert argumentieren und mehr Anstrengungen und politischen Willen im Kampf gegen homo-/transphobe Gewalt verlangen. Darüber hinaus nutzen sie in vieler Hinsicht die komplexe Geschichte Südafrikas als Referenzrahmen für eigene Positionierungen und Interessenvertretungen, denn ihre Mehrfachdiskriminierung umfasste Demütigungen durch rassistische Passgesetze, die alle Lebensbereiche des Alltags reglementierten, zerstörerische Zwangsumsiedlungen, Armut und schlechte Gesundheitsversorgung; hinzu kam die Kriminalisierung gleichgeschlechtlicher Liebe während der niederländischen Herrschaft, in der Kapkolonie unter britischer Kontrolle und mit dem Immorality Act von 1927 sowie dem Immorality Act (Sexual Offences Act) von 1957.[8] Gesetzliche Ergänzungen ab 1969 stellten homosexuelle Handlungen und eine nicht-konforme Identität unter Strafe.

Das betraf Schwule, wobei *Weiße* im Unterschied zu *Coloureds*, *Indern* oder *Schwarzen* faktisch nicht oder nur in seltenen Fällen von Festnahmen oder gar Inhaftierungen betroffen waren. Zumeist konnten sie sich aus den Fängen der Polizei freikaufen, bevor es zu Strafprozessen oder zur Bekanntgabe ihrer Namen in der homophoben, sexistischen und sensationsgierigen Presse kam. Aggressiv reagierte das Apartheidregime, wenn *weiße* Schwule sexuelle Kontakte mit Männern anderer Hautfarben hatten, zumal das christlichen Moralvorstellungen widersprach und die rassistische Paranoia vor einem zivilisatorischen Niedergang der *Weißen* verstärkte. Falls *weiße* Homosexuelle aber bei dem für alle *weißen* jungen

6 Mark Gevisser u. Edwin Cameron (Hg.): Defiant desire. Gay and lesbian lives in South Africa, Johannesburg 1995; Nadia Davids u. Zethu Matebeni: Queer politics and intersectionality in South Africa, in: Safundi, vol. 18 (2017) no. 2, S. 161–167.

7 Christoph Marx: Südafrika. Geschichte und Gegenwart. 2. aktualisierte Auflage, Stuttgart 2022. Die Kursivsetzung dieser Wörter soll die willkürliche Einteilung nach Hautfarben andeuten, die der Apartheidstaat vornahm und mit der er das Leben von Millionen Menschen ruinierte. Mit der Nennung verbindet die Autorin keineswegs biologische Zuschreibungen.

8 Neville Hoad, Karren Martin, Graeme Reid (Hg.): Sex and politics in South Africa, Cape Town 2005.

Männer verpflichtenden Wehr-/Kriegsdienst auffielen, wurden sie vom repressiv-homophoben Militärapparat zu sogenannten Konversionstherapien in berüchtigte Psychiatrien von Militärkrankenhäusern, vor allem in der Hauptstadt Pretoria, oder gar zu Geschlechtsumwandlungen gezwungen. Da diese Eingriffe ähnlich wie die psychiatrischen Methoden nicht dem damaligen internationalen Kenntnisstand entsprachen und oft stümperhaft durchgeführt wurden, starben etliche Opfer daran; zudem begingen viele Überlebende Selbstmord.[9] Sozialhistorische *Gender*-Forschungen untersuchen solche Probleme jenseits der Heteronormativität.[10]

Historisch argumentierende und gesellschaftspolitische Debatten widmen sich zudem Individuen, die als beispielhaft für die geschichtlich aufgeladenen Fragen zu Gleichheit oder Diskriminierung betrachtet werden. So stellt die Webseite South African History Online (SA-History) zur südafrikanischen Geschichte, die als größtes Kooperationsprojekt von universitären und außeruniversitären sowie gemeindebasierten Geschichtsforen Sach- und Fachinformationen an weiterführende Schulen und die breite Öffentlichkeit vermittelt, ausgewählte Persönlichkeiten wie Caster Semenya als eine wichtige Südafrikanerin vor, die zum hohen internationalen Ansehen des Post-Apartheid-Staats beitrug – und zwar weit über den Sport hinaus.[11] Solche Personen und Ereignisse werden im Folgenden anhand themenspezifischer zeitlicher Rückblicke genauer betrachtet.

Gleichgeschlechtliche Beziehungen in Minencompounds und Initiationscamps

Das Workers Museum am Rande der Johannesburger Innenstadt ist ein historischer Erinnerungsort, der neben der menschenunwürdigen Unterbringung der Arbeiter, einiger Biografien und Selbstbilder auch *Gender*-Vielfalt visualisiert. Das Gebäude war ein Wanderarbeiterwohnheim für *schwarze* Männer; hier wurden in engen, dunklen und feuchten Räumen Arbeiter untergebracht, die in der städtischen Energieversorgung tätig waren. Wegen der Rassentrennungspolitik und Urbanisierungskontrollen wurde es ihnen verboten, mit ihren Frauen und Familien zusammenzuwohnen. Am Eingang zum offenen Duschraum hängt ein mehrere Quadratmeter großes Foto, das junge Männer in Arbeitskleidung zeigt – mit Ausnahme einer Person. Diese ist nur in ein Stofftuch gehüllt, das über

9 Robert Kaplan: The Aversion Project. Psychiatric abuse in the South African defence force during the Apartheid era, in: South African Medical Journal, vol. 91 (2001) no. 3, S. 216–217.

10 Graeme Reid: ›The History of the Past is the Trust of the Present‹. Preservation and Excavation in the Gay and Lesbian Archives of South Africa, in: Carolyn Hamilton u.a. (Hg.): Refiguring the Archive, Cham 2002, S. 193–208.

11 Mokgadi Caster Semenya. In: South African History Online. https://www.sahistory.org.za/people/mokgadi-caster-semenya [letzter Zugriff am 27. September 2023]

der Brust verknotet wurde. Sie ist eine »mine wife«, die offensichtlich mit großer Selbstverständlichkeit in der Männergruppe für den Fotografen posierte. Begriffe in den Lokalsprachen geben Hinweise auf die Verbreitung dieses Phänomens in den zahlreichen Männerwohnheimen, die wegen ihrer strengen Ausgangssperren totalen Institutionen glichen, vor allem auf den von Ausbeutung und gefährlicher Schwerstarbeit geprägten Gold- und Kohleminen, wo ältere *schwarze* Männer jüngere zeitweilig als Sexualpartner auswählten und diese Frauenrollen übernahmen und sich feminin kleideten.[12]

Während gesellschaftlich verankerte Altershierarchien und patriarchale Respektregeln aufrechterhalten wurden, durchkreuzten die Jungen, die in der urbanen Arbeitswelt voller unbekannter Gefahren aufgrund ihres Alters und ihrer ländlichen Herkunft eine besonders unsichere Position hatten, geschlechtsspezifische Rollenmuster: Von ihnen wurde erwartet, dass sie weibliche Aufgaben erfüllten, die Männer nach Möglichkeit mieden: Kochen, Waschen und sexuelle Dienste. Der jeweils ältere Mann bot Schutz vor Gewalt durch die Aufseher und zahlte etwas Geld. So wurden gerontokratische Machtverhältnisse auf einen räumlich und sozio-ökonomisch fremdbestimmten Kontext übertragen. Es waren temporäre Beziehungen, da alle Männer nur terminierte Arbeitsverträge hatten und sich danach wieder neu bei Anwerbeagenturen bewerben mussten; deshalb sahen sich die meisten Partner nie wieder.

Die Minenbetreiber duldeten die gleichgeschlechtlichen Beziehungen, da die Männer dann nicht zu weiblichen Prostituierten gingen, denen man die Übertragung bzw. Verbreitung von Geschlechtskrankheiten unterstellte. Gleichzeitig wetterten aber christliche Missionare gegen die Unmoral der Männer und verlangten Gesetze und Strafen. Die maroden Wohnheime und die unmenschliche Ausbeutung in den gefährlichen, da schlecht gesicherten Minen bemängelten sie jedoch nicht. Dank umfangreicher oral history-Studien im Rahmen sozialhistorischer Forschungen wurden die sexuellen und sozialen Beziehungsdynamiken in der Fachwelt und Öffentlichkeit bekannt. Alte Männer, beispielsweise der Zulu-sprachigen Gesellschaft, erzählten Historikern, dass sie während ihrer Jugend in ihren Herkunftsgebieten zunächst Mädchen als Liebespartnerinnen hatten und teilweise auch mit guten Freunden sexuell experimentierten. Anschließend wurden viele in den Minen zu »mine wives«, dabei konnten sie Geld für den inzwischen monetarisierten »Brautpreis« sparen; das waren Prestigegüter und Vieh – Geschenke an den Familienverband der jeweiligen Braut, mit denen Wanderarbeiter nach einigen Jahren

12 Zackie Achmat: Apostels of civiliced vice. ›Immoral practices‹ an ›unnatural vice‹ in South African prisons and compounds 1890–1920, in: Social Dynamics, vol. 19 (1993) no. 2, S. 92–110; Dunbar Moodie: Black migrant mine labourers and the vicissitudes of male desire, in: Robert Morrell (Hg.): Changing men in Southern Africa, London 2001, S. 275–286.

Frauen in ihren Herkunftsgebieten heirateten. Diese Ehen wurden von älteren Familienvorständen arrangiert. Solche Eheallianzen, die Gründung einer eigenen Familie und der Aufbau eines eigenen Gehöfts waren wichtig für das eigene Selbstwertgefühl und die Anerkennung als respektabler Mann; eine Form der traditionsbezogenen und Identität stiftenden maskulinen Seniorität. Dieses patriarchale Ideal war aber in der Praxis wegen der geringen Löhne, zahlreicher Unfälle sowie daraus resultierender Invalidität und Krankheiten, beispielsweise Tuberkulose und Staublunge, nur schwer realisierbar. Männer mittleren Alters und ältere Männer litten nicht nur unter solchen chronischen Krankheiten und körperlichen Gebrechen sowie der damit einhergehenden Pflegebedürftigkeit, sondern auch unter der Verarmung ihrer Familien, denn die Minenbetreiber zahlten keine Kompensationen.

Zur Erinnerung an die Erfahrungen als »mine wives« gibt es verschiedene Einschätzungen: von Notwendigkeit oder Zwang und Abneigung bis hin zu Fürsorge und temporärer Liebe. Die Männer bezeichneten ihre hierarchischen Beziehungen und die diesbezüglichen sexuellen Rollen in ihren Herkunftssprachen auf die Seniorität bezogen und nicht auf einzelne Sexualpraktiken als homo- oder bisexuell, was auf die Problematik hinweist, inwieweit diese Kategorien und damit verbundene Vorstellungen weltweit übertragbar sind und einen analytischen Wert haben.[13]

Die Auseinandersetzung mit gleichgeschlechtlichen sexuellen Beziehungen in unterschiedlichen Lebensphasen von Männern ist auch ein Thema im Spielfilm »Inxeba« (Die Wunde, 2017), der die Liebe zwischen Männern, Homoerotik, Homophobie bzw. Aggression im Kontext eines traditionellen Initiationsritus mitsamt dortiger Penisbeschneidungen in der Xhosa-sprachigen Gesellschaft thematisiert. Südafrikas National Film and Video Foundation reichte »Inxeba« vom südafrikanischen Filmemacher John Trengove für den Oscar Filmwettbewerb in der Kategorie bester ausländischer Film 2017 ein, zudem wurde er auf zahlreichen internationalen Filmfestivals gezeigt und mehrfach ausgezeichnet. Er orientierte sich am Roman »A man who is not a man« (2009) von Thando Mgqolozana über eine fehlgeschlagene Jungeninitiation bzw. genitale Beschneidung.

Dabei ist zu erwähnen, dass es keineswegs nur um vorkoloniale Traditionen in heutiger Zeit ging, sondern darum, wie Männer ihre Maskulinität individuell und im gesellschaftlichen, postkolonialen Kontext interpretieren, zumal ihre Vorfahren durch einen 99-jährigen Grenzkrieg ab 1779 ihrer Existenzgrundlagen

13 Zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen in unterschiedlichen *schwarzen* Sprachgruppen und Landesteilen Südafrikas: Stephanie Rudwick: Defying a myth. A gay sub-culture in contemporary South Africa, in: Nordic Journal of African Studies, vol. 20 (2011) no. 2, S. 90–111; Iain Edwards u. Marc Epprecht: Working class homosexuality in South African history. Angel and the Ingqingili, Cape Town 2020; Taylor Riley: Queer word- and world-making in South Africa. Dignified sounds, London 2021; Welcome Mandla Lishivha: Boy on the run, Auckland Park 2022; Graeme Reid: How to be a real gay. Gay identities in small-town South Africa, Pietermaritzburg 2013.

und wirtschaftlichen Eigenständigkeit in Form von Rindern, Weiden und Feldern beraubt, zur Arbeit auf Farmen von *Weißen* gezwungen und im 20. Jahrhundert zu *boys* in den Minen degradiert wurden. In der südafrikanischen Diskussion über den Spielfilm »Inxeba« wurde thematisiert, warum Traditionalisten das öffentliche Zurschaustellen von Ritualen und die Liebe zwischen Männern anprangerten. Zudem wurde erörtert, dass manche Väter hofften, ihren Söhnen sollten während der Initiationen mögliche gleichgeschlechtliche Neigungen ausgetrieben werden, woran sie selbst gescheitert waren.[14]

Institutionalisierte Homophobie im südafrikanischen Militär

Vater-Sohn-Konflikte wegen mangelnder Erfüllung der konservativen Rollenerwartungen durch die Söhne, grausame Erniedrigung in der hypermaskulinen und homophoben südafrikanischen Armee sowie die brutale Bestrafung erotischer Zuneigung zwischen homosexuellen Soldaten waren Charakteristika der privaten und staatlichen Angriffe auf junge *weiße* Schwule. Diese Verbindungen zwischen autoritären Familienhierarchien – zentralen Säulen der kulturnationalistisch idealisierten »Volkseinheit« – und Demütigungen schwuler Soldaten im Militär zur Verteidigung der christlich-moralisch begründeten, heteronormativen Gesellschaft als Basis der *weißen* Vorherrschaft thematisiert der 2006 erschienene autobiographische Roman »*Moffie*« von André Carl van der Merwe sowie der darauf aufbauende, gleichnamige Spielfilm des international renommierten südafrikanischen Regisseurs Oliver Hermanus, der 2019 in die Kinos kam.[15]

Das abschätzige Wort »*Moffie*« bringt auf Afrikaans die Verachtung gegenüber Homosexuellen zum Ausdruck, deren Männlichkeit als gescheitert galt und die vor allem in der burischen Gesellschaft als »volksfremd« angefeindet und von ihrem Umfeld gehasst wurden; ihnen wurde unterstellt, die Einheit des burischen Volkes

14 Lwando Scott: Inxeba (the Wound). Queerness and Xhosa culture, in: Journal of African Cultural Studies, vol. 33 (2021) no. 1, S. 26–38; Grant Andrews: Liminal spaces and conflicts of culture in South African Queer films, Inxeba (the Wound), in: African Literature Today, vol. 36 (2018), S. 52–66. Wamuwi Mbao: Culture and spectacle. Making meaning from the spectacular reception of Inxeba, in: Agenda, vol. 34 (2017) issue 2, S. 78–85; Mark Kirby-Hirst u. Beschara Karam: Inxeba (the Wound). Sexual, gender and religious traumata on the African screen, in: Communicatio, South African Journal for Communication Theory and Research, vol. 44 (2018) issue 4, S. 88–107.

15 Zu Romanen, die Homosexualität im südafrikanischen Militärdienst, in der *weißen* Gesellschaft und teilweise auch in anderen Gesellschaftsgruppen thematisieren, wobei dies in unterschiedlicher Weise in der jeweiligen Erzählung handlungsrelevant ist: Grant Andrews: The queer son and the declining patriarch in Post-Apartheid South African literature. The subversive symbol of water in Mark Behr's *Kings of the water*, in: Journal of Literary Studies, vol. 35 (2019) no. 2, S. 85–104.

zu gefährden.[16] Van der Merwe und Hermanus wissen, was das bedeutet, denn beide sind schwul und waren von Kindheit an auf unterschiedliche Weise mit Homophobie konfrontiert. Sowohl im belletristischen als auch im cineastischen Werk werden an einer Biographie zentrale Strukturen des prägenden Militarismus im Apartheidregime veranschaulicht, das *weiße* junge Homosexuelle als bedrohlich einstufte und sie dementsprechend strafend misshandelte – obwohl sie gehorsam als rangniedrige Soldaten Gewalt gegen *Schwarze* anwandten, da sie verbreitete rassistische Einstellungen verinnerlicht hatten. So bleibt der Protagonist im Film emotionslos, als er ein *schwarzes* Kind aus der Nähe erschießt. Der Film visualisiert auch die Zerstörung von Empathie zwischen schwulen Rekruten – das war in der Realität ebenfalls ein hoher Preis, um die Privilegien der *Weißen* aufrecht zu erhalten.[17]

Auch der mit dem European Union Literary Award 2006 ausgezeichnete Roman »Ice in the lungs« (2005) von Gerald Kraak und sein Dokumentarfilm »Property of the State. Gay men in the Apartheid military« (2003) thematisieren homophobe Gewalt in der südafrikanischen Armee und das brutale Vorgehen gegen die *schwarze* Bevölkerung, einschließlich Folter und Vergewaltigungen im Kriegsgebiet an der Grenze zu Angola.[18]

Während der Apartheid war das südafrikanische Militär eine totale Institution, in der ranghohe *weiße* Männer im Regierungsauftrag über Jahrzehnte junge *weiße* Rekruten, die bereits während ihrer familiären und schulischen Sozialisation mit der Apartheidideologie indoktriniert worden waren, drillten und ihre anerzogene Paranoia verstärkten, damit sie anschließend in Townships oder im Krieg an der angolanischen Grenze aggressiv wie Kampfmaschinen gegen angeblich kommunistische Terroristen – sprich Schwarze – skrupellos vorgingen. Das Militär prägte den entmenschlichenden Umgang mit Homosexualität bzw. Homosexuellen, die als wehrzersetzend galten, und war darauf aus, Ambiguität mit sadistischer Brutalität zu unterdrücken.

---

16 Zur Begriffsentwicklung des Schimpfwortes »*Moffie*«: Jimmy Pieterse: Dictionaries and discourses of deviance. Changing lexial representations of ›Moffie‹ and the reorganisation of sexual categories among Afrikaans speakers during the second half of the twentieth century, in: South African Historical Journal, vol. 65 (2013) no. 4, S. 618–637.

17 Grant Andrews: The construction of split whiteness in the queer films *Kanarie* (2018) and *Moffie* (2019), in: Tydskrif vir letterkunde, vol. 59 (2022) no. 1, S. 52–61.

18 Andy Carolin: Apartheid Immorality Act and the fiction of heteronormative whiteness, in: Tydskrif vir letterkunde, vol. 54 (2017) no. 1, S. 111–128; Antonie Manion: A conversation with Gerald Kraak, Director of the Property of the state. Gay men in the Apartheid Military, in: GALA Newsletter, 5 (2003), S. 2. https://gala.co.za/wp-content/uploads/2019/03/newsletter5.pdf [letzter Zugriff am 26. September 2023]. Zu weiterer themenrelevanter Belletristik aus literaturwissenschaftlicher Sicht: Michael Heyns: A men's world. White South African gay writing and the state of emergency, in: Derek Ettidge u. Rosemary Jane Jolly (Hg.): Writing South Africa. Literature, Apartheid and democracy, 1970–1995, New York 1998, S. 108–122.

Unter der ab 1948 gesetzlich legitimierten Apartheid herrschte Wehrpflicht für junge *weiße* Männer. Sie wurde basierend auf einem Gesetz von 1967 institutionalisiert und 1972, 1977 sowie 1982 ausgeweitet, von zunächst neun Monaten auf letztlich zwei Jahre. Die Armee wurde in Grenzkriegen und ab 1985 zur Niederschlagung von Aufständen in den Townships eingesetzt. 600.000 Männer der ca. 4,5 Millionen *Weißen* dienten bis Anfang der 1990er Jahre dem rassistischen Regime. Der Wehr-/Kriegsdienst wurde zu einem kollektiven Initiationsritus für *weiße* junge Männer; die Afrikaans-sprachige *weiße* Gesellschaft lud ihn als Dienst am Volk und christliche Pflicht zur Verteidigung gegen *schwarze* Kommunisten kulturnationalistisch auf. In den Kasernen und bei Fronteinsätzen wurden martialische Männlichkeit und Sexismus inszeniert. Homosexualität galt als gefährlicher Kontrast dazu, da sie aus der Sicht der Apartheidmilitärs und -politiker die heteronormative und patriarchale *Gender*-Hierarchie als wesentlichen Bestandteil der vor allem protestantisch-calvinistisch orientierten, sozialen Ordnung unterlief. Deshalb wurde sie vom sadistischen und rechtsradikalen Personal in der Militärpsychiatrie entsprechend bekämpft: mit starken Elektroschocks, Hormontherapie, chemischen Kastrationen und chirurgischen Geschlechtsumwandlungen – alles ohne Einverständnis der homosexuellen Soldaten.[19] Mindestens 900 Männer wurden vorrangig im Militärhospital in Pretoria zwangsweise operiert, ihnen wurden anschließend neue Namen und neue Identitäten verpasst und sie wurden ermahnt, jegliche Kontakte mit ihren Herkunftsfamilien zu vermeiden.[20] Auch über die verabreichten Medikamente und Hormondosierungen erhielt niemand während oder nach den Behandlungen Informationen, was Betroffene als schwere Menschenrechtsverletzungen oder gar faschistisches Vorgehen einstuften.

Die Folgen waren für die meisten in jeder Hinsicht psychisch und physisch zerstörerisch, soweit sie die Torturen überlebten und nicht direkt Suizid begingen. Vom Militär offiziell registrierte Suizidfälle bezifferten sich beispielsweise 1986 auf 429. Auch die Drogenabhängigkeit der in der Militärpsychiatrie systematisch mißhandelten bzw. gefolterten homosexuellen Zwangsrekrutierten stieg drastisch an. Wegen der verbreiteten Homophobie konnten viele der jungen Männer nicht mit ihren Eltern über die erlittenen Qualen und deren Folgen sprechen; auch außerhalb der Familien fehlten Unterstützungsnetze und Hilfsangebote.

---

19 Zu den Strukturen und ideologischen Grundlagen des Apartheidstaates und ihrer wichtigsten Vertreter: Christoph Marx: Trennung und Angst. Hendrik Verwoerd und die Gedankenwelt der Apartheid, Berlin 2020.

20 Mikki Van Zyl u.a.: The Aversion Project. Human Rights Abuses of gays and lesbians in the South African Defence Forces SADF by Health Workers during the Apartheid era. Simply Said and Done on behalf of the Gay and Lesbian Archives and Human Rights Project, Medical Research Council, National Coalition for Gay and Lesbian Equality, Cape Town 1999.

Das Ausgrenzen, das Leugnen von Ambiguität wurde auch von der »End Conscription Campaign« mitgetragen. Sie setzte sich für die Abschaffung der Wehrpflicht ein und kritisierte die Militarisierung der südafrikanischen Gesellschaft.[21] Die anti-militaristischen Aktivisten wurden vom Regime als verweichlichte, verweiblichte und feige Vaterlandsverräter attackiert, daher wollten sie dem repressiven Apartheidregime keine zusätzliche Angriffsfläche bieten und kritisierten nicht die Homophobie in der Armee. Zögerlich blieben sie gegenüber Homosexualität als Verweigerungsgrund, denn ihnen wurde vom Apartheidstaat unterstellt, homosexuell und damit unmoralisch zu sein und so den Erhalt der christlichen, von allen Seiten bedrohten und angegriffenen Nation sowie die Einheit des Volkes zu gefährden. Deshalb drohte der Apartheidstaat auch außerhalb der Kasernenhöfe *weißen* Homosexuellen schon in den 1960er Jahren mit Einweisung in die Psychiatrie.[22]

Schwule und Drag-Queens auf Bühnenbrettern und Straßenpflaster

Auf einem schmalen Grat bewegte sich der Schauspieler Pieter-Dirk Uys, der 1945 geborene Sohn der jüdischen Konzertpianistin Helga Bassel aus Berlin, die während der Nazizeit nach Südafrika emigrieren musste und dort ihre Herkunft verschwieg, und des konservativen Hannes (Johannes) Uys, der aus der burischen Machtelite kam, in Kapstadt als Organist in der Niederländisch-reformierten Kirche arbeitete und für die Zensurbehörde tätig war, wo es ihm oblag, Theaterstücke zu prüfen und je nach Inhalt zu verbieten. Pieter-Dirk Uys spielte vor allem eine Drag-Figur, die Ehefrau eines Apartheidpolitikers, und nutzte die Bühne für satirische (gesellschafts-)politische Kritik – auch an Geschichtsklitterungen.[23] Mit Humor versuchte er, seine eigene Angst vor Verfolgung als Schwuler zu überwinden, zumal er sexuelle Kontakte mit *Coloured*-Partnern hatte. Seine Bekanntheit schützte ihn vor direkten Polizeiübergriffen, aber einige seiner Bühnenstücke wurden verboten. Nach der politischen Wende 1994 entwickelte er ein HIV-Präventionsprogramm, mit dem er in zahlreichen Schulen auftrat. Ihm ging es darum, Kinder und Jugendliche aller Hautfarben und Herkunft mit den Mitteln des Theaters über geschützte Sexualkon-

21 Daniel Conway: Masculinities, militarisation and the End Conscription Campaign. War resistance in Apartheid South Africa, Manchester 2012.

22 Tiffany Jones: Averting white male (ab)normality. Psychatric representations and treatment of ›homosexuality‹ in the 1960s South Africa, in: Journal of Southern African Studies, vol. 34 (2008) no. 2, S. 397–410.

23 April Sizemore-Barber: Prismatic performances. Queer South Africa and the fragmentation of the rainbow nation, Ann Arbor 2020.

takte zu informieren und sie damit vor HIV-Infektionen zu bewahren.[24] Während der Mbeki-Regierung war das ein politisches Statement, da anti-retroviale Medikamente bis 2001 offiziell verboten waren. Im alten Bahnhof in Darling, nahe Kapstadt, gründete Uys sein eigenes kleines Theater, das über zwei Jahrzehnte bis zum strengen Lock Down während der Corona-Pandemie 2020 auch kulturelle Bildungsprogramme für Kinder und Jugendliche aus den umliegenden Townships bot. Für sein Lebenswerk wurde Uys mit zahlreichen Preisen und mehreren Ehrendoktortiteln ausgezeichnet.

Bekannte Drag-Queens gab es auch in der *Coloured*-Gesellschaft in Kapstadt, sie wurden dort weitgehend toleriert und akzeptiert, insbesondere im multikulturellen District Six nahe der Innenstadt und unweit des Hafens. Kewpie, alias Eugene Fritz (1942–2012), verkleidete sich bei Bällen sehr elegant und nannte sich bei Bühnenauftritten Capucine, bezugnehmend auf den gleichlautenden Künstlerinnennamen der französischen, non-konformistischen Schauspielerin Germaine Hélène Irène Lefebvre. Anregungen dazu boten importierte Spielfilme, die in lokalen Kinos gezeigt wurden. Kinobesuche zählten zur regelmäßigen Freizeitbeschäftigung und die Räumlichkeiten wurden für weitere kulturelle Veranstaltungen genutzt. Kewpie erhielt Tanzunterricht beim Ballet der Universität Kapstadt und wollte professionelle Ballerina werden. Weil ihr Vater das aber verbot und ihr statt dessen einen eigenen Frisiersalon finanzierte, nutze sie diesen auch für Feste und Treffen mit Gleichgesinnten.[25] Sie verstand sich stolz als Kewpie, als *gay girl*, weder als Mann noch als Frau, kleidete sich modisch weiblich und ließ sich mit weiblichem Pronomen anreden.[26] Kewpie hinterließ ein großes Fotoarchiv mit über 700 Bildern, es lagert im Gay and Lesbian Queer Archive auf dem Gelände der Witwatersrand Universität in Johannesburg. Die Fotos dokumentieren die öffentliche Sichtbarkeit und weitgehende familiäre Akzeptanz von Drag-Queens mit weiblichen Rollenzuschreibungen im multikulturellen Stadtteil District Six, den das Apartheidregime Ende der 1960er Jahre plattwalzte.[27] Über 60.000 Menschen unterschiedlicher Herkunft wurden zwangsumgesiedelt und nach Hautfarben getrennt; die *Coloureds* mußten

24 Siehe dazu: Pieter-Dirk Uys: Elections & erections. A memoir of fear and fun. Cape Town 2003; Pieter-Dirk Uys: One Man Shows. The Mandela Rainbow Honeymoon (1992–1999), Vlaeberg 2023.

25 Kewpie. In: South African History Online. https://www.sahistory.org.za/people/kewpie [letzter Zugriff am 27. September 2023]

26 Ruth Ramsden-Karelse: ›People can't say I'm a man, they can't say I'm a women, in: Jacqueline Rhodes u. Jonathan Alexander (Hg.): The Routledge Handbook of Queer Rhetoric, London 2022, S. 207–214.

27 Ruth Ramsden-Karelse: Moving and moved. Reading Kewpie's District Six, in: GLQ, Journal of Lesbian and Gay Studies, vol. 26 (2020), issue 3, S. 405–438; Ruth Ramsden-Karelse: A precarious archive. Using photography to enable liveable lives in District Six, Cape Town, in: Gender, Place and Culture, 2023, S. 1–21.

nun in den infrastrukturell erbärmlich ausgestatteten Cape Flats in minderwertigen und winzigen Häusern oder Wohnblocks fern der Innenstadt wohnen. Dabei wurde auch die Subkultur der Drag-Queens zerstört, die zum Schutz vor Polizeigewalt sogar eine eigene Sprache, etwa mit Umschreibungen von drohenden Polizeirazzien, und feminine Selbstbezeichnungen erfunden hatten.[28]

Kewpie verarmte, erkrankte an Krebs und starb mittellos in einem Heim; der Dokumentarfilm »A normal daughter. The life and times of Kewpie of District Six« (1997) vom südafrikanischen Filmemacher Jack Lewis erinnert an diese besondere Persönlichkeit.[29] Auch eine Foto-Sonderausstellung in Kapstadt und Johannesburg (2018) hielt die Erinnerung an Kewpie und ihre Freund*innen in einem relativ toleranten urbanen Umfeld der *Coloured*-Stadtbevölkerung wach. Dazu zählten Aufritte während der jährlichen Neujahrsumzüge, mit denen *Coloured*-Musikgruppen am einzig freien Tag im Jahr für Sklav*innen während der Jahrhunderte andauernden Sklaverei sowie die Befreiung der Sklav*innen 1838 erinnerten. Zu diesen Gruppen, die auch rassistische Stereotype karikierten, und dem exzentrischen Auftreten von Drag-Queens in den Umzügen gab es innerhalb der *Coloured*-Bevölkerung unterschiedliche Einschätzungen, die aus ihrer ambigen Position zwischen der *weißen* und *schwarzen* Bevölkerung resultierten. Von den dominierenden *Weißen* wurden sie immer herablassend betrachtet, als latent kriminell, unmoralisch und unfähig, herrschende Männlichkeitsideale zu erfüllen. Um diesem Makel zu entkommen, gab es aber keine uniforme oder homogene Reaktion. Denn konservative *Coloured*-Männer bemühten sich um die bestmögliche Anpassung an *weiße* Geschlechtsgenossen. Dem standen offensiv auftretende Drag Queens, die in deren engem Normenkorsett Unmoral verkörperten, ebenso entgegen wie eigenständige Musikgruppen mit selbst komponierten Liedern, Rhythmen und farbenprächtigen Kostümen, die aus der Sicht der *Weißen* ebenfalls nicht als gesellschaftskonform galten. Im Kontrast dazu betrachteten viele *Coloureds* die Neujahrsfeiern insgesamt als

28 Ken Cage: Gayle, The language of kinks and queens. A history and dictionary of gay language in South Africa, Auckland Park 2005; Dhianaraj Chetty: A drag at Madame Costello's. Cape Moffie life and the popular press in the 1950s and the 1960s, in: Gevisser, Mark u. Edwin Cameron (Hg.): Defiant desire. Gay and lesbian lives in South Africa, London 1995, S. 115–127.

29 Jack Lewis drehte auch das Dokudrama »Sando to Samanda« (1999), eine Mischung aus Spiel- und Dokumentarfilm über Sando Willemse, eine Coloured Drag Queen, die nach dem Ende der Apartheid zur Armee ging, aufgrund einer HIV-Infektion entlassen wurde und im Alter von 22 Jahren an AIDS starb. Lewis produzierte zudem den Spielfilm »Proteus« (2002) über eine reale Liebesgeschichte zwischen einem Seemann aus den Niederlanden und einem Khoi-Mann, beide waren Anfang des 18. Jahrhunderts Strafgefangene auf Robben Island und wurden schließlich ertränkt.

Verkehrung der herrschenden Ordnung und verurteilten weder die mitwirkenden Gruppen noch die Drag Queens, sondern feierten mit.[30]

Kämpfe gegen Kriminalisierung und für Gleichheit

Während der Apartheid kamen Anfeindungen gegen Homosexuelle unterschiedlicher Hautfarbe vor allem von der *weißen* Minderheitenregierung. Aber auch die dominierende Widerstandsbewegung African National Congress (ANC), die sich wegen Verboten von politischen Gruppen ab den 1960er Jahren im Exil befand, zeigte sich kaum solidarisch. Beispielsweise verglich die Anführerin der ANC-Frauenliga Ruth Mopati Homosexuelle mit verrotteten Heringen, bestritt deren Existenz in der afrikanischen Gesellschaft und wetterte gegen reiche *weiße* Schwule. Nur zögerlich äußerten sich andere ANC-Vertreter in den 1980er Jahren zur Frage von Interessenvertretungen sexueller Minderheiten in westeuropäischen Ländern, ob es nach der Abschaffung der Apartheid rechtliche Gleichheit aller Menschen unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität geben sollte. Ähnlich wie feministische Ziele galten Gleichheitsforderungen von Homosexuellen als spalterisch; hinzu kamen verinnerlichte homophobe Moralvorstellungen der mit christlicher Bildung an Missionsschulen sozialisierten älteren Exil-ANC-Vertreter. Schwule, die ihren Neigungen nachgaben, wurden als schlechte Comrads und als Verräter am Anti-Apartheidkampf diffamiert.[31]

Zudem blieb die Kritik des ANC an der Inhaftierung einzelner geouteter schwarzer Regimegegner wie Simon Nkoli verhalten. Deshalb war der bekannte Kämpfer für Homosexuellenrechte und Anti-Apartheid-Aktivist im Gefängnis auf internationale Unterstützung angewiesen.[32] Nkoli musste als Kind für *weiße* Farmbesitzer arbeiten; der Schüler*innenaufstand in Soweto 1976 motivierte ihn, ab Anfang der 1980er Jahre im Congress of South African Students (COSAS) aktiv zu werden. Nach der Teilnahme an einer gewaltsam eskalierten Demonstration 1984 und einer anschließenden Beerdigung der dort erschossenen Demonstranten wurde er in einem langwierigen Gerichtsprozess wegen Hochverrats und Mordes an Behördenvertretern angeklagt.[33] Darauf stand im schlimmsten Fall die Todesstrafe. Für Nkoli – einen von insgesamt 22 Angeklagten – war klar, dass er keinesfalls seine Homosexua-

30 Corrigall Malcolm u. Jenny Marsden: District Six is really my gay vicinity. The Kewpie photographic collection, in: African Arts, vol. 53 (2020), no. 2, S. 10–27.

31 Brenda Munro: South Africa and the dream of love to come. Queer sexuality and the struggle for freedom, Minneapolis 2012.

32 Matthew Krouse u. Kim Berman (eds.): The invisible ghetto. Lesbian and gay writings form South Africa, London 1995.

33 Simon Nkoli. In: South African History Online. https://www.sahistory.org.za/people/simon-nkoli [letzter Zugriff am 27. September 2023]

lität vor Gericht verheimlichen würde. Das forderte alle Mitangeklagten heraus, sich mit Homosexualität im Anti-Apartheidkampf auseinander zu setzen, zumal etliche Vorbehalte diesbezüglich hatten und befürchteten, ihre gemeinsame Verteidigung würde durch Nkolis Standpunkt zusätzlich erschwert, denn Homosexualität war offiziell verboten und strafbar.

Trotz der offensichtlich politisch motivierten und fingierten Anklage des Apartheidregimes distanzierte sich die von *weißen* Schwulen 1982 gegründeten Gay Association of South Africa (GASA), deren Mitglied Nkosi war, von ihm. Er sei wegen politischer und nicht wegen homosexueller Aktivitäten inhaftiert worden, hieß es.[34] GASA inszenierte sich als unpolitische Organisation und bot ihren über 900 Mitgliedern – zumeist konservative Männer aus dem *weißen* Establishment – Angebote für gemeinsame gesellige und sportliche Aktivitäten. Formell stand GASA allen Homosexuellen offen, faktisch verhinderten hohe Mitgliedsgebühren und die Ausrichtung aller Zusammenkünfte in Stadteilen der *Weißen* die Teilnahme von Schwulen aus anderen Gesellschaftsgruppen und Wohnvierteln. Auch in Schwulenclubs wurde Männern wie Nkoli oft der Zutritt verweigert, denn die dort Feiernden wollten keine Polizeirazzien wegen *schwarzer* Gäste. In vieler Hinsicht arrangierte sich GASA also konformistisch mit dem rassistischen und repressiven Apartheidregime, das 1985 den Ausnahmezustand verhängte und die Polizei und Armee gegen die *schwarze* Bevölkerung einsetzte.[35] Gleichzeitig duldete die Polizei weitgehend Clubs und Bars homosexueller *Weißer* in Johannesburg und Kapstadt, obwohl sie gegen Gesetze, insbesondere den 1969 erweiterten Immorality Act, verstießen. Jedoch ließen bestechliche Polizisten, die sich unter die Gäste von Parties mischten, sie weitgehend gewähren. Allerdings verweigerte die Apartheidregierung in den 1980er Jahren GASA die Finanzierung einer geplanten HIV-Präventionskampagne, zumal Homosexuelle aus Sicht des Regimes als Verbreiter von HIV galten und AIDS als spezifische Krankheit dieser unmoralischen Männer und nicht als drohende Epidemie eingestuft wurde. Zwischen GASA-Mitgliedern gab es Meinungsverschiedenheiten, wie AIDS einzuschätzen sei, denn trotz steigender HIV-Infektionen wollten etliche *weiße* Schwule deren lebensgefährliche Folgen Anfang bzw. Mitte der 1980er Jahre nicht

34 Diese Einstellung verursachte einen massiven Konflikt mit der International Lesbian and Gay Association (ILGA), die GASA schließlich suspendierte. International erhielt Nkoli viel Unterstützung, nach seiner Freilassung wurde er im ILGA-Vorstand aktiv und war ILGA-Repräsentant für Afrika.

35 GALA Queer Archive: Guide to the collection, Johannesburg 2021. https://gala.co.za/wp-content/uploads/2021/08/GALA-Archival-Guide-20210825.pdf [letzter Zugriff am 27. September 2023]

wahrhaben und reagierten ablehnend auf Informationsangebote in Clubs. So starben in der Folgezeit zahlreiche *weiße* Schwule an AIDS.[36]

Auch in den *schwarzen* Wohngebieten weiteten sich HIV und AIDS rasch aus, hier blieb die Infektionskrankheit ebenfalls ein Tabu. Das wollte Simon Nkoli mit gezielter Aufklärungsarbeit ändern, zumal er selbst HIV-positiv war und 1998 an AIDS starb. An ihn erinnern u.a. Selbstzeugnisse, eine kleine Briefedition, Dokumentarfilme, Gedenkvorlesungen des Simon Nkoli Kollektivs (einer Studierendeninitiative), ein Universitätsgebäude in Stellenbosch, eine dortige Sonderausstellung, eine Strassenkreuzung in Johannesburg, eine Tanzperformance, eine multi-mediale Oper und das Theaterstück »Your loving Simon« (2003) von Robert Colman, das auf Nkolis Gefängnisbriefen basierte und ihn laut Kritiken heroisierte.[37]

Das Recht auf lebensrettende medikamentöse Behandlung konnten HIV/AIDS-Aktivist*innen, zu denen auch viele Homosexuelle – allen voran Abdurrazack (Zackie) Achmat von der Treatment Action Campaign (TAC) – zählten, nach einem langwierigen Gerichtsverfahren erst 2001 erreichen.[38] Achmat war wie Nkoli als Student in der Anti-Apartheidbewegung – in dem Fall in Kapstadt – aktiv gewesen und inhaftiert worden. Er wuchs in einem *Coloured*-Arbeiterviertel auf, sein Vater war in der South African Communist Party und seine Mutter in der Garment Workers Union engagiert, er selbst verstand sich als trotzkistischer Marxist. Ähnlich wie Nkoli trennte auch er nicht seinen politischen Protest von den Forderungen nach Menschenrechten für sexuelle Minderheiten und seinem Aktivismus für die Rechte von HIV-Positiven und AIDS-Kranken. Doch das war nicht nur unter dem Apartheidregime, sondern auch unter der Regierung von Präsident Nelson Mandelas Nachfolger Thabo Mbeki schwierig, denn er war ein AIDS-Leugner, der südafrikanischen und internationalen AIDS-Forschern weniger glaubte als US-amerikanischen AIDS-Dissidenten.[39] Gleichzeitig warf die Mbeki-Regierung

36 Mandisa Mbali: Gay AIDS activism in South Africa prior to 1994, in: Vasu Reddy, Theo Sandfort, Laetitia Rispel (Hg.): Same-sex sexuality. HIV & AIDS, and gender in South Africa, Cape Town 2009, S. 80–99.

37 Andy Carolin: Locating sexual rights in the Anti-Apartheid movement: Simon Nkoli and the making of Post-Apartheid protest theatre, in: Critical Arts, South-North Cultural Media Studies, vol. 32 (2018) issue 5–6, S. 35–50; Gibson Ncube: Simon Nkoli's fight for queer rights is finally being celebrated – 24 years after he died, in: Conversations, 24. November 2022. https://theconversation.com/simon-nkolis-fight-for-queer-rights-in-south-africa-is-finally-being-celebrated-24-years-after-he-died-194741 [letzter Zugriff am 27. September 2023]; Matthew Krouse u. Kim Berman (Hg.): The invisible ghetto. Lesbian and gay writing from South Africa, London 1995.

38 Steven Robins: ›Long live Zackie, long live‹. AIDS, activism, science and citizenship after Apartheid, in: Journal of Southern African Studies, vol. 30 (2004) no. 3, S. 651–672.

39 Mandisa Mbali: South African AIDS activism and global health politics, Cham 2013.

basisorientierten AIDS-Aktivist*innen aus kulturnationalistischer Sicht mangelnden Patriotismus und eine anti-afrikanische Propaganda vor, obwohl viele TAC-Aktivist*innen arme *schwarze* Mütter waren, die für das eigene Überleben und das ihrer mit HIV infizierten Kinder kämpften. Zackie Achmat, der als *Coloured* im Anti-Apartheidkampf vor Ort für die Rechte von *Schwarzen* gekämpft hatte, deshalb einige Jahre als politischer Gefangener inhaftiert wurde und nicht wie Mbeki schon als junger Mann ins Exil nach Großbritannien gegangen war, ließ sich von den Unterstellungen mangelnder Autoritätshörigkeit nicht irritieren und argumentierte erfolgreich durch die juristischen Instanzen hindurch mit dem Recht auf Gesundheit. Nach entsprechenden Gerichtsurteilen erhielten HIV-Positive unabhängig von ihrer Geschlechtsidentität und -orientierung Zugang zu antiretroviralen Medikamenten und reale Überlebenschancen. In diesem Kontext erarbeitete Achmat mit gleichgesinnten südafrikanischen Filmemachern, allen voran mit dem schwulen Anti-Apartheidaktivisten Jack Lewis, Dokumentarfilme für innovative HIV-Aufklärungskampagnen. Zudem wurde er selbst zum Protagonisten in Filmen über couragierte zivilgesellschaftliche Menschenrechtsarbeit, die HIV-Prävention und Toleranz für sexuelle Minderheiten verband, insbesondere im preisgekrönten »Its my life« (2001) von Brian Tilley.[40] Zackie Achmat erhielt mehrere Ehrendoktortitel und zahlreiche nationale und internationale Menschenrechtspreise, zumal er sich auch für das Recht auf Wohnen einsetzte und gegen die endemische Korruption im öffentlichen Sektor sowie daraus resultierende Probleme, etwa im Bildungswesen, vorging.

1994 war Zackie Achmat maßgeblich an der Gründung der National Coalition for Gay and Lesbian Equality (NCGLE) beteiligt gewesen, die landesweit über siebzig weitere Organisationen vereinte, um die Gleichheitsforderungen von sexuellen Minderheiten in der neuen Verfassung und weiteren Gesetzen zu verankern sowie Homosexualität zu entkriminalisieren, womit sie auch gegen den Widerstand von christlich-konservativen Politikern erfolgreich war.[41] An der Gründung der NCGLE hatten couragierte und innovative lokale Gruppen mitgewirkt u.a. die Association of Bisexuals, Gays and Lesbians (ABIGALE), die Zackie Achmat, seine Schwester Taghmeda (Medi), Theresa Raizenberg und Jack Lewis ins Leben gerufen hatten. So schufen sie eine Organisationsbasis für Aktive aus dem *Coloured*-Arbeitermilieu in

40 Zur vielfältigen Menschenrechtsarbeit von Zackie Achmat und Jack Lewis: https://www.saha.org.za/collections/the_zackie_achmat_jack_lewis_and_treatment_action_campaign_political_papers.htm [letzter Zugriff am 27. September 2023]

41 Zackie Achmat: Law and power. The long road to equality for gay men. The 1998 »Sodomie case« confirmed LGBTIQ« rights at last, in: Ground up, 29. November 2021. https://www.groundup.org.za/article/law-and-power-long-road-equality-gay-men/ [letzter Zugriff am 27. September 2023]. Zu relevanten Urteilen exemplarisch: https://collections.concourt.org.za/handle/20.500.12144/2048

den infrastrukturell maroden Cape Flats, wohin viele *Coloureds* vom Apartheidregime zwangsumgesiedelt worden waren;[42] hinzu kamen *schwarze* Lesben aus dem Township Khayelitsha, wie Funeka Soldaat.[43] Die Aktivist*innen einte nicht nur ihr Kampf gegen die Diskriminierung von sexuellen Minderheiten, sondern auch ihr Widerstand als Linke gegen das Apartheidregime, wodurch sie in Konflikt mit *weißen* wohlsituierten und rassistischen Schwulen aus der Partyszene in Kapstadt gerieten.

NCGLE bildete trotz der gemeinsamen juristischen Erfolge auf Dauer keine tragfähige Einheit, denn aus der Sicht von *coloured* und *schwarzen* Aktivist*innen dominierten *weiße*, akademisch ausgebildete Schwule, die zwar regimekritisch eingestellt waren, dennoch die multiplen Probleme und daraus resultierenden alltäglichen Schwierigkeiten ihrer Mitstreiter*innen aus den Townships nicht verstanden oder wahrnehmen wollten. Das »wir« als Ideal gemeinschaftlicher Arbeit blieb umstritten ebenso wie Einteilungen als Lesbian, Gay, Bi oder Trans.

Neben Spannungen und Spaltungen wegen *race*- und *class*-Differenzen waren *schwarze* Lesben auch mit mangelnder solidarischer Unterstützung durch *schwarze* Schwule konfrontiert. Das bekam Beverley Palesa Ditsi aus Soweto, einem Township südwestlich von Johannesburg, besonders deutlich zu spüren. Als offen lebende Lesbe und ausgesprochene Regimegegnerin war sie mit Simon Nkoli an der Gründung von GLOW beteiligt und im Vorstand tätig. Beide wollten Strukturen für die Interessenvertretung von sexuellen Minderheiten aus allen gesellschaftlichen Gruppen etablieren und kooperierten bei vielen öffentlichen Veranstaltungen, Kampagnen und der Organisation der ersten Pride-Demonstration am 13. Oktober 1990 in Johannesburg, die sie als politische Aktion für die verfassungsmäßige Anerkennung der Rechte von sexuellen Minderheiten als Menschenrechte und nicht als Spaßevent

42 Zackie und Midi Achmat wuchsen in einem konservativ islamischen Umfeld auf; Einstellungsänderungen in orthodoxen moslemischen Familien im Großraum Kapstadt setzte sich der einige Jahre später der schwule Iman Muhsin Hendricks zum Ziel. Er begann, gläubigen queeren Muslima und Moslems Unterstützung und Gebetsräume zu bieten, dazu gründete er 1996 zunächst einen Studienkreis und 2004 die Organisation The Inner Circle. Zu den in dem Kontext entstandenen Selbstbildern und literarischen Ausdrucksformen siehe: Gabeba Baderoon: Roundtable on LGBTIQ persons in Africa »I compose myself«. Lesbian Muslim women autobiographies and the craft of self-writing in South Africa, in: Journal of the American Academy of Religion, vol. 83 (2015) issue 4, S. 897–915. Die orthodoxe muslimische Gemeinde in Kapstadt reagierte aber teilweise ablehnend, so dass gläubige Queers zivilgesellschaftlich und menschenrechtlich aktiv wurden, etwa im Juli 2022 gegen eine Fatwa des Muslim Juridical Council, dem u.a. vorgeworfen wurde, Hassgewalt zu fördern und undemokratisch und nicht repräsentativ zu sein.

43 Taghmeda Achmat, Theresa Raizenberg, Rachel Holmes: Midi and Theresa. Lesbian activism in South Africa, in: Feminist Studies, vol. 29 (2003), no. 3, S. 643–651.

planten.[44] Die mehrfach ausgezeichnete Aktionskünstlerin und Filmemacherin Ditsi, deren Mutter Eaglette, eine bekannte Sängerin und Schauspielerin, ihr den Zugang zur Filmwelt eröffnete, erinnerte in ihrem international bekannten Dokumentarfilm »Simon and I« (co-produziert mit Nicky Newman 2002) an die enge Kooperation mit Nkoli. Darin brachte sie auch Meinungsverschiedenheiten zur Sprache, etwa ihre Enttäuschung über dessen fehlende Anerkennung ihres großen Einsatzes für die Rechte von Lesben als Frauenrechte und seine mangelnde Wahrnehmung der latenten Bedrohung lesbischer Frauen durch sexualisierte Gewalt in den Townships. Ditsi verstand sich im Kampf um Freiheit als schwarze Lesbe und – damit untrennbar verbunden – als Frau.

Ditsi war die erste Lesbe, die im Rahmen der vierten UN-Frauenkonferenz 1995 in Peking verlangte, das Abschlussdokument sollte im Kontext der Forderungen zur Überwindung aller Formen der Diskriminierung von Frauen die Diskriminierung von Lesben als Menschenrechtsverletzung berücksichtigen. Jedoch ließen sich die dort versammelten Frauenorganisationen nicht zu einer derartigen Formulierung und Solidarisierung bewegen, obwohl Ditsi konkrete Beispiele der zahlreichen Benachteiligungen und Bedrohungen nannte.[45]

Zwar zweifelten Frauenrechtsaktivistinnen aus Afrika, Asien und insbesondere aus Lateinamerika wegen ihrer Mehrfachdiskriminierungen »*Global Sisterhood*«-Prämissen *weißer* Feministinnen aus den USA an, was bei früheren UN-Frauenkonferenzen während der 1970er und 1980er Jahre Konflikte verursacht hatte, doch auch zu lesbischen Feministinnen wie Ditsi gingen sie trotz ihrer afrikanischen Herkunft auf Distanz und nahmen wegen homophober Vorbehalte deren Anliegen nicht in ihre Forderungskataloge auf. In ihrem Dokumentarfilm »Lesbians free everyone: the Beijing Retrospective« (2020) erinnerte Ditsi an das gemeinsame Vorgehen mit Lesben aus anderen Ländern und an schikanöse Kontrollen von Seiten chinesischer Geheimdienstvertreter. Auch von homophoben afrikanischen Regierungsvertretern hagelte es in Peking Kritik an den Lesben.[46]

Im Dokumentarfilm »The Commission – From silence to resistance« (2017) zeigte Ditsi, wie die Coalition of African Lesbians (CAL) mit Sitz in Johannesburg

---

44 Shaun De Waal u. Anthony Manion (Hg.): Pride. Protest and celebration, Johannesburg 2006.

45 Beverly Ditsi: Statement. International Gay and Lesbian Human Rights Commission, United Nations Forth World Conference on Women, Beijing, 13. September 1995. https://www.un.org/esa/gopher-data/conf/fwcw/conf/ngo/13123944.txt [letzter Zugriff am 27. September 2023]

46 Jamil Khan: Remembering is deliberate. Resisting the erasure of Bev Ditsie, News24, 6. Juli 2020. https://www.news24.com/life/arts-and-entertainment/arts/remembering-is-deliberate-resisting-the-erasure-of-bev-ditsie-20200703 [letzter Zugriff am 27. September 2023]; Tshegofatso Senne: Beverely Ditsie comes full circle, in: New Frame, 19. Juli 2919. https://www.newframe.com/beverley-ditsie-comes-full-circle/ [letzter Zugriff am 27. September 2023]

es mit gezielter und beharrlicher menschenrechtspolitischer Lobbyarbeit 2015 geschafft hatte, einen Beobachterstatus bei der Menschenrechtskommission der Afrikanischen Union zu erhalten. Diese knickte jedoch gegenüber der homophoben Hetze afrikanischer Regierungsvertreter ein und kündigte den Status 2018 wieder auf.

Wie viele *schwarze* Lesben wurde Ditsi von heterosexuellen *schwarzen* Männern an ihrem Wohnort, dem Township Orlando West, Soweto, oft persönlich bedroht. Ihre latente Gefährdung bewältigte sie konstruktiv aktivistisch, da sie die Anliegen *schwarzer* Lesben als mehrfach Benachteiligte in einem verarmten Umfeld an die Öffentlichkeit brachte und strukturelle Veränderungen verlangte. Dennoch nahmen weder *schwarze* noch *weiße* schwule Aktivisten die besondere Gewaltproblematik schwarzer Lesben in einem sexistischen und homophoben Umfeld ernst und Ditsi erhielt von ihren Mitstreitern in GLOW und darüber hinaus kaum Unterstützung, eher sogar noch Kritik. Dazu zählten Vorbehalte gegenüber ihren Kompetenzen; ihr wurde nicht zugetraut, bei großen Versammlungen Schwule richtig zu vertreten.

Wie wenig die Zusammenschlüsse sexueller Minderheiten eine homogene Einheit bildeten, zeigte sich auch bei Rechtsformen für Inter- und Transsexuelle, die mit Schwulen und Lesben über ihre spezifischen Forderungen stritten, etwa zu Kriterien für offizielle Namens- und Geschlechtsänderungen/-angleichungen. In den Folgejahren wehrten sie sich weiterhin gegen die Pathologisierung ihrer Geschlechtsidentität; vielmehr nutzten sie bei Kontakten mit medizinischen Einrichtungen das Recht auf Gesundheit als Referenzrahmen.[47] Gleichzeitig wurde *weißen* Inter- und Transsex-Aktivist*innen in den Gründungsjahren ihrer eigenen Organisationen wie GenderDynamix vorgeworfen, sie würden als wirtschaftlich Privilegierte nicht die existentiellen Probleme *schwarzer* Inter- und Transsex-Menschen in den Townships beachten.[48]

---

47 Zur Geschichte von Trans-Menschen in der neueren Geschichte Südafrikas: Amanda Lock Swarr: Sex in transition. Remaking gender and race in South Africa, Albany 2012.

48 Ryan Richard Thoreson: Somewhere over the rainbow nation. Gay, lesbian and bisexual activism in South Africa, in Journal of Southern African Studies, vol. 34 (2008) issue 3, S. 670–697; Ryan Richard Thoreson: Beyond equality. Post-Apartheid counternarrative of trans and intersex movements in South Africa, in: African Affairs, vol. 112 (2013) no. 449, S. 646–665; Louise Vincent u. Bianca Camminga: Putting the ›T‹ into South African human rights. Transsexuality in the post-apartheid order, in: Sexualities, vol. 12 (2009), no. 6, S. 678–700. Zu Selbstbildern und Lebensgeschichten von Trans-Menschen: Ruth Morgan, Charl Marais, Joy Rosemary Wellbeloved (Hg.): Transgender life stories from South Africa, Auckland Park 2009. Zu Lebensrealitäten und kulturellen Ausdrucksformen u.a. von Trans-Menschen: Tessa Lewin: Queer visual activism in South Africa, in: Aidan McGarry u.a. (Hg.): The aesthetics of global protest. Visual culture and communication, Amsterdam 2019, S. 39–58. Sokari Ekine u. Hakima Abbas (Hg.): Queer African reader, Nairobi 2013. Zu Bisexualität als Thema in der südafrikanischen Literatur: Cheryl Stobie: Somewhere in the double rainbow. Representation of bisexuality in Post-Apartheid novels. Scotsville 2007.

Inzwischen setzt sich GenderDynamix dafür ein, dass verfolgte trans*Menschen aus afrikanischen Diktaturen in Südafrika Asyl erhalten.[49] Zudem gründeten geflohene Homosexuelle selbst Zusammenschlüsse wie Queers without Borders und Pachendu LGBTI Refugee Collective, um sich gegen Hassgewalt und Ausländerfeindlichkeit zu wehren. Zwar benennt das südafrikanische Asylrecht von 1997 homophobe Verfolgung als Asylgrund, Antragsteller*innen haben es aber sehr schwer, unter Berufung darauf als Asylant*in anerkannt zu werden.[50]

Zur Dynamik in und zwischen Interessenvertretungen sexueller Minderheiten, die vor allem aus Konflikten auf der Basis von *race* und *class* bestanden, zählte auch die Neugründung von Organisationen und Basisinitiativen, die schwarze Lesben einen. Beispielhaft dafür ist Free Gender, die Funeka Soldaat in Khayelitsha ins Leben rief. Die Überlebende einer lesbenfeindlich motivierten Vergewaltigung war zunächst in GLOW und anschließend in Triangle, einer sozial-medizinischen Beratungsorganisation für sexuelle Minderheiten in Kapstadt, tätig.[51] 2014 boykottierte Free Gender die dortige Pride-Veranstaltung, da sie unpolitisch und zu sehr auf die (kommerziellen) Interessen *weißer* Schwuler ausgerichtet sei. Für die Anliegen *schwarzer* Lesben, die mit vielen Formen von Diskriminierung und Gewalt konfrontiert seien, bleibe kein Platz – so die Begründung. Schon zuvor hatten lesbische Aktivist*innen eine eigene kleine Pride in Khayelitsha organisiert, eine politisierte Demonstration, die genau diese Probleme anprangerte. Funeka Soldaat wurde in mehreren kurzen Dokumentarfilmen u.a. 2013 in der staatlich geförderten SABC-Fernsehserie »I am a woman: Leap of faith« und in »Crime of hate, Funeka's story« (2014), über ihre Arbeit, Erfahrungen und Standpunkte interviewt. 2019 schrieb sie ihre Autobiographie »Uhambo«.

Im Township Guguletu, nahe Kapstadt, hat Ndumie Funda, eine lesbische Aktivistin, die als Schülerin im Anti-Apartheidkampf aktiv war und in einer christlich konservativen Familie aufwuchs, Luleki Siswe gegründet, eine Basisorganisation, die sich für Lesben einsetzt, die Vergewaltigungen überlebt haben.[52] Viele wurden

---

49 B. Camminga: Transgender refugees and the imagined South Africa, Bodies over borders and borders over bodies, Cham 2018.

50 Rita Schäfer: Migration und Neuanfang in Südafrika. Geschichte und Gegenwart von Einwanderung, Asyl und Wanderarbeit, Frankfurt a.M. 2019. Zur religiösen Orientierung von Asylsuchenden und verfolgten Migrant*innen: John Marnell: Seeking sanctuary. Stories of sexuality, faith and migration, Johannesburg 2021.

51 B. Camminga u. Zethu Matebeni (Hg.): Beyond the mountain. Queer life in »Africa's gay capital«, New York 2023.

52 Ähnlich wie The Inner Circle queeren Muslima und Moslems religiöse und soziale Unterstützung bietet, richtet sich Including and Affirming Ministries an queere Christ*innen aus unterschiedlichen Kirchen u.a. in Kapstadt, wo die Beteiligten sich auch für mehr Toleranz in den christlichen Gemeinden einsetzen. Zum Verhältnis von christlicher Religion und queerem Engagement siehe: Megan Robertson: Towards an indecent queer activism. Interrogat-

von den Tätern mit HIV infiziert, so die Partnerin von Funda und eine Cousine, beide starben an den Folgen. Das motivierte Funda zur Mobilisierung von systematischer medizinischer, praktischer und psychologischer Hilfe sowie zum Schutz vor weiteren Übergriffen. Luleki Siswe leistet zudem viel Informationsarbeit über HIV, Bewusstseinsarbeit für mehr Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten in Guguletu und setzt sich auf nationaler Ebene für die Prävention und Strafverfolgung von homophober Hassgewalt ein.

Mörderische Hassgewalt gegen *schwarze* Lesben

In Johannesburg ist vor allem die von *schwarzen* Lesben wie der Fotokünstlerin Zanele Muholi gegründete Organisation Forum for The Empowerment of Women (FEW) für ihren Einsatz gegen homophobe Gewalt bekannt. Sie unterstützt Vergewaltigte und leistet Präventionsarbeit u.a. mit medialen und künstlerischen Mitteln. Dafür war FEW für etliche Jahre räumlich gut angesiedelt auf dem Gelände des früheren Frauengefängnisses für politische Gefangene, wo Aktivist*innen während der Apartheid nach Hautfarben getrennt inhaftiert worden waren. Nach 1994 wurde das Gebäude ein Museum mit Veranstaltungsräumen, in dessen Nähe das neue Verfassungsgericht gebaut wurde. FEW bot dort bedrohten und verfolgten *schwarzen* Lesben einen sicheren Raum zum Kraftschöpfen und Austausch.[53] Zudem vernetzt FEW lokale Basisgruppen in unterschiedlichen Landesteilen; Aktivist*innen und Gewaltüberlebende haben wiederholt ihre Forderungen nach einem Ende der Gewalt und umfassenden Ansätzen zur Situationsverbesserung formuliert.[54]

Vergewaltigungen und oftmals anschließende Morde sorgen in den Medien für Schlagzeilen, wenn bekannte *schwarze* Lesben die Opfer sind, etwa die Frauenfußballnationalspielerin Eudy Simelane im April 2008. Doch der Fall trug nicht dazu bei, die polizeilichen Ermittlungen und die Strafjustiz in der Weise zu verbessern, dass die jeweiligen Täter festgenommen, verurteilt und inhaftiert werden. Die mangelnde Strafverfolgung von Hassgewalt und der weit verbreiteten Kriminalität zählen zu den großen historisch begründeten Problemen in Südafrika nach 1994.[55]

Das skandalisierten *schwarze* Lesben, die in desolaten Townships wohnen, während der Pride im Oktober 2012 in Johannesburg unweit des Verfassungsgerichts

ing the relationship between christianity, civilised whiteness and queer politics in South Africa, in: Alternation, Special edition 36 (2020), S. 312–334.

53 Ashley Currier: Out in Africa. LGBT organising in Namibia and South Africa, Minneapolis 2012.

54 Nonhlanhla Mkhize u.a.: The country we want to live in. Hate crimes and homophobia in the lives of black lesbian South Africans, Cape Town 2010.

55 Melanie Judge: Blackwashing homophobia. Violence and politics of sexuality, gender and race, Abingdon 2017.

und der früheren Haftanstalt für politische Gefangene. Im Unterschied zu wohlhabenden Homosexuellen – zumeist *Weißen*, die sich Wohnungen in gesicherten und bewachten Häusern leisten können – fehlt der Mehrheit *schwarzer* Lesben das dazu notwendige Geld. Sie müssen weiterhin in Townships wohnen, wohin der Apartheidstaat ihre Eltern und Großeltern zwangsweise umsiedelte. Dort erhielten sie eine schlechte Schulbildung und auch bei der Jobsuche werden sie diskriminiert. In diesen schlecht ausgestatteten Trabanten-Siedlungen gibt es vor homophober Hassgewalt keinen Schutz, die sexistische Polizei erschwert Strafanzeigen und ermittelt meistens nicht.[56] Das prangerten die Demonstrantinnen während der Pride 2012 an, zudem hielten sie den *weißen* privilegierten und wohlhabenden Schwulen und Lesben in Feierlaune einen Spiegel vor, denn die Veranstalter*innen der Joburg Pride hatten die ursprüngliche kritische politische Ausrichtung von 1990 längst aufgegeben und sie zu einem öffentlichen Partyevent gemacht, für das große Firmen warben. Der performativen Kritik an Ignoranz gegenüber dem Leid *schwarzer* Lesben begegneten etliche *weiße* Pride-Teilnehmer*innen mit aggressiver Konfrontation, rassistischen Beleidigungen und tätlicher Gewalt.[57] FEW und einige andere Zusammenschlüsse schwarzer Lesben forderten im Folgejahr zum Boykott der Joburg Pride auf und hatten längst eine Pride im Township Soweto organisiert, wo sich einige auch performativ gegen den Kommerzialisierungstrend stemmten und immer wieder an die Gewaltopfer erinnerten.

Den Mordopfern und Überlebenden von homophober Hassgewalt widmet sich die Fotokünstlerin Zanele Muholi. Sie zählt zu den international bekanntesten Fotograf*innen aus Südafrika und versteht sich selbst als visuelle Aktivist*in für queere Menschen; mit ihrer Kamera will sie Unrecht überwinden. In vielen Interviews ordnet sie ihre Bilder in historische Kontexte ein. Homophobe Hassgewalt ist demnach ein Erbe der Gewalt im Kolonial- und Apartheidstaat, umso wichtiger sind umfassende Aktivitäten dagegen und ein differenzierter, wertschätzender Blick auf die Überlebenden, die sie als Individuen würdevoll portraitiert – im Unterschied zu oft sensationalistischen Medienberichten über Vergewaltigte und Mordopfer.[58]

---

56 Zethu Matebeni: Death and the modern black lesbian, in: Devan Pillay, Prishani Naidoo, Roger Southall (Hg.): New South African Review, 4, Johannesburg 2014, S. 183–193.

57 Nyx McLean: Disrupting the Joburg Pride. Exploring the depolitisation of Africa's first pride march, in: Corinne L. Mason (Hg.): Routledge Handbook of Queer Development Studies, London 2018, S. 264–276; Lwando Scott: Disrupting Johannesburg pride. Gender, race, and class in the LGBTI movement in South Africa, in: Agenda, vol. 31 (2017) no. 1, S. 42–49.

58 Zanele Muholi: Faces and Phases, 2006–2014, Göttingen 2014; Pumla Gqola: Through Zanele Muholi's eyes, Re/imagining ways of seeing Black lesbians, in: Sylvia Tamale (Hg.): African sexualities. A reader, Nairobi, S. 622–629; Nadine Lake: Black lesbian bodies. Reflections on a queer South Africa archive, in: Africa Insight, vol. 44 (2014) no. 1, S. 69–83; Kylie Thomas: Rage against the state. Political funerals and queer visual activism in post-apartheid South Africa, in: Kim Miller u. Brenda Schmahmann (Hg.): Public art in South

Im Rahmen eines Programms zur Erinnerung an die tragende Rolle im Widerstand gegen das Apartheidregime sowie zur Auseinandersetzung mit Problemen und dem Kulturschaffen von Frauen nach 1994 wurde im musealisierten Gefängnis für politische Gefangene in Johannesburg 2009 die Sonderausstellung »Innovative women« mit Fotos von Zanele Muholi gezeigt; die damalige Kulturministerin Lulu Xingwana sollte sie eröffnen. Dabei kam es zum Eklat, denn die Ministerin brandmarkte die Bilder lesbischer Paare – einige waren durch große Narben deutlich sichtbar Überlebende von homophober körperlicher Gewalt – als pornographisch, unmoralisch und anti-patriotisch. Sie delegitimierte die Individualität und die Autonomieforderungen der portraitierten Frauen sowie der Fotografin und negierte, dass die Fotografien Kunst seien; Xingwana verlangte sogar, Kinder müssten vor solchen Bildern geschützt werden. Zudem forderte sie, Kultur sollte dem sozialen Zusammenhalt und Nationbuilding dienen.[59] Zwischen 2010 und 2014 war Frau Xingwana Frauenministerin, während dieser Zeit fiel sie insbesondere durch Korruption und weniger durch Frauenförderung auf.

Hingegen versteht sich Zanele Muholi als sozial verantwortliche Fotografin, die sich starren und in ein enges Normenkorsett gezwängten Forderungen zur angemessenen Repräsentation von Frauenkörpern verweigert und in ihren Bildern die Probleme und Exklusionsmuster thematisiert, die aus autoritären Vorschriften im Namen einer angeblich afrikanischen Identität sowie sozio-politisch akzeptablem Verhalten und der Konstruktion von Differenz für Individuen folgen. Sie bietet jungen *schwarzen* Frauen aus Townships Kurse zum künstlerischen und multimedialen Lernen – auch als Beitrag zu deren autonomen und individuellen Lebenswegen; auf ihrer elektronischen Informationsplattform mit eigenem Blog berichtet sie über Möglichkeiten zum widerständigen Alltag und ermutigt auch dazu. Diese Plattform hat den symbolreichen Namen: Inkanyiso (Zulu: »der das Licht bringt«). Dort hat sie – bezugnehmend auf ihre differenzierte Auseinandersetzung mit den komplexen Lebensrealitäten *schwarzer* Lesben in Townships – bewußt auch Fotos von lebensbejahenden Hochzeiten gleichgeschlechtlicher Paare eingebaut, die *Gender*-Zuschreibungen in Kleidung und Verhalten facettenreich interpretieren und kreativ inszenieren.

Bei ihrer zeitlichen Ausrichtung zwischen Vergangenheit und Zukunft sowie damit verbundenen Marginalisierungen beschränkt sich Zanele Muholi keineswegs auf sexuelle Orientierungen oder Geschlechtsidentitäten, sondern thematisiert auch ihre eigene Hautfarbe. In ihrer Bildserie »Somnyama Ngonyama, Hail the

---

Africa. Bronze warriors and plastic presidents, Bloomington 2017, S. 265–283; Z'étoile Imma: (Re)visualizing black lesbian lives. (trans)masculinity, and township space in the documentary work of Zanele Muholi, in: Journal of Lesbian Studies, vol. 21 (2017) no. 2, S. 219–241.

59 Xavier Livermon: Queer(y)ing freedom. Black queer visibility in postapartheid South Africa, in: GLQ, A Journal of Lesbian and Gay Studies, vol. 18 (2012) no. 2–3, S. 297–323.

dark lioness« bemalte sie ihren Körper mit tiefschwarzer Farbe und schmückt sich mit teilweise verfremdeten Haushaltsgegenständen, die künstlerisch akzentuieren, dass *schwarze* Frauen zur Überlebenssicherung als Hausangestellte bei *weißen* Familien arbeiten mussten, dort ausgebeutet wurden und den zumeist rassistischen *weißen* Hausherrinnen unterstanden. Hierarchien auf der Basis von *race*, *class* und *gender* wurden in der Privatsphäre der *Weißen* mitgeprägt. Zahllose Apartheidgesetze trugen dazu bei, das rassistische System im öffentlichen und privaten Raum zu erhalten. Zanele Muholi kritisiert dieses Strukturproblem und die Fotografie, die *schwarze* Frauenkörper voyeuristisch inszenierte. Sie fordert das Recht auf das eigene Bild des *Schwarz*-Seins ein und stellt historische Verbindungen zwischen Kunst und Politik her.

Caster Semenya – nationale Heldin als Ausweg aus dem Ambiguitätskonflikt

2009 siegte Mokgadi Caster Semenya beim 800 Meter- und 1500 Meter-Lauf der Junioren in Südafrika. Im gleichen Jahr gewann sie eine Goldmedaille beim 800 Meter-Lauf im Rahmen der Leichtathletik-Weltmeisterschaften in Berlin, doch der internationale Leichtathletikverband »International Association of Athletics Federation« (IAAF) – 2019 in World Athletics umbenannt – hegte damals bereits Zweifel und stellte Mutmaßungen über ihre mögliche Intersexualität an, die südafrikanische Stellen zurückwiesen. Allerdings ließ auch der dortige Leichtathletikverband offenbar schon einen Geschlechtstest durchführen, um die Startberechtigung der Mittelstreckenläuferin für den Wettbewerb der Frauen zu überprüfen, was in Südafrika kontrovers diskutiert wurde. Während Semenya bei den Olympischen Sommerspielen bzw. Leichtathletik-Weltmeisterschaften in London 2012, in Rio de Janeiro 2016, abermals in London 2017 sowie bei zahlreichen weiteren internationalen und nationalen Wettkämpfen als erste ins Ziel lief und etliche Medaillen gewann, wetteiferten Sportfunktionäre und -medien aus verschiedenen Ländern fortan darum, ihren Körper aufgrund chromosomaler Besonderheiten als hyperandrogen einzustufen, weil sie zu viele männliche Hormone, vor allem Testosteron, habe. Dabei ging es immer um die Frage, ob sie trotz ihrer hohen Testosteron-Werte an Frauen-Wettkämpfen teilnehmen dürfe oder nicht und ob deren medikamentöse Senkung notwendig sei.[60]

60 Dennis Krämer: Intersexualität im Sport. Mediale und medizinische Körperpolitiken, Bielefeld 2020. Die Bedeutung des Leichtathletiktrainers, der unter dem Namen Ekkart Arbeit Bekanntheit erlangte, für das Training und die Testosteronwerte von Semenya ist noch nicht genauer untersucht. In der DDR war er an einem System beteiligt, das Spitzensportler*innen mit anabolischen Steroiden traktierte. Im vereinten Deutschland war der frühere Stasispitzel 1995 wegen Doping-Machenschaften in Ungnade gefallen. Südafrika heuerte ihn nach eini-

Das internationale Sportgericht entschied im Mai 2019, aus Gründen der Chancengleichheit gegenüber allen anderen Läuferinnen müsse Semenya Testosteronsenkern zustimmen, sonst dürfe sie nicht mehr antreten. Die Tatsache, dass dies diskriminierend sei, wurde vom Gericht thematisiert, aber Fair Play bzw. die Integrität der Frauenwettkämpfe hatten aus der Sicht der Richter mehr Gewicht. Semenya ging auch weiter in mehreren Instanzen juristisch gegen den Ausschluß und die Diskriminierung von Läuferinnen mit natürlichen hohen Testosteronwerten vor und klagte im Februar 2021 beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, womit sie im Juli 2023 Erfolg hatte.[61] Ob World Athletics seine Regeln aber nun ändern wird, ist fraglich.

Die verschiedenen Tests, denen sich Semenya im Lauf der Jahre auf internationaler Ebene unterziehen musste, obwohl sie sich selbst keineswegs als ambig, sondern eindeutig als Frau verstand, wurden in Südafrika nicht nur als Sportproblem wahrgenommen, sondern mit der rassistischen und sexistischen Kolonial- und Apartheidgeschichte des Landes in Beziehung gesetzt. Dazu zählten routinemäßige und zwangsweise durchgeführte, öffentliche Leibesvisitationen von *schwarzen* Minenarbeitern durch *weiße* Ärzte, die für die Arbeiter sehr entwürdigend und schamverletzend waren; aber auch Leibesvisitationen von *schwarzen* Frauen in den Städten, die als Prostituierte und Überträgerinnen von Syphilis stigmatisiert wurden. Während der Apartheid kamen geheime B- und C-Waffenforschungen hinzu, die die Geburtenrate der *schwarzen* Bevölkerung reduzieren wollten.

Und bereits Anfang des 19. Jahrhunderts wurde Sara Baartman, die der Khoisan-sprachigen Bevölkerung am Kap angehörte, nach Westeuropa transportiert und dort gezwungen, nahezu nackt als Freak auf Jahrmärkten aufzutreten und sich von *weißen*, johlenden und übergriffigen Männern begaffen zu lassen. Auch für sexistische Rassenanthropologen in Frankreich wurde ihr Körper zum Objekt der Neugier.

---

gem Zögern 2006 als Berater an, da er über viel Erfahrung verfüge. Zwischenzeitlich wurde bekannt, dass er der südafrikanischen Sprinterin Geraldine Pillay ohne deren Wissen im Jahr 2008 Actovectin gespitzt hatte, das zwar zu dem Zeitpunkt nicht als Dopingmittel verboten war, aber andere Substanzen überdeckte, die der Sportlerin injiziert wurden. Es handelte sich um Fläschchen mit deutscher Aufschrift. Pillay behielt sich rechtliche Schritte vor. Arbeit, der in der DDR unter dem Decknamen Klaus Tisch für die STASI Berichte über Ärzte, Trainer und Athleten erstellte, hatte in der Zeit der DDR-Kugelstoßerin Heide Krieger so viele anabolische Steroide, konkret Oral-Turinabol, spritzen lassen, dass die Zwangsgedopte sich gezwungen sah, Operationen zur Geschlechtsumwandlung vorzunehmen, und seitdem als Mann lebt. https://www.cbc.ca/sports/drug-case-hits-beleaguered-s-african-athletics-1.955517 [letzter Zugriff am 27. September 2023]

61 Nick Said: Still a long run for Caster Semenya despite winning discrimination ruling, in: Daily Maverick, 11. Juli 2017. https://www.dailymaverick.co.za/article/2023-07-11-still-a-long-road-to-run-for-caster-semenya-despite-winning-discrimination-ruling/ [letzter Zugriff am 27. September 2023]

Sie sahen in der jungen Sara Baartman ein Wesen am Übergang vom Tier zum Menschen und wollten ihre Sexualorgane einstufen. Ihre Geschlechtsteile und ihr Gehirn wurden im Musée de l'Homme in Paris bis 1974 zur Schau gestellt und ein Gipsabdruck ihres nackten Körpers stand im dortigen Foyer noch bis Mitte der 1980er Jahre. Ihre Gebeine wurden erst nach langen Verhandlungen an Südafrika zurückgegeben und dort Anfang August 2002 bestattet.

Solche Aspekte, die weit über Geschlechtsidentitäten und Ambiguität hinausgehen, sind zu berücksichtigen, wenn man verstehen will, warum die voyeuristischen Fixierungen internationaler Sportfunktionäre auf Caster Semenyas Geschlechtsmerkmale und die abschätzigen Kommentare eurozentrischer Sportreporter über ihre Körperproportionen – kontrastierend mit ästhetisierten *weißen* Frauenkörpern – die südafrikanische Regierung aufbrachten und im Gegenzug dazu veranlassten, die leistungsstarke und beharrlich trainierende Läuferin zum »*golden girl*« zu ikonisieren. Brand South Africa, die dem Kommunikationsministerium unterstellte offizielle Marketingagentur Südafrikas, lobte kurz vor Nelson Mandelas Geburtstag – er war Jahrgang 1918 – Mitte Juli 2023, wie er trage die Sportlerin mit ihrer Ausdauer, ihren Siegen und Erfolgen, ihrer Berufung auf Menschenrechte zur nationalen Einheit und zum guten Ansehen Südafrikas in der Welt bei.[62] Dabei ließen solche offiziellen Verlautbarungen unbeachtet, dass Semenya eine offen lebende lesbische Frau war und ist, die ihre Partnerin 2017 heiratete; beide fördern die Sport- und Schulausbildung von Mädchen u.a. durch die Verbreitung von Menstruationshygieneartikeln, die für viele arme Teenager unerschwinglich sind. Auch Zanele Muholi setzte sich in ihren Werken »Period Pains« mit vielschichtigen Bedeutungen von Menstruationsblut insbesondere für lesbische Frauen auseinander.

Die queere Johannesburger Fotokünstlerin Kelebogile Ntladi, die mit Muholi im Austausch steht, widmet Caster Semenya eine ganze Collagenserie, da die Olympiasiegerin aus ihrer Sicht ein Vorbild für queere Jugendliche ist und entsprechend wertschätzend portraitiert werden sollte.

Zwischen den Welten (Über)Leben mitgestalten

Kelebogile Ntladi visualisiert in ihren Collagen das »Zwischen den Welten sein«, vor allem in Johannesburg, der Stadt des Goldes. Der Reichtum durch den Goldbergbau – angedeutet mit Goldfarbe – bleibt für die meisten Bewohner*innen ein Traum. Das Leuchten des offiziellen Regenbogens hat die schattenhaften Orte, in

62 Brand South Africa: Caster Semenya demonstrated the resiliance of South Africa admid adversity, Johannesburg, 12. Juli 2023 https://brandsouthafrica.com/152623/caster-semenya-demonstrates-the-resilience-of-south-africans-amid-adversity/ [letzter Zugriff am 27. September 2023]

denen Trennlinien zwischen Geschichte und Gegenwart, vorkoloniale Traditionen und postkoloniale Urbanität sich überblenden, noch nicht erhellt. Und so bemühen sich im Großstadtdschungel manche, unsichtbar zu sein oder suchen den Schutz ihrer Vorfahren. Dazu zählen beispielsweise Ausbildungen als Heiler*innen und die Bezugnahme auf vorkoloniale Benennungen von gleichgeschlechtlicher Liebe – jenseits englischer Termini und lokal dominierender, patriarchal geprägter Heteronormativität.[63] Ntladi bezieht auch diese spirituelle Ebene der Uneindeutigkeiten, des unklaren Platzes in der gegenwärtigen Welt und damit verbundener Gender-Dynamiken in ihre Arbeiten aus zerrissenen und zerschnittenen Fotos ein.[64] Diese illustrieren, wie unpassend Kürzel (LGBTI), Geschlechterkategorien und damit verbundene Reduzierungen auf Sexualität vielfach sind.

Deshalb erfordert die Reflexion über die Frage, welchen analytischen Erkenntniswert Begriffe aus der Gender- und Queer-Forschung wie *gay*, *lesbian*, *trans* oder *queer* für Südafrika haben, die spezifischen historischen, zeitlichen und gesellschaftlichen Kontexte zu beachten, um die ambige Situation dortiger sexueller Minderheiten zu erfassen. Dazu sollten die hier skizzierten Aspekte, Zusammenhänge und Entwicklungen beitragen. Debatten, die eigene Interessenvertretungen beispielsweise über Differenzen und Gemeinschaft führen, sowie Forschungen südafrikanischer Wissenschaftler*innen sind ebenfalls aufschlussreich, um verdeckte Eurozentrismen zu überwinden und das Überstülpen von Forschungstrends aus den USA zu vermeiden.

Um so wichtiger ist es, sich der Vielfalt an künstlerischen Ausdrucksformen zu widmen, was dieser Beitrag exemplarisch gezeigt hat;[65] denn sie entfalten ein Panorama, wie Ambiguität gedeutet wird und Anlass zum Handeln bietet – mit multiplen eigenen Verortungen und Selbstbildern als komplexe Individuen, die lieben, unter Vorurteilen, Bedrohungen und Gewalt leiden, Verlust ertragen, über kontroverse Standpunkte streiten und oft gegen große Widerstände immer wieder Veränderungen erkämpfen.

---

63 Nkunzi Zandile Nkabinde: Black bull, ancestors, and me. My life as a lesbian sangoma, Auckland Park 2008.

64 Zu Ntladi und weiteren Künstler*innen, die u.a. mit multimedialen Mitteln arbeiten und wie Ntladi für iranti-org tätig waren, eine Organisation, die Kunst und Medien-Advocacy für Menschenrechte von sexuellen Minderheiten nutzt und von Jabulani Chen Pereira gegründet wurde: Zethu Matebeni (Hg.): Reclaiming Afrikan. Queer perspectives on sexual and gender identities, Athlone 2014.

65 Nennenswert in diesem Kontext ist auch der Aktionskünstler und ausgebildete Textildesigner, Athi-Patra Ruga, der Mythen und Utopien inszeniert, an historische Ereignisse theatralisch erinnert, Interessenvertretungen von sexuellen Minderheiten und Frauenrechtsaktivist*innen wachrüttelt, weiter gegen sexualisierte Gewalt zu kämpfen und dabei auf die Regenbogensymbolik anspielt, siehe dazu: April Sizemore-Barber: Prismatic performances. Queer South Africa and the fragmentation of the rainbow nation, Ann Arbor 2020.

Literaturverzeichnis

Achmat, Zackie: Apostels of civiliced vice. ›Immoral practices‹ an ›unnatural vice‹ in South African prisons and compounds 1890–1920, in: Social Dynamics, vol. 19 (1993) no. 2, S. 92–110.

Achmat, Taghmeda, Theresa Raizenberg, Rachel Holmes: Midi and Theresa. Lesbian activism in South Africa, in: Feminist Studies, vol. 29 (2003) no. 3, S. 643–651.

Andrews, Grant: Liminal spaces and conflicts of culture in South African Queer films, Inxeba (the Wound), in: African Literature Today, vol. 36 (2018), S. 52–66.

Andrews, Grant: The queer son and the declining patriarch in Post-Apartheid South African literature. The subversive symbol of water in Mark Behr's Kings of the water, in: Journal of Literary Studies, vol. 35 (2019) no. 2, S. 85–104.

Andrews, Grant: The construction of splitt whiteness in the queer films Kanarie (2018) and Moffie (2019), in: Tydskrif vir letterkunde, vol. 59 (2022) no. 1, S. 52–61.

Baderoon, Gabeba: Roundtable on LGBTIQ persons in Africa »I compose myself«. Lesbian Muslim women autobiographies and the craft of self-writing in South Africa, in: Journal of the American Academy of Religion, vol. 83 (2015) issue 4, S. 897–915.

Cage, Ken: Gayle: The language of kinks and queens. A history and dictionary of gay language in South Africa, Auckland Park 2005.

Camminga B.: Transgender refugees and the imagined South Africa, Bodies over borders and borders over bodies, Cham 2018.

Camminga B. u. Zethu Matebeni (Hg.): Beyond the mountain, Queer life in »Africa's gay capital«, New York 2023.

Carolin, Andy: Apartheid Immorality Act and the fiction of heteronormative whiteness, in: Tydskrif vir letterkunde, vol. 54 (2017) no. 1, S. 111–128.

Carolin, Andy: Locating sexual rights in the Anti-Apartheid movement: Simon Nkoli and the making of Post-Apartheid protest theatre, in: Critical Arts, South-North Cultural Media Studies, vol. 32 (2018) issue 5–6, S. 35–50.

Chetty, Dhianaraj: A drag at Madame Costello's. Cape Moffie life and the popular press in the 1950s and the 1960s, in: Gevisser, Mark u. Edwin Cameron (Hg.): Defiant desire. Gay and lesbian lives in South Africa, London 1995, S. 115–127.

Cock, Jacklyn: Engendering gay and lesbian rights. The equality clause in the South African Constitution. in: Women's Studies International Forum, vol. 26 (2003) no. 1, S. 35–45.

Conway, Daniel: Masculinities, militarisation and the End Conscription Campaign. War resistance in Apartheid South Africa, Manchester 2012.

Currier, Ashley: Out in Africa. LGBT organizing in Namibia and South Africa, Minneapolis 2012.

Davids, Nadia u. Zethu Matebeni: Queer politics and intersectionality in South Africa, in: Safundi, vol. 18 (2017) no. 2, S. 161–167.

De Waal, Shaun u. Anthony Manion: Pride. Protest and celebration, Johannesburg 2006.

Edwards, Iain u. Marc Epprecht: Working class homosexuality in South African history. Angel and the Ingqingili, Cape Town 2020.

Ekine, Sokari u. Hakima Abbas (Hg.): Queer African reader, Nairobi 2013.

Gevisser, Mark u. Edwin Cameron (Hg.): Defiant desire. Gay and lesbian lives in South Africa, Johannesburg 1995.

Gomes da Costa Santos, Gustavo: Decriminalisation in Africa. Lessons from the South African experience, in: Corinne Lennox u. Matthew White (Hg.): Human rights, sexual orientation and gender identity in The Commonwealth. Struggles for decriminalisation and change, London 2013, S. 313–337.

Gunkel, Henriette: The cultural politics of female sexuality in South Africa, New York 2011.

Heyns, Michael: A men's world. White South African gay writing and the state of emergency, in: Derek Attidge u. Rosemary Jane Jolly (Hg.): Writing South African Literature. Apartheid and democracy, 1970–1995, New York 1998, S. 108–122.

Hoad, Neville, Karren Martin, Graeme Reid (Hg.): Sex and politics in South Africa, Cape Town 2005.

Jones, Tiffany: Averting white male (ab)normality. Psychatric representations and treatment of ›homosexuality‹ in the 1960s South Africa, in: Journal of Southern African Studies, vol. 34 (2008) no. 2, S. 397–410.

Judge, Melanie u, Anthony Manion, Shaun de Waal: To have and to hold. The making of same-sex marriages in South Africa, Fanele, Johannesburg 2008.

Kaplan, Robert: The Aversion Project. Psychiatric abuse in the South African defence force during the Apartheid era, in: South African Medical Journal, vol. 91 (2001) no. 3, S. 216–217.

Kirby-Hirst, Mark u. Beschara Karam: Inxeba (the Wound), Sexual, gender and religious traumata on the African screen, in: Communicatio, South African Journal for Communication Theory and Research, vol. 44 (2018) issue 4, S. 88–107.

Krämer, Dennis: Intersexualität im Sport. Mediale und medizinische Körperpolitiken, Bielefeld 2020.

Krouse, Matthew u. Kim Berman (Hg.): The invisible ghetto. Lesbian and gay writing from South Africa, London 1995.

Lake, Nadine: Black lesbian bodies. Reflections on a queer South Africa archive, in: Africa Insight, vol. 44 (2014), no. 1, S. 69–83.

Lewin, Tessa: Queer visual activism in South Africa, in: Aidan McGarry u.a. (Hg.): The aesthetics of global protest. Visual culture and communication, Amsterdam, 2019, S. 39–58.

Malcolm, Corrigall u. Jenny Marsden: District Six is really my gay vicinity. The Kewpie photographic collection, in: African Arts, vol. 53 (2020) no. 2, S. 10–27.

Marx, Christoph: Trennung und Angst. Hendrik Verwoerd und die Gedankenwelt der Apartheid, Berlin 2020.

Marx, Christoph: Südafrika. Geschichte und Gegenwart. 2. aktualisierte Auflage, Stuttgart 2022.

Matebeni, Zethu: Death and the modern black lesbian, in: Devan Pillay, Prishani Naidoo, Roger Southall (Hg.): New South African Review, 4, Johannesburg 2014, S. 183–193.

Matebeni, Zethu (Hg.): Reclaiming Afrikan. Queer perspectives on sexual and gender identities, Athlone 2014.

Matebeni, Zethu: Ihlazo. Pride and the politics of race and space in Johannesburg and Cape Town, in: Critical African Studies, vol. 10 (2018) no. 3, S. 315–328.

Mbali, Mandisa: Gay AIDS activism in South Africa prior to 1994, in: Vasu Reddy, Theo Sandfort, Laetitia Rispel (Hg.): Same-sex sexuality. HIV & AIDS, and gender in South Africa. Cape Town 2009, S. 80–99.

Mbali, Mandisa: South African AIDS activism and global health politics, Cham 2013.

Mbao, Wamuwi: Culture and spectacle. Making meaning from the spectacular reception of Inxeba, in: Agenda, vol. 34 (2017) issue 2, S. 78–85.

Morison, Tracy, Ingrid Lynch, Vasu Reddy (Hg.): Queer kinship, South African perspectives on the sexual politics of family-making and belonging, London 2020.

McLean, Nyx: Disrupting the Joburg Pride. Exploring the depolitisation of Africa's first pride march, in: Corinne L. Mason (Hg.): Routledge Handbook of Queer Development Studies, London 2018, S. 264–276.

Mkhize, Nonhlanhla u.a.: The country we want to live in. Hate crimes and homophobia in the lives of black lesbian South Africans, Cape Town 2010.

Morgan, Ruth, Charl Marais, Joy Rosemary Wellbeloved (Hg.): Transgender life stories from South Africa, Auckland Park 2009.

Munro, Brenda: South Africa and the dream of love to come. Queer sexuality and the struggle for freedom, Minneapolis 2012.

Nkabinde, Nkunzi Zandile: Black bull, ancestors, and me. My life as a lesbian sangoma, Auckland Park 2008.

Pieterse, Jimmy: Dictionaries and discourses of deviance. Changing lexial representations of ›Moffie‹ and the reorganisation of sexual categories among Afrikaans speakers during the second half of the twentieth century, in: South African Historical Journal, vol. 65 (2013) no. 4, S. 618–637.

Ramsden-Karelse, Ruth: Moving and moved, Reading Kewpie's District Six, in: GLQ, Journal of Lesbian and Gay Studies, vol. 26 (2020), issue 3, S. 405–438.

Ramsden-Karelse, Ruth: ›People can't say I'm a man, they can't say I'm a women‹, in: Jacqueline Rhodes u. Jonathan Alexander (Hg.): The Routledge Handbook of Queer Rhetoric, London, 2022, S. 207–214.

Ramsden-Karelse, Ruth: A precarious archive, Using photography to enable liveable lives in District Six, Cape Town, in: Gender, Place and Culture, 2023, S. 1–21.

Reid, Graeme: How to be a real gay, Gay identities in small-town South Africa, Pietermaritzburg 2013.

Reid, Graeme: ›The History of the Past is the Trust of the Present‹. Preservation and Excavation in the Gay and Lesbian Archives of South Africa, in: Carolyn Hamilton et al. (Hg.) Refiguring the Archive, Cham, 2002, S. 193–208.

Riley, Taylor: Queer word- and world-making in South Africa. Dignified sounds, London 2021.

Robertson, Megan: Towards an indecent queer activism. Interrogating the relationship between christianity, civilised whiteness and queer politics in South Africa, in: Alternation, special edition 36 (2020), S. 312–334.

Robins, Steven: ›Long live Zackie, long live‹. AIDS, activism, science and citizenship after Apartheid, in: Journal of Southern African Studies, vol. 30 (2004) no. 3, S. 651–672.

Rudwick, Stephanie: Defying a myth. A gay sub-culture in contemporary South Africa, in: Nordic Journal of African Studies, vol. 20 (2011) no. 2, S. 90–111.

Schäfer, Rita: Migration und Neuanfang in Südafrika. Geschichte und Gegenwart von Einwanderung, Asyl und Wanderarbeit, Frankfurt a.M. 2019.

Scott, Lwando: Disrupting Johannesburg pride. Gender, race, and class in the LGBTI movement in South Africa, in: Agenda, vol. 31 (2017) no. 1, S. 42–49.

Scott, Lwando: Inxeba (the Wound). Queerness and Xhosa culture, in: Journal of African Cultural Studies, vol. 33 (2021) no. 1, S. 26–38.

Sizemore-Barber, April: Prismatic performances. Queer South Africa and the fragmentation of the rainbow nation, Ann Arbor 2020.

Stobie, Cheryl: Somewhere in the double rainbow. Representation of bisexuality in Post-Apartheid novels. Scotsville 2007.

Swarr, Amanda Lock: Sex in transition. Remaking gender and race in South Africa, Albany 2012.

Thoreson, Ryan Richard: Somewhere over the rainbow nation. Gay, lesbian and bisexual activsim in South Africa, in: Journal of Southern African Studies, vol. 34 (2008) no. 3, S. 679–697.

Thoreson, Ryan Richard: Beyond equality. Post-Apartheid counternarrative of trans and intersex movements in South Africa, in: African Affairs, vol. 112 (2013) no. 449, S. 646–665.

Van Zyl, Mikki et al.: The Aversion Project. Human rights abuses of gays and lesbians in the South African Defence Forces SADF by health workers during the Apartheid era. Simply Said and Done on behalf of the Gay and Lesbian Archives and Human Rights Project, Medical Research Council, National Coalition for Gay and Lesbian Equality, Cape Town 1999.

Uys, Pieter-Dirk: Elections & erections. A memoir of fear and fun, Cape Town 2003.

Vincent, Louise u. Bianca Camminga: Putting the ›T‹ into South African human rights. Transsexuality in the post-apartheid order, in: Sexualities, vol. 12 (2009) no. 6, S. 678–700.

Webressourcen

Brand South Africa: Caster Semenya demonstrated the resiliance of South Africa admid adversity, Johannesburg, 12. Juli 2023 https://brandsouthafrica.com/152623/caster-semenya-demonstrates-the-resilience-of-south-africans-amid-adversity/ [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Kewpie https://www.sahistory.org.za/people/kewpie [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Antonie Manion: A conversation with Gerald Kraak, Director of the Property of the state. Gay men in the Apartheid Military, in: GALA Newsletter, 5, 2003, S. 2. https://gala.co.za/wp-content/uploads/2019/03/newsletter5.pdf [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Simon Nkoli https://www.sahistory.org.za/people/simon-nkoli [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Mokgadi Caster Semenya https://www.sahistory.org.za/people/mokgadi-caster-semenya [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Nick Said: Still a long run for Caster Semenya despite winning discrimination ruling, in: Daily Maverick, 11. Juli 2017. https://www.dailymaverick.co.za/article/2023-07-11-still-a-long-road-to-run-for-caster-semenya-despite-winning-discrimination-ruling/ [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Tshegofatso Senne: Beverely Ditsie comes full circle, in: New Frame, 19. Juli 2919 https://www.newframe.com/beverley-ditsie-comes-full-circle/ [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Adriaan van Klinken: Desmond Tutu's long history of fighting for gay and lesbian rights, in: The Conversation, 17. Februar 2020. https://theconversation.com/desmond-tutus-long-history-of-fighting-for-lesbian-and-gay-rights-131598 [letzter Zugriff: 27. September 2023]

GALA Queer Archive: Guide to the collection, Johannesburg 2021. https://gala.co.za/wp-content/uploads/2021/08/GALA-Archival-Guide-20210825.pdf [letzter Zugriff: 27. September 2023]

National Coalition for Gay and Lesbian Equality and another v Minister of Justice and others, [1998] ZACC 15, 1999 (1) SA 6 (CC) https://collections.concourt.org.za/handle/20.500.12144/2048 [letzter Zugriff: 27. September 2023]

South African History Archive (SAHA): The Zackie Achmat, Jack Lewis and Treatment Action Campaign Political Papers (1973–2005). https://www.saha.org.za/collections/the_zackie_achmat_jack_lewis_and_treatment_action_campaign_political_papers.htm [letzter Zugriff: 27. September 2023]

Ambiguität und Geschlecht

Ein Blick in die Zukunft – ausgeleuchtet mit der Figur des Kontinuums

Christel Baltes-Löhr

Wie ließe sich eine Welt denken, in der Diversität, Vielfalt, Vielheiten und damit auch Ambiguitäten im Sinne von Uneindeutigkeiten und/oder auch Mehrdeutigkeiten unumkämpft Raum gegeben wird, der von Menschen jedweden Geschlechts eingenommen, gehalten und gestaltet werden kann/darf und damit auch muss? Welchen Beitrag kann hier die Figur des Kontinuums leisten? Liegt in der Figur des Kontinuums möglicherweise eine Verbindung zwischen Uneindeutigkeiten, Mehrdeutigkeiten und auch Eindeutigkeiten? Und dient die Figur des Kontinuums auch hier, wie es weiter unten für Geschlecht gezeigt wird, zur Auflösung einer vermeintlichen Binarität zwischen »eindeutig« und »uneindeutig«? Und gilt der Satz, dass Eindeutigkeiten in Vielheit ihren Platz finden können, wohingegen vermeintliche Eindeutigkeit Vielheit ausschließen muss?

Raum für Vielfalt – noch eine Definition von Ambiguität

Einverständnis scheint zu herrschen, wenn Ambiguität über alle disziplinären Grenzen hinweg als aus dem Lateinischen »ambiguitas«[1] und damit aus dem Altgriechischen »amphibolie« abgeleitet gilt[2] und immer, so mein Vorschlag, mit »Deutigkeiten« zu tun hat.

1 Duden – online: Ambiguität: Herkunft des Begriffs, verfügbar unter https://www.duden.de/rechtschreibung/Ambiguitaet (letzter Zugriff: 13.12.2023).

2 Siehe auch Matthias Bauer u.a.: Dimensionen der Ambiguität. In: Wolfgang Klein und Susanne Winkler (Hg.): Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, (2010) Heft 158, S. 7–75, sowie Jürgen Pafel und Ingo Reich: Einführung in die Semantik. Grundlagen – Analysen – Theorien, Stuttgart 2016; zudem aus einer (betriebs-)wirtschaftswissenschaftlichen Perspektive das BWL Lexikon der Munich Business School, verfügbar unter https://www.munich-business-school.de/l/bwl-lexikon/ambiguitaet (letzter Zugriff: 14.2.2023).

Abgesehen von der Übereinstimmung zur Etymologie, differiert der definitorische Blick und pendelt zwischen Ambiguität als Zeichen für Uneindeutigkeiten, so wie in dem Forschungsprojekt »Ambiguität und Unterscheidung« grundgelegt, und Ambiguität als Zeichen für Mehrdeutigkeiten, Zweifel, Vagheiten.[3]

In diesem Beitrag geht es weniger um Uneindeutigkeiten und Unterscheidungen, sondern vielmehr im Lichte des Kontinuums um Verwobenheiten und Verbindungen zwischen verschiedenen »Deutigkeiten« wie Uneindeutigkeit, Eindeutigkeit, Zwei-, Viel- und Mehrdeutigkeit.

Grundlegend für diese Definition ist meine Annahme, dass Gegenstände an sich nicht eindeutig sind oder gar sein können und dass genau aus Uneindeutigkeiten Mehrdeutigkeiten überhaupt erst entstehen und, ich sage einmal ganz lapidar, je nach Bedarf aus der Fülle und Vielfalt potenzieller Mehrdeutigkeiten Eindeutigkeiten konstruiert werden können.

Ambiguitäten in der Sprache – Sprache ohne gendern? Notwendigkeit selbstbestimmter Bezeichnungspraxen – und ein Blick in die Welt

Zu sprachlicher Ambiguität, sprachlichen Mehrdeutigkeiten und Vielfalt sprachlicher Ausdrücke wären zahlreiche Beispiele zu nennen.[4] In Bezug auf den hier interessierenden Aspekt Geschlecht mögen die folgenden Beispielsätze genügen, die zumindest doppeldeutig gelesen werden können: »Ein Fräulein ist eine Frau, der zum Glück der Mann fehlt.« Hier ist »zum Glück« doppeldeutig: Es kann »glücklicherweise« oder »zum Glücklichsein« bedeuten. Und der Satz »Jeder Mann liebt eine Frau« kann aus einem mathematischen Verständnis heraus bedeuten: Jeder Mann liebt mindestens eine Frau, oder jeder Mann liebt genau eine Frau, oder alle Männer lieben dieselbe Frau, oder es gibt genau eine Frau und alle Männer lieben sie. Ohne Not ließe sich dieser Satz auch in der binären Logik umkehren und würde dann heißen: »Jede Frau liebt einen Mann« und hieße dann im Sinne des Kontinuums, das weiter unten erläutert werden wird: Jeder Mensch liebt (mindestens) einen Menschen. Und: Jeder Mensch wird von mindestens einem Menschen geliebt – eine schöne Vorstellung. Und noch ein letzter Satz zu der ja immer heißer debattierten »Gendersprache« mit Bezug auf eine alte Mönchsregel, die da lautet: »Wenn deine Augen eine Frau erblicken, schlage sie nieder.« Die Doppeldeutigkeit des Bezugs

3 Siehe hierzu: Jürgen Pafel und Ingo Reich: Einführung in die Semantik. Grundlagen – Analysen – Theorien, Stuttgart 2016.

4 Siehe Christel Baltes Löhr: Kann die Figur des Kontinuums das scheinbare Dilemma im Umgang mit Vielfalt der Geschlechter auflösen? In: Brigitte Buchhammer (Hg.): Gender, Queer, Feminism: Upheavals and Challenges – A Philosophical Approach. Beiträge des gleichnamigen Symposiums der SWIP Austria in Linz, Münster 2024, S. 135–156.

von »sie« entsteht, weil das Wort »sie« semantisch ein Femininum im Singular (wie »Frau«) oder einen Plural (wie »Augen«) bezeichnen kann. Womit mehr als deutlich ist, dass in der deutschen Sprache immer gegendert wird.

Die Frage ist nur, wie gegendert wird, was meint: Es geht immer darum, wer und was benannt wird, sowie darum, wer und was weggelassen, sozusagen verworfen wird – ganz im Sinne des Butlerschen »Ab-jekten«– und wer hierüber Bestimmungs- und Entscheidungsgewalt hat. Grundlegend kommt der performative Ansatz mit der Annahme der Konstruiertheit von Wirklichkeiten durch performative Handlungen zum Tragen und damit die große Rolle, die Bezeichnungspraxen spielen.[5] Wenn gilt, dass eine performative Handlung eine ist, »die das, was sie benennt, hervorruft oder in Szene setzt«,[6] dann bleibt alles Unbenannte unhervorgerufen und wird nicht in Szene gesetzt.

Clara Morgen beschreibt in ihrer Publikation von 2013 »Mein *intersexuelles* Kind. weiblich männlich *fließend* (Hervorhebungen im Original) ihre persönlichen Erfahrungen mit ihrem 1984 geborenen Kind,[7] worin u.a. sehr deutlich wird, wie unabdingbar notwendig Bezeichnungen und Begriffe sind, wenn es z.B. um die Positionierung als intersexueller oder, wie es bevorzuge zu sagen, intergeschlechtlicher Mensch geht: In Kapitel 5 »Ich gehöre auch zu denen….« Franzi 18–21 Jahre« beschreibt Clara Morgen aus mütterlicher Perspektive das öffentliche Outing von Franzi in einem Berliner Kinosaal und resümiert: »… mein Kind selbst hat den ersten Schritt getan, ist aus dem Dunkel des Schweigens, der Sprachlosigkeit getreten.«[8]

Immer mehr Studien heben die Notwendigkeit von (Selbst-)Bezeichnungen hervor, so auch Mira Kaszta und Simon Reutlinger, die 2020 die Ergebnisse einer 2015 durchgeführten qualitativen Fallstudie zu Intergeschlechtlichkeit veröffentlicht haben. Monika Barz hebt in ihrer Rezension die zentralen Ergebnisse der beiden Forscher*innen hervor, von denen zwei für den hier diskutierten Zusammenhang von besonderer Bedeutung sind: »Im krassen Gegensatz zu dem Raum der Selbsthilfegruppen, (…) steht die Sprachlosigkeit, die unsere Interviewpartner*innen sonst umgibt.« »Verstärkt durch die ärztlichen Leitlinien, scheint es einen Konsens des Schweigens zu geben.«[9]

---

5 Siehe hierzu: Christel Baltes-Löhr: Migration und Identität. Portugiesische Frauen in Luxemburg. Frankfurt a.M. und London 2006; hier vor allem S. 27–33.

6 Judith Butler: Für ein sorgfältiges Lesen. In: Sheila Benhabib u.a. (Hg.): Der Streit um Differenz. Frankfurt a.M. 1993, S. 123–132, hier S. 123.

7 Clara Morgen: Mein *intersexuelles* Kind. Weiblich männlich *fließend*, Berlin 2013.

8 Morgen: Mein *intersexuelles* Kind, S. 45.

9 Monika Barz: Rezension vom 22.03.2021 zu: Mira Kaszta und Simon Reutlinger: Intergeschlechtlichkeit. Eine qualitative Fallstudie zur psychosexuellen Entwicklung. Frankfurt 2020, in: socialnet Rezensionen, https://www.socialnet.de/rezensionen/27221.php (letzter Zugriff 13.12.2023).

Die Vielfalt von Geschlechterbezeichnungen weltweit zeigt Kapitel 18 »Geschlechtervielfalt: Viel mehr als zwei«[10] in der Publikation »Geschlecht als Kontinuum »wenn Informationen aus 87 Regionen ausgewertet und dabei 112 Geschlechterbezeichnungen gefunden werden konnten. Im binären Rahmen bleiben dabei 77 Bezeichnungen für sich selbst so bezeichnende und sogenannte Trans*Frauen (n=55) und Trans*Männer (n=22). 21 Bezeichnungspraxen stehen für eine Verknüpfung von sogenannten »weiblichen« und sogenannten »männlichen« Merkmalen in den vier Dimensionen (Körper, Psyche, Verhalten, Begehren), die als »sowohl als auch« Bezeichnungen zusammengefasst sind. Fünf Beispiele können für Bezeichnungspraxen einer weder »weiblich« noch »männlich« konnotierten Geschlechterbezeichnung gelten und in neun Fällen gibt es als Mehrfachgeschlechter resümierte Bezeichnungspraxen, die teilweise mit und teilweise ohne Bezug zu binären Bezeichnungssystemen auskommen.

Auch im deutschsprachigen Raum sind Selbstbestimmung und würdevolle (Selbst-)Bezeichnungspraxen notwendig – nicht nur für intergeschlechtliche Menschen, sondern für alle, lange Zeit unbekannte und unbenannte Geschlechtergruppen.

Geschlecht – immer ambig? Ja und Nein

Auch bei Geschlecht geht es um den Umgang mit Ambiguitäten, also mit Uneindeutigkeiten und Mehrdeutigkeiten, die im sogenannten west-europäischen und angelsächsischen Raum immer noch mittels heteronormativer Wirkmächtigkeiten vereindeutigt werden, wenn z.B. das Geschlecht eines neugeborenen Menschen anhand körperlicher Merkmale wie Vulva, Vagina, Penis oder Hoden von anderen Menschen, Eltern, Hebammen, Ärzt*innen festgelegt wird, obwohl der Konnex zwischen Körpermerkmalen und Zuweisung zu einem Geschlecht für den so zugewiesenen Menschen möglicherweise gar nicht zutrifft. Hier ist es mehr als erforderlich, die potenziellen Mehrdeutigkeiten körperlicher Merkmale *nicht* zu homogenisieren und *nicht* von einem körperlichen Merkmal ausgehend, zur Markierung eines Menschen zu kommen.

Um Ambiguitäten bzw. den Umgang mit geschlechtlich konnotierten Mehrdeutigkeiten geht es aber auch, wenn unterschiedliche, divergierende Deutungen von z.B. körperlichen Merkmalen konfligieren und dann die Frage im Raum steht, welcher Deutung welche Hoheit und Wirkmächtigkeit von wem zugesprochen und von wem anerkannt wird – und mit welchen Mitteln welche Deutungen durchgesetzt werden.

10 Christel Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum, Bielefeld 2023, S. 383–423.

Hier deutet sich an, dass Geschlecht als grundlegend ambig betrachtet werden kann. Womit gleichzeitig eine Grundlage geboten ist, je individuell – immer eingebettet in einen intersektionalen Kontext von Kultur, Alter, sozio-ökonomischem Status – eine je eindeutige, selbstbestimmte, sich auch im Laufe der biographischen Entwicklung verändern könnende Geschlechterposition als cis*weiblich-, cis*männlich-, als inter*-, trans*-, nicht-binär*- oder als a*-geschlechtliche Person einzunehmen.

So gilt in der mit dem Kontinuum als unendlich angenommenen Vielfalt das selbstbestimmt ei(ge)ne Geschlecht durchaus als *das* eine, *das* eindeutige – immer mit der Möglichkeit, dass ein weiteres eindeutig ei(ge)nes konstruiert werden kann. Auch nicht-binär*-geschlechtlich selbst-bestimmte Personen verstehen ihre ei(ge)ne Geschlechterposition als eindeutig, nicht zuletzt im Sinne einer klaren Abgrenzung zu »weiblich« oder »männlich« oder zu Geschlecht überhaupt.

Definitionen von Geschlecht(ern)

Nun müsste an dieser Stelle eigentlich eine Definition der Begriffe folgen, die ich jedoch bewusst vermeide, da es in der Tat darum geht, mit der Figur des Kontinuums Räume für Selbstbestimmung und damit auch für Selbstbezeichnung zu öffnen und auch offen zu halten.[11]

Dennoch eine Erläuterung zu der immer häufiger, oftmals auch unbestimmt bleibenden Abkürzung LGBTQIA+. Lindgren[12] beantwortet beispielsweise 2020 die selbstgestellte Frage: »LGBTQIA+ Was bedeutet das überhaupt?« mit »Lesben (Lesbians), Schwule (Gays), Bisexuelle (Bi-Sexuals), Transsexuelle (Transgender), Queers, Intersexuelle sowie Asexuelle. Um weiteren Geschlechtsidentitäten einen Platz zu bieten, erweiterte man die Kurzbezeichnung um ein ›+‹.«

Ein Wort zur Problematik dieser Bezeichnungen: Dieses Akronym wird so oder in anderer Form, wie z.B. LGBTQIA* oder LSBTQIA+* häufig genutzt, allerdings ist die Bedeutung der einzelnen Buchstaben umstritten, weil auch unklar ist, wie denn wiederum Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Queers, Intersexuelle und Asexuelle überhaupt zu definieren sind. Auch wird mit der Betonung von »- sexuell« der Fokus sehr stark auf Begehren gelenkt. Begriffe und Bezeichnungspraxen wie trans*-, inter*-, nicht-binär*- und a*-geschlechtlich sind möglicherweise hilf-

11 Zur Darstellung der möglichen Vielfalt von Geschlecht siehe Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum, S. 116f, Tabelle 6: Zusammensicht auf die Figur Geschlecht als Kontinuum.

12 Lennart Lindgren (Hg.): Du bist nicht allein! LGBTQIA+ Community Handbuch. Schritt für Schritt – inneres und äußeres Coming-out, 2020; auch so diskutiert in Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum, S. 38f, Fußnoten 10 und 11.

reicher, da sie – ganz im Sinne des Kontinuums – neben der Dimension des Begehrens auch die Dimensionen Körper, Psyche und Verhalten miteinschließen können.

Es lässt sich jedoch festhalten, dass der Begriff »trans*« sich zunehmend als Oberbegriff etabliert hat und alle diejenigen Geschlechtlichkeiten von Menschen umfasst, die sich nicht dem ihnen bei ihrer Geburt zugewiesenen Geschlecht zugehörig fühlen und ihr eigenes Geschlecht selbst bezeichnen. So kann der Begriff »trans*-geschlechtliche Frau« von Menschen genutzt werden, die bei der Geburt dem männlichen Geschlecht zugewiesen worden sind, sich selbst aber als Frauen definieren, mit unterschiedlich ausgeprägten körperlichen Veränderungen und in einem Kontinuum unterschiedlich ausgeprägter Gefühls-, Verhaltens- und Begehrensäußerungen. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff »trans*-geschlechtliche Männer«. Für beide Selbstbezeichnungen gilt, dass viele der sich so bezeichnenden Trans*-Frauen sowie der sich so bezeichnenden Trans*-Männer sich *nicht* auf die Dimension als Trans*sexuelle* reduziert sehen möchten. Wenn »Trans*Menschen jedoch dem Aspekt des sexuellen Begehrens ein besonders Gewicht beimessen wollen, wird der Begriff »trans*sexuell« durchaus noch benutzt. Der Begriff »Inter*-geschlechtlichkeit« steht für Menschen, die auf der körperlichen Dimension sowohl über sogenannte weibliche als auch sogenannte männliche Merkmale in unterschiedlichen Ausprägungen verfügen. Menschen, die sich weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zuordnen, bezeichnen sich oft als nichtbinär*-geschlechtliche Menschen, und A*-Geschlechtlichkeit steht für diejenigen Menschen, die sich keiner Geschlechtergruppe zuordnen.

Die Bezeichnung cis* steht für diejenigen Menschen, die sich dem ihnen bei Geburt zugewiesenen Geschlecht auch selbst zuordnen – ein Begriff, der m.E. jedoch dringend zu überdenken ist, da er allein etymologisch betrachtet für »diesseits« steht, was in binär geübten Denkmechanismen ja sofort wieder ein »jenseits« evoziert und damit Gefahr läuft, die binäre Ordnung der Geschlechter zu verfestigen, was von Sigmar Sigusch, der 1991 den Begriff cis eingeführt hat, 2013 so reflektiert wird: »Indem der Transsexualismus beweist, dass auch die Geschlechtlichkeit ein kulturell Zusammengesetztes und psychosozial Vermitteltes ist, fallen Körpergeschlecht und psychosoziale Geschlechtsidentität bei den ›Normalen‹, die bisher die einzig ›Gesunden‹ waren, nicht mehr fraglos zusammen. Das geht aber ans kulturell Eingemachte.«[13] Und genau darum geht es auch bei der Figur des Kontinuums.

13 Volkmar Sigusch: Sexualitäten: Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt a.M. 2013, S. 244.

Geschlecht als Kontinuum – eine Erleichterung im Umgang mit (Un-)Eindeutigkeiten und Mehrdeutigkeiten?

Seit 2009 habe ich mich mit der sich immer weiter ausdehnenden Frage beschäftigt, wie inter*- und trans*-, nicht-binär*- und a*-geschlechtliche Menschen *nicht* als 3., 4., 5. oder wievieltes Geschlecht auch immer, *nicht* als dazwischen, *nicht* als »irgendwie« anders, *nicht* als divers verstanden werden können und habe seit 2014 hierauf als mögliche Antwort die Figur des Kontinuums entwickelt.[14]

Mit der Figur des Kontinuums und den vier Dimensionen: a) physisch/körperlich/materiell, b) psychisch/gefühlt/gedacht/empfunden, c) sozial/interaktiv und d) sexuell/begehrend kann die tatsächlich existierende Vielfalt der Geschlechter in einem gleichberechtigten und gleichwürdigen Verhältnis zueinander gedacht und abgebildet werden.

Für alle vier Dimensionen gilt, dass sie nicht eindeutig und/oder klar zu definieren sind, dass sie sich gegenseitig beeinflussen, ohne jedoch in einem kausalen Zusammenhang zu stehen. Annahmen wie: »wenn ein Körper einen Penis hat, ist der gesamte Mensch männlich« gelten nicht mehr. Annahmen wie: wenn Körpermerkmal A, dann Gefühl A^a, dann Verhalten A^b, dann Begehren A^c, gelten auch nicht mehr. Vielmehr kann die Zuordnung »durcheinander gehen« und Körpermerkmal A mit Gefühl H^a, Verhalten B^b und Begehren R^c einhergehen. Die Reihe ließe sich trefflich fortsetzen und es ist deutlich, dass Abweichungen vom einem kausalbegründeten: wenn A dann A^a usw. nicht mehr als Abweichungen gelten können, sondern als ein möglicher, ein völlig normaler Ausdruck von Vielfalt.

---

14 Hier eine Auswahl der Veröffentlichungen, die sich mit der Figur Geschlecht als Kontinuum befasst haben: Christel Baltes-Löhr: Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffsbestimmung. In: Erik Schneider und Christel Baltes-Löhr (Hg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. 3. Auflage (1. Auflage 2014), Bielefeld 2018, S. 17–40; Christel Baltes-Löhr: What Are We Speaking About When We Speak About Gender? Gender as a Continuum. In: Cultural and Religious Studies, Vol. 6 (2018) Nr. 1, S. 1–32. https://doi.org/10.17265/2328-2177/2018.01.001 verfügbar unter https://orbilu.uni.lu/bitstream/10993/46480/1/5b3f2e49206cc.pdf (letzter Zugriff: 14.12.2023); Christel Baltes-Löhr: Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – eine Utopie oder notwendiges Ziel? In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 49 (2021), S. 28–38, verfügbar unter https://www.netzwerk-fgf.nrw.de/fileadmin/media/media-fgf/download/publikationen/netzwerk_fgf_journal_49_f_web.pdf (letzter Zugriff: 14.12.2023); Christel Baltes-Löhr: Motherhood for All – Women, Men, Trans*, Inter*, Nonbinary and Agender-Persons – Examined Using the Figure of the Continuum, in: Cultural and Religious Studies, Vol. 9 (2021) Nr. 3; New York: David Publishing, S. 95–110. https://doi.org/10.17265/2328-2177/2021.03.001; Christel Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen und über gelebte Pluralitäten, Bielefeld 2023; hier auch auf S. 442–445 weitere Literaturangaben zu Geschlecht als Kontinuum.

Noch ein Gedanke zu Kausalitäten: Bislang sind nicht nur als von körperlichen Merkmalen ausgehend kausale Zusammenhänge und Vorannahmen auf entsprechende Gefühle, Verhalten und Begehren als *normal* aufgestellt worden, sondern auch von der Gefühlsdimension auf körperliche Merkmale, das Verhalten und das Begehren und ebenso vom Verhalten auf körperliche Merkmale, Gefühle und Begehren und nicht zuletzt von der Dimension des Begehrens auf Verhalten, Gefühle und körperliche Merkmale.

Gespräche hierüber kommen immer wieder an den Punkt, dass die Annahme von einem *richtigen* Verhältnis der Dimensionen zueinander nicht produktiv ist und es vielmehr darum geht, dass jeder Mensch seine je ei(ge)ne Richtigkeit findet, die sich im Laufe des Lebens durchaus verändern und verschieben kann.

Allerdings bleibt zu betonen, dass diese vier Dimensionen nicht als völlig losgelöst voneinander zu verstehen sind. Vielmehr gelten sie im Sinne der Figur des Kontinuums als mit- und ineinander verwoben und als sich in ständiger Bewegung befindend. Es ist augenfällig, dass mit der Figur des Kontinuums keine Trennung aufgemacht zwischen sexueller Orientierung und der sogenannten Geschlechtsidentität wird.

Die vier Dimensionen von Geschlecht als Kontinuum[15]

Die *physische* Dimension setzt sich zusammen aus dem morphologischen Geschlecht, dem Chromosomengeschlecht, dem Keimdrüsen- bzw. gonadalen Geschlecht und dem Hormongeschlecht. Allerdings gehen Vulva, Vagina, erhabene Busen/Brüste, Eierstöcke, Gebärmutter, schmale Schultern, breites Becken, geringe Gesichtsbehaarung, xx und Östrogen nicht immer miteinander einher, ebenso wenig wie Penis, flache Brust, Hoden, breite Schultern, schmale Hüften, Bartwuchs, xy und Testosteron. Nicht alle Frauen mit einer Vulva, Vagina haben ein breites Becken oder Eierstöcke. Hormone können sehr variant kombiniert sein und folgen eben nicht eindeutig der binären Aufteilung: Östrogen für als weiblich benannte Körper und Testosteron für als männlich benannte Körper, Bartwuchs bei sogenannten Frauen und geringe Gesichtsbehaarung bei sogenannten Männern sind Themen für Stunden. Allein schon nach diesen wenigen lapidaren Beispielen, liegt der Schluss nahe, dass in der physischen Dimension keine Eindeutigkeit festgemacht werden kann. Dies kann auch für die drei weiteren Dimensionen, *psychisch, sozial und Begehren* durchdekliniert werden:

In Bezug auf die *psychische, gefühlte* Dimension von Geschlecht als Kontinuum, oft als geschlechtsbezogene Identität bezeichnet, ist festzuhalten, dass z.B. sogenannte Frauen sich erstens nicht immer und in jeder Situation und zu allen Phasen

15 Siehe ausführlich hierzu: Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum, S. 73–144.

ihres Lebens in gleicher Ausprägung als weiblich fühlen und zweitens nicht für alle Frauen sich Frausein gleichermaßen anfühlt. Es gibt zwischen sogenannten Frauen unendlich anmutende Unterschiede und Ähnlichkeiten, was das Sich Fühlen und das Fühlen als sogenannte Frau angeht. Gleiches gilt für sogenannte männliche, trans*-, inter*-, nicht-binäre*- und a*-geschlechtliche Menschen, homo-, hetero-, bi- und panerotisch begehrende und auch polyamor romantisch liebende Menschen. In allen Gruppen oder Kollektiven, sofern von Gruppen oder Kollektiven gesprochen werden soll und kann, gibt es Unterschiede und Ähnlichkeiten – auch für das einzelne Individuum und je nach Kultur, Lebensphase und situativem Kontext.

Es kann also für kein Individuum und auch nicht für eine Gruppe oder ein Kollektiv von *dem* gefühlten Geschlecht gesprochen werden. Die psychische, gefühlte Dimension von Geschlecht pendelt zwischen Zuschreibung und Aneignung und zwischen Fremd- und Selbstzuschreibungen, die in Selbstbenennungen münden, die mit den Benennungen bzw. Bezeichnungen durch andere mehr oder weniger übereinstimmen. Um es nochmals zu betonen: nicht alle cis*Frauen, cis*Männer, inter*-, trans*-, nicht-binär*-, a*-geschlechtliche Personen, nicht alle »queers« fühlen »ihr« (Nicht-)Geschlecht auf die gleiche Art und Weise. Es gibt nicht *das* gefühlte Geschlecht.

Die *soziale* Dimension des Kontinuums – geschlechtsbezogenes Verhalten: Nicht alle cis*weiblichen, cis*männlichen, trans*-, inter*-, queere, nicht-binär*-, a*-geschlechtliche Personen verhalten sich gleichermaßen. Als Einflussfaktoren für soziales Verhalten gelten auch Alter, soziale, ökonomische, ethnische und kulturelle Herkunft, religiöse sowie politische Überzeugungen, was auch mit dem Begriff von intersektionaler Einbettung der Geschlechtervielfalt gemeint ist.

Mit einer solchen Vorstellung können altbekannte Stereotype aufgelöst werden. Alle Menschen jedweden Geschlechts können emotional, passiv, einfühlsam, sanft natürlich, körperbezogen, abhängig handelnd, rational, aktiv, stark, hart, durchsetzungsfähig, kulturbezogen, autonom handelnd sein, sofern Gesellschaften in großen und kleinen Entitäten den Menschen die Möglichkeit dazu geben, ihre Fähigkeiten zu solchen oder auch anderen geschlechterübergreifenden Fertigkeiten zu entwickeln.

Auch hier ist immer wieder zu betonen: Nicht alle cis*Frauen, cis*Männer, inter*-, trans*-, nicht-binär*- und a*-geschlechtliche Personen, nicht alle »queers« füllen »ihr« (Nicht-)Geschlecht auf die gleiche Art und Weise aus. Das geschlechtsbezogene Verhalten, das soziale Geschlecht kann sich im Laufe des Lebens verändern und je nach Situation, je nach sozialem und kulturellem Kontext variieren. Eigen- und Fremdzuschreibungen von geschlechtsadäquatem Verhalten können divergieren. Es gibt nicht *das* soziale Geschlecht – in keiner Geschlechtergruppe.

In Bezug auf die Dimension des *Begehrens*, das geschlechtsbezogene Begehren oder auch die sexuelle Dimension ist festzustellen, dass sexuelles Begehren,

sexuelle Orientierungen, sexuelle Praktiken über Heterosexualität hinausgehen. Manifest sind monosexuelle, asexuelle, bisexuelle, homosexuelle, pansexuelle Begehrensstrukturen und -praktiken. Die tatsächliche existierende Vielfalt von Formen sexuellen Begehrens entspricht nicht der Vorstellung von Heterosexualität zwischen Frau und Mann. Es existieren vielfältige, auch auf romantischer Liebe beruhende Beziehungsformen wie Monogamie, Polygamie, Polyamorie, ebenso wie vielfältige, mehr oder weniger institutionalisierte Formen der sexuellen Dimension von Geschlecht wie Ehe, eingetragene Partner_innenschaften, nicht registrierte Partner_innenschaften mit einem oder mehreren Partner_innen, Singles.

Acht Ermöglichungen[16]

Mit der Figur des Kontinuums am Beispiel von Geschlecht konturieren sich mindestens acht Ermöglichungen bzw. Vermeidungen, die dazu beitragen, Geschlecht als ambig zu betrachten und gleichzeitig den Umgang mit geschlechtlich konnotierten Ambiguitäten kreativ und produktiv zu gestalten.

Geschlecht als Kontinuum ermöglicht

1. Das Aufbrechen binärer, statisch anmutender Settings in Bezug auf Körper, Gefühl, Verhalten und Begehren
2. Das Vermeiden der Konstruktion neuer binärer Settings wie z.B.
   cis* *versus* trans*,
   trans* *versus* inter*,
   trans*, inter* *versus* nicht-binär*,
   trans*, inter*, nicht-binär* *versus* a*geschlechtlich,
   trans*, inter*, nicht-binär*, a*geschlechtlich *versus* queer*,
   trans*, inter*, nicht-binär*, a*geschlechtlich, queer* *versus* cis*.
3. Das Eröffnen von Raum für horizontale und vertikale Variabilitäten auf und zwischen allen Dimensionen des Kontinuums und für Polypolaritäten anstelle von bipolaren Annahmen von beispielsweise »hier weiblich« und »da männlich«, »hier trans*« und »da inter*« usw. Grenzen und Eindeutigkeiten verschieben sich innerhalb der jeweiligen Dimensionen (horizontale, intradimensionale Variabilität) und zwischen den jeweiligen Dimensionen (vertikale, interdimensionale Variabilität). Es bestehen keine Kausalitäten zwischen den Dimensionen, die jedoch ständig interagierend verwoben sind, was Differenzen und Ähnlichkeiten erkennbar werden lässt und so zu Interdependenzen ohne Kausalitätsanspruch führt. Die Figur des Kontinuums ermöglicht den

16 Siehe ausführlich hierzu: Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum, S. 75–81.

Einschluss binärer Settings, die jedoch ihre wuchtige und exkludierende Wirkmächtigkeit im Sinne von: »Es gibt nur weiblich-männlich. Alles andere ist nicht normal« einbüßen. Allerdings ist mit der Figur von Geschlecht als Kontinuum weder Weiblichkeit noch Männlichkeit in Frage gestellt, lediglich die normativ wuchtige Wirkmächtigkeit bröckelt, die normative Grundierung von binären Geschlechterordnungen verschiebt bzw. erweitert sich. Und die normative Grundierung wird sich weiter verschieben, wenn der Satz »Was du nicht willst, was man dir tu, das füg' auch keinem andern zu«, die sogenannte »Goldene Regel«[17] Raum greift und das Selbstbestimmungsrecht von tatsächlich allen Menschen für sich in Anspruch genommen werden kann.

4. Das Nachzeichnen von Verbindungs- und Differenzierungslinien zwischen den jeweiligen Geschlechtern und eröffnet Raum für Logiken des Sowohl-als-auch und des Weder-noch.
5. Das Überwinden und das Ende unbeweisbarer Kausalitätsannahmen zwischen den vier Dimensionen Körper, Gefühl, Verhalten und Begehren sowie das Eröffnen von Raum für Verwobenheiten anstelle von Kausalitäten.
6. Raum für Selbstbestimmung statt vermeintlich gottgewollter, natürlicher und/oder tatsächlich gesellschaftlich normierter Fremdbestimmung, mit allem Leid, das mit einer Fremdbestimmung einhergeht, die die eigene Entfaltung der Persönlichkeit einschränkt oder gar unmöglich macht.
7. Einen erweiterten Blick auf Intersektionalität.
8. Einen neuen Umgang mit Ambiguität und Kontingenz.

Für diesen Beitrag mit dem Schwerpunkt auf der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Geschlechtervielfalt und Ambiguität und der Vorstellung, dass die Figur des Kontinuums hilfreich im Umgang mit Ambiguitäten sein kann, steht im Vordergrund der Argumentation, dass die bislang wirkmächtige binäre Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit mit der Figur des Kontinuums hinterfragt wird, wenn die vier Dimensionen physisch, psychisch, sozial und sexuell einerseits zusammengedacht werden, ohne dass andererseits von einer Kausalität zwischen den Dimensionen ausgegangen wird.

Zu diesem zentralen Aspekt nochmals ein kurzes Beispiel: So ruft die physische Dimension, das körperliche, biologische Geschlecht, *nicht* das soziale Geschlecht hervor und *auch nicht* die Form und Ausprägung des sexuellen Begehrens oder des gefühlten Geschlechts. Keine dieser Dimensionen ist einer anderen Dimension »überlegen«, keine lässt kausale Rückschlüsse auf die jeweils anderen Dimensionen zu. Dennoch sind alle diese Dimensionen miteinander verwoben, kommunizieren

17 Siehe beispielsweise: Ben Dupré: Die Goldene Regel, in: ders.: 50 Schlüsselideen der Menschheit. Heidelberg 2012, S. 12–15, verfügbar unter: https://doi.org/10.1007/978-3-8274-2908-7_4 (letzter Zugriff: 13.12.2023).

miteinander. Diese *interkategoriale Variabilität* bedeutet auch, dass die Dimensionen in ihrem Verhältnis zueinander nicht eindeutig voneinander zu trennen sind. In jeder Dimension sind vielfältige Formen und Ausprägungen zu erkennen und bislang noch unbekannte und unbenannte zu vermuten, was als *intrakategoriale Variabilität* bezeichnet wird.

Verwobenheiten und Verschiebungen innerhalb und zwischen den einzelnen Dimensionen variieren je nach Zeit, Raum, kulturellen Kontexten und lebensbiografischen Abschnitten – und zwar bei allen Geschlechtern. So kann hervorgehoben werden, dass alle Geschlechter in sich vielfältig sind und die Annahme der Eindeutigkeit und Normalität von Weiblichkeit und Männlichkeit *nicht* die oft zitierte Natürlichkeit des Menschen widerspiegelt. Allein von hier aus betrachtet kann so die Konstruiertheit polarisierender Annahmen erkennbar werden.

Polarisierende Annahmen, die vielfältige Geschlechterformen als bedrohliches Dilemma erleben lassen, werden durch mangelnde Ambiguitätstoleranz verstärkt, werden gar zum Paradoxon, also zu »etwas«, was dem allgemein Erwarteten, der vorherrschenden Meinung, dem vermeintlich »Normalen« auf unerwartete Weise zuwiderläuft und/oder zu Widerspruch führt. Wenn z.B. der Mensch, der einem anderen Menschen gegenübertritt, nicht in dessen Muster passt oder anders, besser gesagt, die Muster für das Verstehen des Gegenübers nicht ausreichen, weil sie z.B. in Bezug auf die Geschlechterordnung noch in einem engführenden, binären Netz verfangen bleiben, kann dies bei einer binär engführend denkenden und empfindenden Person zu Irritationen und dilemmatischen Gedanken und Empfindungen führen, die das individuelle oder auch kollektive Bedürfnis nach Engführung, vermeintlicher Klarheit und Vereindeutigung verstärken.

Immer noch wird das Bedürfnis nach Begrenzung, um Unendlichkeiten und Unfassbares (er)fassen zu wollen, was vor allem seit der Aufklärung als – historisch jedoch nicht bewiesene – menschliche Grundhaltung bezeichnet. Allerdings ist bei eingehender Betrachtung das vermeintliche Bedürfnis aller Menschen nach Begrenzung und binären Ordnungen (Natur-Umwelt, Weib-Mann, tot-lebendig, gut-böse) als Naturalisierung genau derjenigen Effekte zu begreifen, die erst durch kategoriale Begrenzungen konstruiert werden. Metaphysische, die weltliche und damit auch die menschliche Existenz begründen wollende Annahmen werden als Gründe für die Notwendigkeit von Ordnungen, einschließlich kategorialer Systeme und damit einhergehender Begrenzungen, herangezogen.

Polarisierungen treffen mit unterschiedlicher Wucht und Vehemenz in unterschiedlichsten sozialen und politischen Entitäten – wie Familie, Verwandtschaft, Peergroup, Verein, NGO, Nachbarschaft, dörfliche, städtische, regionale und überregionale Netzwerke, Arbeitskollektive, schulische, ausbildnerische, akademische, religiöse, kulturelle und politische Verbände und Parteien, in vielen europäischen Ländern, aber auch auf inter- und supranationaler Bühne, aber auch im Individuum selbst – immer wieder aufeinander.

Wie kann nun Vielfalt der Geschlechter nicht als etwas Bedrohliches gefasst werden?

Wenn allen Menschen ein Selbstbestimmungsrecht auf die Bestimmung und Definition ihres je ei(ge)nen Geschlechts zugestanden wird, was auch die Ablehnung einer geschlechtlich konnotierten Selbstzuschreibung einschließt – und zwar sowohl in Bezug auf alle oder nur eine oder einige der vier Dimensionen der Figur des Kontinuums –, dann ist Platz für alle Geschlechter auf Augenhöhe, gleichberechtigt und gleichwürdig. Vermeintliche, aus Geschlechtervielfalt hervorgehende Uneindeutigkeiten verlieren damit ihre verunsichernden Effekte.

Das Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG) und ein Blick auf die Bahn im Dezember 2023

Einen wichtigen Beitrag zur Anerkennung der Vielfalt gleichberechtigter, gleichwertiger und gleichwürdiger Geschlechtlichkeiten kann der aktuell debattierte Entwurf für das Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG) liefern.[18]

Das Bundeskabinett der Bundesregierung Deutschland hat am 23. August 2023 den Entwurf für das SBGG beschlossen. Die erste Lesung fand am 15. November 2023 im Deutschen Bundestag statt. Das SBGG soll das aus dem Jahr 1980 stammende Transsexuellengsetz (TSG) ablösen, das in weiten Teilen mehrfach vom Bundesverfassungsgericht als verfassungswidrig erklärt wurde.[19] Mit dem SBGG sollen nun im Jahr 2024 trans*-, inter*- und nicht-binär*-geschlechtliche Personen durch Selbstauskunft bei den Standesämtern ihren Geschlechtseintrag sowie den Vornamen ändern können. Dem Entwurf voraus gingen sogenannte Eckpunkte, die am 30. Juni 2022 von der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend,

18 Hier die aktuellen Internetseiten der direkt am Gesetzentwurf beteiligten Ministerien: Bundesministerium für Justiz: https://www.bmj.de/DE/themen/gesellschaft_familie/queeres_leben/selbstbestimmung/faq_selbstbestimmung/faq_selbstbestimmung_node.html (letzter Zugriff: 14.12.2023). Und sehr viel umfänglicher die Informationen auf der Seite des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/queerpolitik-und-geschlechtliche-vielfalt/gesetz-ueber-die-selbstbestimmung-in-bezug-auf-den-geschlechtseintrag-sbgg--199332 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

19 Siehe beispielsweise den Beschluss des Ersten Senats vom 11.Januar 2011: BVerfG, Beschluss des Ersten Senats vom 11. Januar 2011 – 1 BvR 3295/07 –, Rn. 1–82, https://www.bverfg.de/e/rs20110111_1bvr329507.html (letzter Zugriff: 14.12.2023); sowie den ausführlichen Beitrag von Kim Trau: Rechtswohltat oder »Schweinerei«? Die Diskussion des Transsexuellengesetzes in der Presse und in Petitionen an den Bundestag zwischen 1975 und 1982, in: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 17 (2015), S. 68-99.

Lisa Paus, zusammen mit dem Justizminister Marco Buschmann vorgestellt wurden.

Zu den Eckpunkten erklärte Lisa Paus: »Selbstbestimmt leben zu können ist fundamental für alle Menschen. Die freie Entfaltung der Persönlichkeit, die Achtung der Privatsphäre und der Schutz vor Diskriminierung – das sind Rechte, die im Grundgesetz garantiert werden, und zwar für alle Menschen. Das Transsexuellengesetz stammt aus dem Jahr 1980 und ist für die Betroffenen entwürdigend. Wir werden es nun endlich abschaffen und durch ein modernes Selbstbestimmungsgesetz ersetzen. Heute ist daher ein guter Tag für die Freiheit und für die Vielfalt in unserem Land.«[20] Und weiter sagt Lisa Paus 2022: »Das Selbstbestimmungsgesetz wird das Leben für transgeschlechtliche Menschen verbessern und geschlechtliche Vielfalt anerkennen. Die Gesellschaft ist an vielen Stellen weiter als die Gesetzgebung. Wir sind als Regierung angetreten, den rechtlichen Rahmen für eine offene, vielfältige und moderne Gesellschaft zu schaffen.«[21]

Marco Buschmann erklärte als Bundesjustizminister im Juni 2022: »Das Selbstbestimmungsgesetz berührt eine grundlegende Frage unseres Zusammenlebens: Wie ernst meinen wir es mit dem Schutz der persönlichen Freiheit? Nicht alle Menschen identifizieren sich mit dem Geschlecht, das beim Standesamt für sie eingetragen ist. Das ist Teil der Vielfalt des Lebens. Das geltende Recht behandelt die betreffenden Personen wie Kranke. Dafür gibt es keine Rechtfertigung. Die Schaffung eines neuen Selbstbestimmungsgesetzes ist deshalb überfällig. Wir gehen dieses Vorhaben nun endlich an – so wie viele andere gesellschaftspolitische Reformen, die andere lange verschleppt haben. Uns geht es nicht darum, die sozialen Verhältnisse auf den Kopf zu stellen; uns geht es um die Einlösung eines zentralen Versprechens des Grundgesetzes: das Versprechen gleicher Freiheit und gleicher Würde aller Menschen.«[22]

Nach der Bekanntgabe der Eckpunkte im Juni 2022 und der Verabschiedung des Gesetzesentwurfs im Mai 2023 entstand eine heftige Debatte, die vor allem von Menschen mit radikalkonservativen bzw. reaktionären Überzeugungen dazu benutzt wurde, Stimmung gegen »die anderen« zu machen und Angst zu schüren. Die gesellschaftspolitisch so wichtige Forderung des Schutzes vor sexualisierter Gewalt wurde sozusagen instrumentalisiert und missbraucht, wenn nun auf einmal im Rahmen der sogenannten »Saunadebatte« Transfrauen das Zugangsrecht zu

20 Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Eckpunkte für das Selbstbestimmungsgesetz, verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/eckpunkte-fuer-das-selbstbestimmungsgesetz-vorgestellt-199378 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

21 Ebenda.

22 Ebenda.

Frauensaunen verboten werden sollte, da sie dort als potenzielle Gewalttäter »leichtes Spiel« hätten und alle »richtigen« Frauen vor solchen potenziellen Gefahren zu schützen seien. Hieran zeigt sich, wie von konservativen und reaktionären Kräften wichtige Errungenschaften, wie der Schutz vor sexualisierter Gewalt, systematisch missbraucht werden und gegen fortschrittliche, der Vielfalt und Selbstbestimmung Raum gebende politische Entwicklungen eingesetzt werden.

Diese Spannung zwischen Befürwortung des SBGG und Ablehnung, letzteres zusammen mit Diskriminierung und das Recht auf Selbstbestimmung missachtenden Äußerungen im Deutschen Bundestag sind gut dokumentiert: Die 1. Lesung vom 15. November 2023 sowie die 2. Anhörung im Rahmen der 52. Sitzung des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom 28. November 2023 mit allen angeforderten und nicht angeforderten, also von Verbänden oder auch von Einzelpersonen auf Eigeninitiative eingereichten Stellungnahmen[23] bilden die Debatte ab.

Eine gemeinsame Stellungnahme des Lesben- und Schwulenverbandes (LSVD) zusammen mit dem Verein Intergeschlechtliche Menschen (IMeV) zum Entwurf des Selbstbestimmungsgesetzes zeigt beispielhaft die aus der Sicht von Teilen der Community notwendigen Verbesserungen des Entwurfs, aber auch die unabdingbar notwendigen und erkennbaren Fortschritte des SBGG im Vergleich zum bestehenden Transsexuellengesetzes aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Wörtlich heißt es in dieser gemeinsamem Stellungnahme vom 27. November 2023: »Der Lesben- und Schwulenverband (LSVD) und Intergeschlechtliche Menschen e.V. (IMeV) begrüßen die Absicht der Bundesregierung, das in großen Teilen verfassungswidrige Transsexuellengesetz (TSG) aufzuheben und die personenstandsrechtliche Anerkennung der geschlechtlichen Identität nunmehr für trans* und intergeschlechtliche sowie nichtbinäre Menschen einheitlich und ohne Vorlage von Sachverständigengutachten und ärztlichen Attesten in einem Selbstbestimmungsgesetz (SBGG) zu regeln. Damit wird eine lange überfällige, im Koalitionsvertrag vereinbarte Neuregelung endlich auf den Weg gebracht. Der vorgelegte Gesetzentwurf muss jedoch dringend nachgebessert werden. Er fällt nicht nur deutlich hinter die im Juni 2022 vorgestellten Eckpunkte zurück, er bringt in einzelnen Regelungen sogar eine Verschlechterung der Rechtslage mit sich.«[24]

---

23 Deutscher Bundestag – Familie. 1. Lesung: Gesetzentwurf zur Änderung des Geschlechtseintrags debattiert und 2. Anhörung: Selbstbestimmungsgesetz stößt auf Zustimmung und Skepsis, alles verfügbar unter https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2023/kw48-pa-familie-selbstbestimmungsgesetz-978748 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

24 Gemeinsame Stellungnahme des Lesben- und Schwulenverbands (LSVD) und Intergeschlechtliche Menschen e.V. (IMeV) zum Gesetzentwurf der Bundesregierung für ein Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften (SBGG), S. 1 zugänglich unter: https://www.bundestag.de/resource/blob/979998/9432fb9221a4de0dc14151de76067566/20-13-7700.pdf (letzter Zugriff: 14.12.2023).

In sieben Punkten werden die aus Sicht des LSVD und IMeV notwendigen Veränderungen zusammengefasst. Sie reichen von der Notwendigkeit einer insgesamt verstärkten Berücksichtigung intergeschlechtlicher Menschen (§§ 4, 5, 9, 11) über die Vermeidung der Unverhältnismäßigkeit der vorgesehenen automatisierten Meldung der Eintragsänderungen an Sicherheitsbehörden (§ 13. Abs. 5), über die Forderung nach einem klaren Bekenntnis zum Diskriminierungsschutz für trans* und intergeschlechtliche Menschen (§ 6) und der Forderung nach der Sicherung des Offenbarungsverbotes (§§ 13,14) hin zu der Forderung, geschlechtliche Selbstbestimmung für alle Menschen zu ermöglichen, unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus, ihrem Alter und der Frage, ob sie unter gesetzlicher Betreuung stehen; dazu kommen noch die Forderung nach Verhinderung einer Verschlechterung des ohnehin diskriminierenden Abstammungsrechts (§ 11) und diejenige nach der Möglichkeit, Vornamen und Geschlechtseintrag voneinander getrennt ändern zu können.[25]

So ist auch diese Debatte in einer gewissen Weise geprägt von Ambiguitäten, wenn die Entscheidungen oder Beschlüsse des Bundesverfassungsgerichtes zur Geschlechtervielfalt sehr unterschiedlich gedeutet werden, wie hier am Beschluss des Ersten Senats des deutschen Bundesverfassungsgerichtes vom 12. Oktober 2017 zur sogenannten Dritten Option, beispielhaft erläutert sei. Im ersten Leitsatz des Beschlusses steht: »Das allgemeine Persönlichkeitsrecht (Art. 2 Abs. 1 iVm Art. 1 Abs. 1 GG) schützt […] auch die geschlechtliche Identität derjenigen, die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen.«

In der Begründung nimmt das Bundesverfassungsgericht u.a. Bezug auf die damaligen Einlassungen der Bundesvereinigung Trans* sowie der Vereinigung TransInterQueer, die beide zwar für eine dritte Geschlechterkategorie plädieren, jedoch langfristig die Abschaffung eines rechtlich relevanten Geschlechtereintrags für folgerichtig erachten: »Langfristig sollte die registerliche Erfassung von Geschlecht ganz abgeschafft werden, da die Erhebung von Geschlecht als Kategorie im Personenstandsrecht […] nur notwendig sei, solange für unterschiedliche Geschlechter unterschiedliche Rechte gälten.«[26]

Große Uneinigkeit entsteht auch nach 2011, als das Bundesverfassungsgericht sich zum siebenten Mal mit dem seit 1980 bestehenden Transsexuellengesetz (TSG) befasst und die in § 8 Abs. 1 Nr. 3 und 4 des TSG normierten Voraussetzungen für die rechtliche Anerkennung von Transsexuellen für verfassungswidrig befindet.

Das Bundesverfassungsgericht verwirft die Notwendigkeit der sogenannten »großen Lösung«, nach der die rechtliche Anerkennung des anderen Geschlechts

25 Vgl.: Ebenda, S. 1–7.

26 Leitsätze zu dem Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 10.10.2017 und den zitierten Kommentaren: https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2017/10/rs20171010_1bvr201916.html (letzter Zugriff: 14.12.2023); siehe auch ausführlicher in Baltes-Löhr: Geschlecht als Kontinuum, S. 137f.

einer Person die einschlägigen Operationen voraussetzt. Somit wird der Selbstbestimmung eine große Tür geöffnet und der Gesetzgeber aufgefordert, »eine Gesamtüberarbeitung des Transsexuellenrechts vor[zu]nehmen, um einen verfassungsgemäßen Rechtszustand herbeizuführen.«[27] Eine Frist wird nicht gesetzt. Es entwickelt sich Uneinigkeit darüber, ob Verfahren zur Feststellung der Änderung der Geschlechtszugehörigkeit nach § 8 TSG bis zu einer gesetzlichen Neuregelung nun auszusetzen seien oder nicht. Hier kommt das Oberlandesgericht Karlsruhe am 11. September 2011 zu dem Urteil, dass ein Aussetzen der Verfahren nach dem für verfassungswidrig befundenen § 8 des TSG nicht zulässig sei.«[28]

Ende 2023 ist nun mit den Umsetzungen der Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichtes und damit auch – zumindest teilweise – der Umsetzung der Forderungen derjenigen Menschen, die jahre- oder gar jahrzehntelang unter den Auswirkungen des Transsexuellengesetzes gelitten haben und leiden, mit dem nun vorliegenden Gesetzesentwurf zum SBGG ein m.E. deutliches Entgegenkommen zu verzeichnen. Allerdings schlägt den befürwortenden politischen Kräften und den sie unterstützenden Menschen und Gruppierungen teilweise diffamierender Hass entgegen, wenn das Recht auf Selbstbestimmung nicht nur keineswegs entsprechend dem im Grundgesetz verankerten Schutz der Menschenwürde respektiert, sondern gar verlächerlicht wird.[29]

Licht im Tunnel?

Ein aktueller und ambiger Lichtblick zeigt sich am Horizont, wenn Anfang Dezember 2023 die Deutsche Bahn nach einem langen Rechtsstreit bei der Online-Ticket-Buchung eine geschlechterneutrale Anrede ermöglicht. Eine Sprecherin der Bahn erklärt: »Nun konnten wir auch den technisch komplexen Bereich der Online-Bu-

27 Transsexuellengesetz – die Siebte, in: Rechtslupe. Nachrichten aus Recht und Steuer, vom 2. Februar 2011, verfügbar unter https://www.rechtslupe.de/familienrecht/transsexuellengesetz-die-siebte-325928 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

28 Transsexuellengesetz verfassungswidrig? in: Rechtslupe. Nachrichten aus Recht und Steuer, vom 21. September 2011 verfügbar unter https://www.rechtslupe.de/familienrecht/transsexuellengesetz-verfassungswidrig-333321 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

29 Siehe hierzu die Ordnungsrufe und die Verhängung eines Ordnungsgeldes gegen die Abgeordnete Beatrix von Storch, die die Abgeordnete Tessa Ganser bewusst mit einem falschen Namen angesprochen und die Bundestagspräsidentin Petra Pau auf sozialen Medien verunglimpft hatte, in wirtschaft.com: Nachrichten, online vom 8.12.2023 »Beatrix von Storch kassiert zwei Ordnungsrufe und ein Ordnungsgeld«, verfügbar unter https://wirtschaft.com/beatrix-von-storch-kassiert-zwei-ordnungsrufe-und-ein-ordnungsgeld/ (letzter Zugriff: 08.12.2023).

chung auf bahn.de anpassen und unsere Kund:innen können sich künftig neben »Frau« und »Herr« auch für eine »neutrale Anrede« entscheiden.«[30]

Geklagt hatte Promotionsstudent*in René_ Rain Hornstein, unterstützt von der TIN-Rechtshilfe, an die sich trans*, inter* und nicht-binäre* Menschen in rechtlichen Verfahren wenden können. Hornstein sieht die Einführung der geschlechtsneutralen Anrede mit gemischten Gefühlen, da die Bahn während des gesamten Verfahrens wiederholt transfeindliche Argumente benutzt habe und die Einführung einer geschlechtsneutralen Anrede zu verschleppen suche, so dass Hornstein die vielen Diversity-Werbeaktionen der Bahn – wie ICEs mit Regenbogenstreifen – als »mindestens scheinheilig« einstuft.[31]

Das ist eindeutig mehrdeutiges, ambiges Handeln, so lässt sich schließen, ein Eindruck, der noch durch die Tatsache bestärkt wird, dass die Bahn nach dem Urteil im April 2022, gegen das eigentlich keine Revision zulässig ist, eine auch Anfang Dezember 2023 immer noch beim Bundesgerichtshof anhängige Beschwerde auf Nichtzulassung führt, um dann, je nach Entscheidung des Bundesgerichtshofs, doch noch in Revision gehen zu können, gegen eine Entscheidung, deren Umsetzung gerade anläuft. Der Bahn stehen viele Handlungsoptionen offen. Die Einrichtung der Option einer geschlechterneutralen Anrede ist ein eindeutiges Zeichen in Richtung auf Geschlechtergerechtigkeit und Vielheit und wird uneindeutig, wenn eine andere, ebenfalls eindeutig anmutende Handlung, nämlich das Anstreben einer gerichtlichen Entscheidung in den Blick genommen wird. (Un-)Eindeutigkeiten oder Mehrdeutigkeit pur.

Ausblick

Mit diesem Beitrag sollte gezeigt werden, wie Eindeutigkeiten, Uneindeutigkeiten, Mehrdeutigkeiten, Ambiguitäten im weitesten Sinne, miteinander auskommen können, wenn Binaritäten ihre normative Wucht verlieren und auch die Verwobenheiten zwischen »eindeutig« und »uneindeutig« neu gedacht werden. Anhand der Figur des Kontinuums am Beispiel von Geschlecht konnte gezeigt werden, dass Eindeutigkeiten in Vielheiten ihren Platz finden können, wohingegen vermeintliche Eindeutigkeiten Vielheit ausschließen *müssen*. Vielheiten, gedacht in einem Kontinuum, lösen das einschnürende binär-normative Korsett und lassen Raum für selbstbestimmte Entfaltung.

---

30 Tilmann Warnecke: Neutrale Anrede möglich: Bahn macht Formulare beim Ticketkauf diverser, in: Tagespiegel – Gesellschaft vom 13.12.2023, verfügbar unter https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/queerspiegel/neutrale-anrede-moglich-bahn-macht-formulare-beim-ticketkauf-diverser-10922536.html (letzter Zugriff: 14.12.2023).

31 Vgl. ebenda.

Was würde eigentlich dagegensprechen, dass Menschen geboren werden, sie einander beste Möglichkeiten garantierten, sich so zu entwickeln, dass sie sich z.B. für eine sinnstiftende und für eine, die eigene, aber auch die Existenzen der Mitmenschen sichernde Tätigkeit entscheiden könnten, für eine Form der Lebensgemeinschaft, für eine politische Gruppierung, für eine religiöse oder spirituelle Gemeinschaft – und auch für die Zugehörigkeit zu (k)einem Geschlecht? Könnte nicht in der Loslösung oder gar Negierung von Geschlecht eine Befreiung liegen, die den Menschen sich auf das Menschsein fokussieren ließe und Raum eröffnen würde für die Entwicklung möglichst vieler Facetten menschlicher Existenzformen – eine Utopie?

Vielleicht ist mit der Figur des Kontinuums ein Anfang gemacht im Sinne einer notwendigen Öffnung hin zu Vielfalt, hin zu Lust auf Ambiguität, auf Uneindeutigkeiten, auf Mehrdeutigkeiten und auf Selbstbestimmung und Selbstentfaltung. All das ist m.E. verknüpft mit der unabdingbaren Notwendigkeit, dass zukünftig auf allen Lehrplänen von frühester Kindheit an die Auseinandersetzung mit Ambiguitäten und Vielfältigkeiten steht, zusammen mit Solidarität und Respekt – anstelle von immer schärfer und schneller werdenden und letztlich zerstörerischen Konkurrenzkämpfen um den ersten und vermeintlich besten Platz.

Literaturverzeichnis

Baltes-Löhr, Christel: Migration und Identität. Portugiesische Frauen in Luxemburg. Frankfurt am Main und London 2006.

Baltes-Löhr, Christel: Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffsbestimmung. In: Schneider, Erik und Baltes-Löhr, Christel (Hg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. 3. Auflage (1. Auflage 2014), Bielefeld 2018, S. 17–40.

Baltes-Löhr, Christel: What Are We Speaking About When We Speak About Gender? Gender as a Continuum, in: Cultural and Religious Studies, Vol. 6 (2018) Nr. 1, S. 1–32. https://doi.org/10.17265/2328-2177/2018.01.001, verfügbar unter https://orbilu.uni.lu/bitstream/10993/46480/1/5b3f2e49206cc.pdf (letzter Zugriff 14.12.2023).

Baltes-Löhr, Christel: Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – eine Utopie oder notwendiges Ziel? In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 49 (2021), S. 28–38, verfügbar unter https://www.netzwerk-fgf.nrw.de/fileadmin/media/media-fgf/download/publikationen/netzwerk_fgf_journal_49_f_web.pdf (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Baltes-Löhr, Christel: Motherhood for All – Women, Men, Trans*, Inter*, Nonbinary and Agender-Persons – Examined Using the Figure of the Continuum, in: Cultural and Religious Studies, March 2021, Vol. 9 (2021) Nr. 3, S. 95–110, htt

ps://doi.org/10.17265/2328-2177/2021.03.001 verfügbar unter https://www.davidpublisher.com/Public/uploads/Contribute/607e7b450ff6e.pdf (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Baltes-Löhr, Christel: Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen und über gelebte Pluralitäten, Bielefeld 2023.

Baltes-Löhr, Christel: Kann die Figur des Kontinuums das scheinbare Dilemma im Umgang mit Vielfalt der Geschlechter auflösen? In: Brigitte Buchhammer (Hg.): Gender, Queer, Feminism: Upheavals and Challenges – A Philosophical Approach. Beiträge des gleichnamigen Symposiums der SWIP Austria in Linz, Münster 2024, S. 135–156.

Barz, Monika: Rezension vom 22.03.2021 zu: Mira Kaszta, Simon Reutlinger: Intergeschlechtlichkeit. Eine qualitative Fallstudie zur psychosexuellen Entwicklung. Frankfurt 2020, in: socialnet Rezensionen, https://www.socialnet.de/rezensionen/27221.php (letzter Zugriff: 13.12.2023).

Bauer, Matthias u.a.: Dimensionen der Ambiguität. In: Wolfgang Klein und Susanne Winkler (Hg.): Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Heft 158 (2010), S. 7–75.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG), verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/queerpolitik-und-geschlechtliche-vielfalt/gesetz-ueber-die-selbstbestimmung-in-bezug-auf-den-geschlechtseintrag-sbgg--199332 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Bundesministerium für Justiz: Selbstbestimmungsgesetz – Fragen und Antworten, verfügbar unter https://www.bmj.de/DE/themen/gesellschaft_familie/queeres_leben/selbstbestimmung/faq_selbstbestimmung/faq_selbstbestimmung_node.html (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Eckpunkte für das Selbstbestimmungsgesetz, verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/eckpunkte-fuer-das-selbstbestimmungsgesetz-vorgestellt-199378 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Bundesverfassungsgericht (BVerfG): Beschluss des Ersten Senats vom 11. Januar 2011 –1 BvR 3295/07 –, Rn. 1–82, verfügbar unter https://www.bverfg.de/e/rs20110111_1bvr329507.html (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Butler, Judith: Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, Sheila et al. (Hg.): Der Streit um Differenz. Frankfurt a.M. 1993, S. 123–132.

BWL-Lexikon der Munich Business School: Ambiguität, verfügbar unter https://www.munich-business-school.de/l/bwl-lexikon/ambiguitaet (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Deutscher Bundestag – Familie. 1. Lesung: Gesetzentwurf zur Änderung des Geschlechtseintrags und 2. Anhörung: Selbstbestimmungsgesetz stößt auf Zustimmung und Skepsis, alles verfügbar unter https://www.bundestag.de/do

kumente/textarchiv/2023/kw48-pa-familie-selbstbestimmungsgesetz-978748 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Duden – online: Ambiguität: Herkunft des Begriffs, verfügbar unter https://www.duden.de/rechtschreibung/Ambiguitaet (letzter Zugriff: 13.12.2023).

Dupré, Ben: Die Goldene Regel, in: Ders.: 50 Schlüsselideen der Menschheit. Heidelberg, 2012, S. 12–15, verfügbar unter: https://doi.org/10.1007/978-3-8274-2908-7_4 (letzter Zugriff: 13.12.2023).

Leitsätze zu dem Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 10.10.2017 und den zitierten Kommentaren https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/ Entscheidungen/DE/2017/10/rs20171010_1bvr201916.html (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Lesben- und Schwulenverband (LSVD) und Intergeschlechtliche Menschen e.V. (IMeV): Gemeinsame Stellungnahme des Lesben- und Schwulenverbands (LSVD) und Intergeschlechtliche Menschen e.V. (IMeV) zum Gesetzentwurf der Bundesregierung für ein Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften (SBGG), verfügbar unter: https://www.bundestag.de/resource/blob/979998/9432fb9221a4de0dc14151de76067566/20-13-7700.pdf (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Lindgren, Lennart (Hg.): Du bist nicht allein! LGBTQIA+ Community Handbuch. Schritt für Schritt – inneres und äußeres Coming-out. Independently published 2020.

Morgen, Clara: Mein *intersexuelles* Kind. weiblich männlich *fließend*, Berlin 2013.

Pafel, Jürgen und Reich, Ingo: Einführung in die Semantik. Grundlagen – Analysen – Theorien, Stuttgart 2016.

Sigusch, Volkmar: Sexualitäten: Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt a.M. 2013.

Transsexuellengesetz – die Siebte, in: Rechtslupe. Nachrichten aus Recht und Steuer, vom 2. Februar 2011, verfügbar unter https://www.rechtslupe.de/familienrecht/transsexuellengesetz-die-siebte-325928 (letzter Zugriff: 14.12.2023).

Transsexuellengesetz verfassungswidrig? in: Rechtslupe. Nachrichten aus Recht und Steuer, vom 21. September 2011 verfügbar unter https://www.rechtslupe.de/familienrecht/transsexuellengesetz-verfassungswidrig-333321 (letzter Zugriff: 14.12.2023)

Trau, Kim: Rechtswohltat oder »Schweinerei«? Die Diskussion des Transsexuellengesetzes in der Presse und in Petitionen an den Bundestag zwischen 1975 und 1982, in: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 17 (2015), S. 68–99.

Warnecke, Tilmann: Neutrale Anrede möglich: Bahn macht Formulare beim Ticketkauf diverser, in: Tagespiegel – Gesellschaft vom 13.12.2023, verfügbar unter https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/queerspiegel/neutrale-anrede-m

oglich-bahn-macht-formulare-beim-ticketkauf-diverser-10922536.html (letzter Zugriff: 14.12.2023).

wirtschaft.com: Nachrichten, online vom 8.12.2023, »Beatrix von Storch kassiert zwei Ordnungsrufe und ein Ordnungsgeld«, verfügbar unter https://wirtschaft.com/beatrix-von-storch-kassiert-zwei-ordnungsrufe-und-ein-ordnungsgeld/ (letzter Zugriff: 8.12.2023).

Autor*innenverzeichnis

Baltes-Löhr, Christel: lehrte und forschte bis 2003 an der Universität Luxemburg zu den Schwerpunkten Kontinuum, Geschlechtervielfalt und Migration. Promotion in Luxemburg zum Thema »Migration und Identität portugiesischer Frauen in Luxemburg«. Von 2004 bis 2016 Genderbeauftragte der Universität Luxemburg. Berufung zum Mitglied des Luxemburgischen Ethikrates im Jahr 2015. Vertreterin in der EU-Helsinki-Group on Women and Science Luxemburgs von 2005 bis 2016. Seit Juli 2019 eine von drei Co-Sprecher*innen der AG Trans* Inter* Studies in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien.

Becker, Frank: Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Duisburg-Essen. Studium der Geschichtswissenschaft, Deutschen Philologie, Philosophie und Pädagogik an der Universität Münster. Promotion und Habilitation ebenda. Auslandsaufenthalte und Gastprofessuren in England, Österreich und Schweden. 2013–2023 Mitglied im Leitungsgremium des DFG-Graduiertenkollegs 1919 »Vorsorge, Voraussicht und Vorhersage. Kontingenzbewältigung durch Zukunftshandeln«; seit 2019 Mitglied der DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Ideen- und Kulturgeschichte, Medien- und Körpergeschichte.

Blume, Johanna E.: Nach mehrjähriger Tätigkeit als Ausstellungskuratorin seit 2023 Lektorin im Fachbereich Geschichte/Politik/Gesellschaft des Kohlhammer Verlags. Studium historisch orientierter Kulturwissenschaften in Saarbrücken und Amsterdam. Promotion 2018 in Neuerer Geschichte zum Thema Kastratensänger an mitteleuropäischen Höfen im 18. und 19. Jahrhundert. Forschungsschwerpunkte: Geschlechtergeschichte, höfische Repräsentation und Mobilität in der Frühen Neuzeit.

Keilhau, Max: Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Universität Duisburg-Essen. Studium der Geschichtswissenschaft, Germanistik und Bildungswissenschaften ebenda. Von 2019 bis 2023 wissenschaftlicher Mitarbei-

ter in der DFG-Forschungsgruppe »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« im Teilprojekt »Geschlechtliche Ambiguität in der Medienberichterstattung der Bundesrepublik Deutschland von den 1970er Jahren bis zur Jahrtausendwende«. Promotionsprojekt am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Medien- und Geschlechtergeschichte des 20. Jahrhunderts, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Queere Zeitgeschichte sowie Geschichte und Systemtheorie.

Plummer, Patricia: Seit 2011 Professorin für Anglistik und Postcolonial Studies an der Universität Duisburg-Essen. Studium der Fächer Anglistik, Ägyptologie und Klassische Archäologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Promotion 2000. Gastprofessorin an der Macquarie University sowie Aufenthalte als Visiting Research Fellow an der University of Sydney, am Moore Institute der National University of Ireland in Galway und an der Australian National University. Seit 2019 Mitglied der DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Postkoloniale Literaturen und Kulturen, Gender Studies, Orientalismus, Ambiguität und Populärkultur.

Reinhardt-Becker, Elke: Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin, lehrt und forscht seit 1997 an der Universität Essen (seit 2003 Universität Duisburg-Essen) im Institut für Germanistik. Studium der Germanistik, Kommunikations- und Politikwissenschaften. Promotion im Jahr 2005 mit einer Arbeit zur Liebessemantik in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. Forschungsschwerpunkte: Literatur- und Kulturgeschichte von Liebe und (Geschlechter-)Identität, Interkulturalität und Systemtheorie. Gastdozenturen in Schweden.

Runte, Annette: Professorin für Allgemeine und Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Siegen. Studium der Germanistik, Philosophie und Linguistik an den Universitäten Bonn und Bochum. Auslandsstudium an den Universitäten Paris III und VII. Promotion in Germanistik an der Universität Bochum. Postdoktorandin am Graduiertenkolleg »Kommunikationsformen als Lebensformen« in Siegen. Gastprofessuren im In- und Ausland. Forschungsschwerpunkte: Diskurstheorie, Autobiographik, Psychoanalyse und Geschlechterforschung.

Schäfer, Rita: Dr. phil., Ethnologin und Afrikawissenschaftlerin. Studium in Freiburg und London. Langjährige Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten in Deutschland und in der Schweiz, unter anderem Gastprofessorin an der Universität Göttingen und der Humboldt-Universität Berlin. Gutachterin für Entwicklungszusammenarbeit. Derzeit freiberuflich tätig, unter anderem als Dozentin.

Langjährige Gender-Forschungen in Westafrika und im südlichen Afrika, vor allem in Südafrika.